Das Leben des Generals Friedrich von Gagern

Heinrich Gagern (Freiherr von), Friedrich Balduin Gagern (Freiherr von)

Digitized by Google

ARNO ADLER
Antiquariat
Hüxstr. 55, 2400 Lübeck

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Das Leben

des

Generals Friedrich von Gagern.

Von

Heinrich von Gagern.

Zweiter Band.

Leipzig und Heidelberg,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1857.

Inhalt.

		Seite
Sechstes Kapitel.	Die Belgische Revolution. Von 1830 bis 1831.	1
Siebentes „	Die Sommerlager und Winterquartiere in Nordbrabant bis nach dem Friedensschluß zwischen Holland und Belgien, und der Verkehr mit Deutschland während dieser Zeit. Von 1831 bis 1839.	137
Achtes „	Der Dienst bei der Niederländischen Cavallerie; die Versetzung in Nicht-Activität bis zur Sendung und Abreise nach Ostindien und der Deutsche Briefverkehr während dieser Zeit. Von 1839 bis Ende Juni 1844.	315
Neuntes „	Die Sendung nach Ostindien. Von 1844 bis 1847.	417
Zehntes „	Das Jahr 1848 und der Tod.	615

Neuntes Kapitel.

Die Sendung nach Oſtindien.

Von 1844 bis 1847.

Neuntes Kapitel.

Die Sendung nach Oſtindien.

Von 1844 bis Ende Juni 1847.

Indem ich von der Reiſe des Bruders weiteren Bericht zu erſtatten beginne, drängt ſich natürlich die Frage nach dem Inhalt des Auftrags, der ihn nach Oſtindien führt, in den Vordergrund. Dieſer Auftrag hat des Fritz ganze Thätigkeit während drei Jahren, bis zum letzten Jahre vor ſeinem Tode, in Anſpruch genommen; er iſt alſo bedeutſam für ſein Leben; und doch kann ich die Frage nach dem Inhalt deſſelben nur ſehr allgemein beantworten.

Daß es ſich von einer wichtigen Vertrauens-Miſſion handelte, war ſchon aus ſeinen im vorigen Kapitel mitgetheilten Briefen zu entnehmen; ſeine mündlichen vertraulichen Mittheilungen über den Inhalt derſelben waren vor und nach der Reiſe nur ſpärliche; in ſeinem an die Familie gekommenen Nachlaß fanden ſich keinerlei Papiere vor, die über ſeinen Indiſchen Auftrag und die Vollziehung deſſelben Aufſchluß gegeben hätten; das von ihm während der Reiſe und während des Aufenthalts in Indien mit häufigen Unterbrechungen geführte Tagebuch, welches unten folgt, beginnt gleich mit der Erklärung, daß er ſich darin über den Zweck ſeiner Sendung und über Alles, was ſich ſpeciell darauf bezieht, nicht verbreiten werde.

Doch ſchon ehe Fritz mit ſolchem Auftrag betraut war, hatten die Niederländiſchen öffentlichen Blätter die Abſicht der Regierung beſprochen, eine außerordentliche Commiſſion nach den Colonien abzuſenden; und ſeit dem Tode meines Bruders haben mehrere

ſeiner Niederländiſchen Freunde, die in der Lage waren, davon unterrichtet ſein zu können, über den Inhalt des Auftrags, der dem General von Gagern nach Oſtindien geworden iſt, freundliche Mittheilungen gemacht, wenigſtens die Natur des Auftrags erkennen laſſen.

Aus der Notorietät und dieſen Quellen iſt Folgendes zu entnehmen: Die Regierung des Königs der Niederlande hat noch zu Ende des Jahres 1843 die Abſicht gehabt, eine außerordentliche Commiſſion über Meer zu ſenden, zu zweien ganz verſchiedenen und auseinanderliegenden Zwecken, die kaum zuſammen in Verbindung ſtanden. Während der eine dieſer Zwecke, der auf eine Prüfung der Defenſivkräfte der Niederländiſch-Oſtindiſchen Colonien und deren militäriſcher Organiſation gerichtet ſein ſollte, ſeiner Veranlaſſung nach dem Niederländiſchen Publikum weniger bekannt war, beſprachen die öffentlichen Blätter um ſo eifriger den andern, eine beabſichtigte Miſſion nämlich *nach Japan* im Intereſſe des Handels.

Bis zu den neueſten Verträgen der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Japan ſind die Holländer die einzige Nation geweſen, welche in ſehr beſchränkter Weiſe und unter demüthigenden Bedingungen zu directem Handel in Japan'ſchen Häfen zugelaſſen waren. Nach den Erfolgen der Engländer in China konnte vorausgeſehen werden, daß auch die grundſätzliche Iſolirung Japans nicht mehr lange von den großen ſeefahrenden Nationen geachtet werden würde, und daß damit auch das Holländiſche Monopol des Japan'ſchen auswärtigen Handels fallen müſſe. Eine weiſe Politik beſtimmte die Holländer zu öffentlichen Schritten, die beweiſen ſollten, daß es nicht ihre Abſicht ſei jenes Monopol zu behaupten, daß ſie dem freien Handel aller Nationen mit Japan nicht entgegen, vielmehr denſelben zu fördern geneigt ſeien.

Die Holländer hatten die Erfahrung gemacht, daß die demüthigenden Bedingungen, unter denen ſie für den Japan'ſchen Handel

begünstigt sind, und die sie lange Zeit wohl nur als einen Ausgangs- und Anknüpfungspunkt betrachtet und angenommen haben mochten, seit nun Jahrhunderten nichts von ihrer Strenge nachgelassen hatten; und daß ihr Handel mit Japan, wenn dieses nicht aus seiner Isolirung heraus gezwungen würde, zu einem unbefriedigenden Beharrungszustande verurtheilt sei. Dagegen schien der für alle Nationen freigegebene Handel mit Japan auch den Holländern größeren Vortheil als das bisherige so beschränkte Monopol zu bieten, und ihre hergebrachten Handelsbeziehungen und die von ihnen zu ergreifende Initiative zur Eröffnung des Japan'schen Handels für alle Nationen, konnten ihnen in diesem Handel, auch bei freier Concurrenz, noch immer Vortheile sichern.

Man weiß nun durch verschiedene Veröffentlichungen, daß der König der Niederlande, Wilhelm II., im Jahre 1843 an den Kaiser von Japan einen Brief geschrieben hat, worin er für die Gastfreundschaft dankte, welche seine Unterthanen in Japan genossen haben, und worin er vor Unglücksfällen warnte, wie sie China in dem Kriege mit den Engländern betroffen; endlich andeutete, daß denselben nur durch liberale Gesetze in Bezug auf handeltreibende Nationen vorgebeugt werden könne.

Diesen brieflichen Vorstellungen durch eine kriegerisch ausgerüstete außerordentliche Gesandtschaft an den Hof von Jeddo Nachdruck zu verleihen, wie das seitdem die Regierung der vereinigten Staaten von Nordamerika zu ähnlichen Zwecken mit Erfolg gethan hat, lag schon im Jahre 1843 in den Absichten der Niederländischen Regierung.

Der General Nepveu, damals Chef des Generalstabs der Niederländischen Armee, wurde zu dieser Mission ausersehen, welche mit der andern zur Prüfung und Begutachtung der militärischen Organisation von Niederländisch-Ostindien verbunden

werden ſollte. Dieſer General hatte ſich vom Könige erbeten, daß mein Bruder ihm bei dieſer Miſſion zugeſellt werden möge; und er ſchrieb an Fritz nach Hornau, den 8. December 1843, daß er autoriſirt ſei ihm mitzutheilen:

„Que vous êtes adjoint à la mission politique au Japon.“

Nachdem Fritz hierauf dem General Nepveu geantwortet hatte, unter welchen Bedingungen, Angeſichts der ihm von dem Herzog von Naſſau gemachten Propoſitionen zum Eintritt in deſſen Dienſte, er dennoch bereit ſein werde einer ſolchen Miſſion ſich mit ihm zu unterziehen, erhielt er am 18. Januar 1844 die weitere Mittheilung von Seiten des Generals:

Mon cher de Gagern!

„Je m'empresse de vous faire connaître pour votre gouverne, que moi je ne vais pas au Japon ni à Java; cela c'est décidé hier. A présent on va nommer un autre, mais je ne sais absolument qui. Or comme le Roi tient beaucoup à vous conserver à son service et l'a encore dit il y a quelques jours, lorsque je l'ai prié de prendre une décision à votre égard, il est fort possible qu'on vous offre la mission. Ainsi, dans ce cas, avisez à ce que vous avez à faire.“ etc.

Als ſpäter mein Bruder durch Schreiben des Kriegsminiſters vom 14. Februar 1844 nach dem Haag zurückberufen und ihm Eröffnung wegen der ihm zu übertragenden Indiſchen Miſſion gemacht wurde, war von einer Sendung nach Japan keine Rede mehr, und es iſt die Frage, warum dieſe unterblieb, meinem Gegenſtande eben ſo fremd, als die andere, warum General Nepveu *) von der ganzen Miſſion zurückgetreten war. Nur das

*) Es wurde von müßigen Diplomaten im Haag damals das Namenswortſpiel erfunden, auf die Frage wegen Annahme der Miſſion habe Nepveu mit { ne — veux / Nep — veu } Gagern mit { Ja — gern / Ga — gern } geantwortet.

mußte im Zuſammenhaug hervorgehoben werden, daß mein Bruder der Löſung dieſer beiden Fragen fremd geblieben iſt, daß er in keiner Weiſe Veranlaſſung zum Rücktritt des Generals Nepveu, der ihm auch ſpäter befreundet blieb, gegeben oder zu der Miſſion ſich zugedrängt hatte. Der Schluß des Briefs vom 18. Januar 1844, in welchem General Nepveu meinem Bruder ſeinen Rücktritt anzeigte, iſt in dieſer Beziehung bezeichnend, er lautet:

„Je ne veux en rien vous influencer, mon cher ami, pour le cas où l'offre vous serait faite; vous connaissez à peu près la position en question et la vôtre; ainsi vous pouvez prendre une résolution à bonne enseigne, mais soyez prudent, un tiens vaut mieux que deux tu l'auras. Sur ce, adieu de toute amitié. Nepveu.“

Während das Bisherige bezüglich der überſeeiſchen Miſſion meines Bruders des geſchichtlichen Zuſammenhangs wegen geſagt werden mußte, komme ich nun auf den beſchränkteren Gegenſtand dieſer Miſſion.

Die von den Engländern einſt ſo leicht errungene Beſitznahme der vormals Holländiſchen Colonien, in Folge der Annexation Hollands an das Franzöſiſche Kaiſerreich (1810), hatte der Regierung des durch die Verträge von 1814 und 1815 neu geſchaffenen Königreichs der Niederlande frühzeitig die Fürſorge auferlegt, die für den Beſtand des Niederländiſchen Reichs ſo wichtige Colonie Java in einen achtbaren Vertheidigungsſtand zu verſetzen. Dies ſchien zu einem um ſo dringenderen Bedürfniß zu werden, nachdem (1830) in Folge der Belgiſchen Revolution und bei der Trennung der vereinigt geweſenen Niederlande, die freundſchaftlichen Verhältniſſe Englands zu Holland und zu den Oraniern, welcher Freundſchaft das Königreich der Niederlande gleichſam ſeine Entſtehung zu verdanken gehabt hatte, ſehr gelockert worden waren, und die Europäiſchen Allianzſyſteme, ſeit der Franzöſiſchen Julirevolution und ſeit dem ſo ſehr geſtiegenen Einfluß Rußlands, eine gänzliche Wandlung erfahren hatten. —

Bald nachdem Java unter Holländiſche Herrſchaft zurückgekehrt war (1815), hatte man mit der Ausführung eines umfaſſenderen Befeſtigungsſyſtems für dieſe Inſel begonnen, deſſen Zweckmäßigkeit jedoch, je mehr die Summen anwuchſen, die es allmählig verſchlang, und je größer, während der Kriegsrüſtung nd nach dem Verluſt Belgiens, das eigene Geldbedürfniß des Mutterlandes wurde, — um ſo mehr von vielen Seiten in Zweifel gezogen worden war. Neben dem Befeſtigungsſyſtem der Inſel war es noch der Beſtand und die Organiſation des dortigen Heers, welche neue Maaßnahmen zu erfordern ſchienen. Dieſes Heer war zur Zeit des Aufenthalts meines Bruders in Indien, und zwar am 1. Januar 1845, 19,144 Mann, auf Java und Madura 11,358 Mann ſtark. Unter der Totalſumme befanden ſich ſammt den 649 Officieren zuſammen 6839 Europäer.

Solange, bei der Abneigung der Holländer gegen den Kriegsdienſt, das Mutterland ſelbſt ſich theilweiſe mit geworbenen und in Sold genommenen fremden Truppen für ſeine militäriſchen Zwecke behelfen mußte, lag es in der Natur der Sache, daß dies Niederländiſch-Oſtindiſche Heer nur durch ſehr mittelmäßige militäriſche Elemente aus Europa recrutirt werden konnte. Aber ſobald als möglich war man in dieſer Beziehung zu einem andern Syſtem übergegangen. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß der Auswurf der Europäiſchen Bevölkerung, womit früher das Indiſche Heer beglückt worden war, in kurzer Zeit dem tropiſchen Klima unterlag, und daher die Transportkoſten nicht lohnte; man war in Berückſichtigung des frühern Lebenswandels der ſich meldenden Freiwilligen, und der dadurch bedingten Fähigkeit Strapazen zu ertragen, ſtrenger und wähleriſcher geworden. Dagegen war fortwährend dieſes Colonial-Heer nur in ſehr geringem Zuſammenhang mit dem Niederländiſchen Heer in Europa, ganz abgeſondert für ſich geblieben, und während militäriſche Organiſation, Ausrüſtung und Schule in Europa

große Fortſchritte machten, hatte dieſe Vervollkommnung des Kriegsweſens nur einen geringen Einfluß auf das Niederländiſch-Oſtindiſche Heer geäußert.

Die Löſung ſolcher Zweifel vorzubereiten, die Begutachtung der Möglichkeit der Abſtellung ſolcher Mißſtände — und vielleicht auch mancher Mißbräuche, machte den Inhalt des Auftrags aus, der meinem Bruder geworden iſt.

Holländiſche Freunde deſſelben bezeichneten denſelben näher dahin:

„Die Miſſion, die dem General von Gagern nach Oſtindien anvertraut wurde, war von der wichtigſten Natur und giebt den Maaßſtab zu dem unbegränzten Vertrauen, welches der König und die Regierung in ihn ſetzten. Von dem friedlichen und geſicherten Beſitz dieſer Colonien hängt die ſtaatliche Exiſtenz des Mutterlandes und ſeiner Bevölkerung weſentlich ab. Die Miſſion hatte, (außer den geheimen Inſtructionen) officiell eine directe Inſpection zum Gegenſtande, vor Allem was auf den ſowohl perſonellen als materiellen militäriſchen Dienſt in den Colonien Bezug hat; einbegriffen alle Vertheidigungsmittel und das Vertheidigungsſyſtem für den etwaigen Fall eines Krieges. Der Miniſter der Colonien weihete den General in Alles ein, was ihm eine genaue Kenntniß des Zuſtandes der Niederländiſch-Indiſchen Armee und der dortigen Vertheidigungsmittel gegen einen, ſei es äußeren oder inneren, Feind geben konnte, und übergab ihm alle dazu erforderlichen Documente.

Der General hatte Befehl Alles zu ſehen, Alles zu erforſchen, überall hin ſich an Ort und Stelle zu begeben, wo Augenſchein nützlich ſein konnte, und danach einen genauen Bericht zu erſtatten und einen Plan vorzulegen, welcher im Zuſammenhang eine neue Organiſation der Armee und ein neues Befeſtigungsſyſtem beſonders der Inſel Java umfaßte, wenn der Zuſtand der Dinge, wie er ihn antreffen würde, ihm ſolche weſentliche Veränderungen nöthig erſcheinen laſſen ſollte."

Dies, was den Inhalt der Sendung des Bruders betrifft.

Wie deſſen Tagebuch über die militäriſchen Ausrichtungen in Indien ſich nicht verbreitet, ſo enthält es auch keine fortlaufende Beſchreibung des Geſehenen, Erlebten und Empfundenen, ſondern dieſes nur ausnahmsweiſe und aphoriſtiſch. Vor ſeiner Abreiſe wurde das Verſprechen, ſein Tagebuch recht fleißig führen zu wollen, gleichſam als Troſt für die Aeltern geſpendet; auch war ſein Vorſatz gewiß der aufrichtigſte und beſte, und vielleicht könnte man in der wirklichen Führung des Tagebuchs, bis zur Zeit nach der Ankunft in Batavia, nur die zu breite Anlage tadeln. Er ſelbſt kam bald zu ſolcher Erkenntniß und ſchrieb:

an Max.

Rhede von Batavia, den 12. November 1844.

Ich habe daran gedacht, mein Verſprechen zu löſen, der Anfang iſt gemacht. Aber der Plan iſt vielleicht zu groß angelegt und die tropiſche Sonne könnte die Keime verſengen; Aber:

Tenacem propositi virum — nec solis ardor — mente quatit solida. —

Doch ſowie Fritz das Geſchäft begonnen hatte, für welches er nach Indien geſchickt worden war, blieb ihm keine Muße zur Fortführung des Tagebuchs, weder in der angefangenen Ausführlichkeit, noch nur überhaupt, und ſo iſt ein eigentliches Tagebuch nur in folgenden Bruchſtücken vorhanden:

Bis zum Ende des erſten Aufenthalts in Samarang, — vom 1. Juni 1844 bis 25. April 1845. Schon für die letzten Monate dieſer Periode enthält daſſelbe leere Blätter, deren Ausfüllung ſpäterer geſchäftsloſer Zeit vorbehalten war, die ſich nicht mehr gefunden hat.

Dann ruhte das Tagebuch „mehr als ein Jahr" bis zur Vorbereitung zur Abreiſe nach Sumatra, 15. Mai 1846, und der Reiſe nach Sumatra ſind nur wenige Blätter deſſelben gewidmet.

Zur Rückreiſe über Engliſch-Indien in die Heimath nimmt das Tagebuch am 1. November 1846 einen neuen Anlauf, um aber ſchon mit der Abreiſe von Calcutta, 2. Januar 1847, ganz zu ſchließen, von wo an die Reiſe eine ſehr anſtrengende, faſt im Sturm zurückgelegte wurde.

Die Lücken des Tagebuchs ſind dann aus den Briefen in die Heimath, die als Beſtandtheile des Tagebuchs anzuſehen ſind, und aus kleinen Notizbüchelchen, die kaum mehr als das Itinerarium enthalten, ausgefüllt worden. —

Das Talent oder vielleicht nur die Zeit und die Luſt des Reiſebeſchreibens fehlte meinem Bruder; er wiederholt öfter, daß er ſich auf Beſchreibungen nicht einlaſſen könne; und ſchon vor der Abreiſe ſchrieb er:

„Ich freue mich ſehr auf dieſe tropiſche Natur, doch mehr noch darauf die Orientaliſche Menſchheit kennen zu lernen: the proper study of mankind is man."

In der Abneigung gegen das Beſchreiben wird er beſtärkt durch die vermeintliche Erfahrung, daß bezüglich der Länder, die er durchreiſte, wenig Neues mehr zu ſagen, was nicht ſchon beſchrieben ſei und ſehr bald nimmt er ſeine Zuflucht dazu, ſeine Enthaltſamkeit von eigenem ausführlicherem Reiſebericht durch Bezugnahme auf bereits vorliegende Reiſebeſchreibungen zu entſchuldigen; ſo d. d. Samarang den 7. April 1845. an den Vater:

„Wenn es Sie intereſſirt mit den Sitten von Java gut bekannt zu werden, kann ich Ihnen kein beſſeres Werk empfehlen als:

History of the Indian Archipelago by John Crawford, in three volumes.

Es iſt das beſte was man hat; das Werk begleitet mich auf meiner Reiſe; Alles was er ſagt, finde ich beſtätigt. Dieſes Werk iſt ſchuld, daß ich mein Tagebuch vernachläſſige; oder vielmehr, es erlaubt mir mich kurz zu faſſen und darauf zu

verweiſen. Auch in Indien iſt viel Monotonie, beſonders was Natur und Landſchaft betrifft; die Berge und Vegetation gleichen ſich überall; die kühnen Felspartien fehlen, welche dem Gebirge in Europa den romantiſchen Anſtrich geben."

Auch ſchreibt er aus Soerabaja den 16. October 1845.

„Es wimmelt auf Java und den Inſeln von Deutſchen Naturforſchern, ſo daß ich nicht viel neues Intereſſantes liefern könnte, wenn ich auch die nöthigen Kenntniſſe und die Zeit hätte mich damit zu befaſſen." —

Um für ſeine unterbrochene Reiſebeſchreibung durch Engliſch-Indien zu entſchuldigen, empfahl er zuletzt noch:

L'Inde anglaise en 1843 par Ed. de Warren, ancien officier de S. M. B. dans l'Inde;

und ſchrieb:

Fritz an den Vater.

Indore, den 17. März 1847.

Mein Tagebuch enthält nur ſehr kurze Notizen und iſt keine Lectüre; ich habe es drei bis vier Mal von Neuem begonnen mit der Abſicht es lesbar zu machen, aber die Geduld iſt mir immmer dabei ausgegangen. Um ein Touriſten-Journal zu führen, muß man nichts Anderes zu denken und zu thun haben.

Seit dem Tode meines Bruders iſt des Grafen Carl von Görtz Reiſe um die Welt erſchienen, wovon der dritte Band, vom ſiebenten Abſchnitt an, auch als Beſchreibung der Reiſe des Erſteren gelten kann; beide waren auf demſelben Schiffe in Calcutta angekommen, hatten Calcutta faſt zur ſelben Zeit verlaſſen, und den letzten Theil der Rückreiſe, von Agra aus nach Bombay, Aden, Suez, Cairo, Alexandrien, Trieſt, — zuſammen zurückgelegt. —

Wenn hiernach mein Bruder ſeine Aufzeichnungen auch ſehr beſchränkte und ſelbſt ihnen das Intereſſe abgeſprochen hat, ſo iſt

es gewiß nicht der Kreis der Familie allein, dem ſie dennoch Intereſſe gewähren. —

Tagebuch einer Reiſe nach Indien.

Ueber die bevorſtehende Reiſe enthält das „Gedenkbuch“ die Notiz:

„Die miniſteriellen Miſſiven über die von mir gemachten Bedingungen. Diejenige, worin mir 4000 fl. Penſion zugeſichert wird, iſt:

d. d. s'Hage, 5. Maart 1844.

Diejenige, wodurch mir zugeſagt wird, die Penſion facultativ im Auslande verzehren zu dürfen, iſt:

d. d. s'Hage, 25. Maart 1844.

Ich werde auf dieſe Miſſiven zurückkommen.

Veranlaſſung und Vorbereitung zur Reiſe.

1. Juni 1844. Haag.

Ich hatte den Winter ruhig in Hornau zugebracht, und nichts ſtörte das Glück im traulichen Kreiſe der Familie, als die Ungewißheit, welche über meiner künftigen Beſtimmung ſchwebte.

Ein Brief des Kriegsminiſters vom 14. Februar berief mich nach dem Haag; hier wurde mir der Antrag gemacht, als Generalmajor eine wichtige militäriſche Miſſion nach Java zu übernehmen. Ich bat um 24 Stunden Bedenkzeit, machte einige beſcheidene Bedingungen, welche zugeſtanden wurden, und nahm den Antrag an.

Ueber den Zweck meiner Sendung und über Alles, was ſich ſpeciell darauf bezieht, werde ich mich in dieſem Tagebuche nicht verbreiten. Die Sendung wird für ſchwierig gehalten, und Viele verwundern ſich über den leichten Muth, mit welchem ich ſie antrete. Vorläufig ward die Abreiſe auf den 15. Mai feſtgeſetzt; ich hatte alſo noch ein paar Monate vor mir.

Am 4. März ward ich zum Generalmajor ernannt; ebenso ward vom Könige bestimmt, daß die ersten Lieutenants Leclercq, George und List mir als Begleiter zugetheilt werden sollten. Ich habe alle Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu sein, — es sind kräftige junge Leute, für die wissenschaftlichen Waffen gebildet, dabei sehr angenehm im Umgange.

Leclercq, der älteste, hat früher in der Artillerie gedient und steht jetzt beim Generalstabe. Er ist gründlich und vielseitig unterrichtet, fein, überlegt, und arbeitet mit Leichtigkeit; seine Redaction ist fließend.

George, früher Ingenieur, jetzt auch beim Generalstabe, ist still, bescheiden, etwas zurückhaltend, soll aber ein sehr guter Ingenieur sein. Er hat sich eben von seiner jungen Frau geschieden.

List, von der Artillerie, ein Sohn des Kriegsministers; ein junger, hübscher, fröhlicher Bursche. Er ist verheirathet, hat ein wenig en mari garçon gelebt und viel Geld durchgebracht. Diesen Fehler abgerechnet, ist er ein offener, gefälliger, unternehmender Mensch, für den Umgang und das gesellige Leben von viel Ressource.

So beurtheile ich meine Begleiter heute.

Den ganzen Monat März blieb ich im Haag; ich benutzte diese Zeit um mich mit allen Leuten in Relation zu setzen, die mir über Indien und die dortigen Zustände gründliche Auskunft geben konnten. Diese Personen sind: General de Kock, General van Geen, die Obersten de Stuers, Roest, van der Smissen, General Rieß; alles Officiere, die lange in Indien gedient und dort noch Verbindungen haben; alle bezeigten sich sehr gefällig und versahen mich später mit Briefen an Bekannte und Verwandte in Indien. Der ehemalige Generalgouverneur Baron van der Capellen war damals noch in Paris, ich sah ihn aber im Monat Mai auf seinem Landsitze Vollenhoven bei Utrecht, und eine lange

Unterredung mit ihm über Personen und Verhältnisse in Indien war mir sehr lehrreich. Besonders habe ich mich verwundert von ihm zu hören, welchen großen Einfluß die Frauen dort ausüben; es scheint, daß das dortige Klima ihnen eben so viel Energie giebt, als es den Männern gewöhnlich nimmt. Ich spreche nicht sowohl von Liebeshändeln, als von Intriguen in Geschäften.

Ich machte auch im März einige Excursionen nach Amsterdam und Rotterdam, um alles Nöthige für die Reise anzuschaffen oder zu bestellen.

Zu Rotterdam sah ich das ganz neue Kriegsdampfschiff Merapi, welches bestimmt ist, uns nach Java zu bringen, und machte Bekanntschaft mit den Officieren an Bord.

Nachdem die nothwendigsten Vorbereitungen zur Reise getroffen waren, nahm ich Urlaub, um meine Aeltern noch zu sehen. Am 4. April reiste ich über Rotterdam nach Brüssel, besuchte da alte Bekannte, die ich in tiefer Trauer fand, und hatte am 6. bis tief in die Nacht eine interessante Unterredung mit dem Minister Rochussen, damals Gesandten in Brüssel, über Java und die früher beabsichtigte Sendung nach Japan. Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß im Publicum allgemein die Meinung verbreitet ist, diese Gesandtschaft nach Japan sei mir später auch noch zugedacht; ich aber weiß nichts davon und wünsche es gar nicht, schon aus dem Grunde, weil ich mir keine Resultate davon verspreche.

Von Brüssel ging ich mit der Eisenbahn nach Köln, von Köln mit dem Dampfschiff nach Bieberich und Wiesbaden. Am 10. traf ich in Hornau ein, wo ich im Kreis der Familie heitere Tage verlebte. Auch Herzog Bernhard von Weimar machte da einen freundlichen Besuch mit seinem Sohne Prinz Hermann.

Am 29. April verließ ich Hornau vor Sonnenaufgang ganz in der Stille und ohne Abschied zu nehmen; manche Empfin-

dungen wogten da in der Bruſt! Die Hoffnung auf ein frohes Wiederſehen ſtand wie ein Leuchtthurm in den brandenden Wogen.

5. Juni. Als ich in Rotterdam ankam, erfuhr ich vom Capitän-Lieutenant Baars, dem Commandanten des Merapi, daß ſein Schiff noch nicht ganz ſegelfertig ſei, und daß gewiß noch ein paar Wochen vergehen würden vor der Abreiſe. Dies wurde mir im Haag beſtätigt; die Abreiſe, erſt auf den 15., dann auf den 25. Mai feſtgeſetzt, wurde immer verſchoben und der Juni kam herbei ohne Gewißheit. Schon am 16. Mai hatte ich meine ganze Bagage an Bord bringen laſſen, ſo daß ich nur noch die allernothwendigſten Kleider bei mir hatte. Die Zeit wurde mir übrigens nicht lang; dazu trug beſonders die Ankunft meines Bruders Max bei, den ich am 20. Mai in Rotterdam abholte, und der ſo eben zum Naſſaniſchen Geſandten beim Niederländiſchen Hofe ernannt worden war.

Ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, will ich doch erwähnen, worin die nothwendigſten Anſchaffungen bei einer Reiſe nach Java beſtehen und wie hoch die Koſten ſich belaufen. Dieſer letzte Punkt hängt freilich von der Stellung und den Einkünften ab; meine Einkünfte waren für die Dauer meiner Commiſſion feſtgeſetzt wie folgt:

Mein Gehalt als Generalmajor in Europa jährlich 5500, monatliche Zulage in Indien 2000 fl. jährlich 24,000; dabei 12 Rationen Fourage, 100 Gulden monatlich für Hausmiethe, wenn mir nicht ein Gouvernementsgebäude angewieſen werden kann; auf Reiſen täglich 15 Gulden Diäten, wobei die Transportmittel unentgeltlich geliefert werden. Außerdem erhielt ich 4000 Gulden Ausrüſtungsgelder und 2000 Gulden als Entſchädigung ſtatt freier Ueberfahrt nach Java.

Die Anſchaffungen beſtehen in folgenden Artikeln: Leibwäſche in großer Quantität, und zwar Alles von Baumwolle. Baumwolle wird wegen der beſtändigen Transſpiration für geſünder

gehalten, auch wird die Leinwand, durch die Art zu waſchen in Indien, ſehr verdorben. Da auf der ganzen Reiſe, die gewöhnlich 100 Tage dauert, nicht gewaſchen werden kann, ſo iſt ſchon deshalb ein großer Vorrath von Leibwäſche erforderlich, z. B. acht Dutzend Hemden, und das Uebrige in demſelben Verhältniß. Auch bezüglich aller andern Kleidungsſtücke thut man wohl ſich im Voraus auf ein paar Jahre vorzuſehen, weil Alles in Java viel theurer iſt als in Europa, und manche Artikel ſchwer zu haben ſind. Stiefel müſſen von ſehr leichtem, z. B. von Bocksleder ſein, weil man in dem heißen Klima ſchweres Leder an den Füßen nicht ertragen kann. Am beſten iſt ein guter Vorrath Sommerſchuhe.

Meine Ausrüſtung kam mich auf 8000 Gulden zu ſtehen; ich will die Hauptrubriken hier anführen, ohne ſehr in Details einzugehen.

1.	An Leibwäſche, Tiſchtüchern, Servietten ꝛc. . .	800 fl.
2.	Schneider, Uniform und Civilkleider	900 "
3.	Stiefel und Schuhe	90 "
4.	Poſamentier, — Epauletten, Dragonnes, Stickerei der Uniform ꝛc.	650 "
5.	Hutmacher	80 "
6.	Silberzeug — (24 Beſtecke und Zugehör) . .	600 "
7.	Geſchenke, — Waffen (armes de luxe), Toiletten, Pendulen ꝛc.	900 "
8.	Ein Reiſewagen, in Offenbach gekauft . . .	1600 "
9.	Bücher und Schreibmaterialien	200 "
10.	Meubles, Bettzeug ꝛc., Koffer und Kiſten . .	350 "
11.	Sattler (Sattel für Java-Pferde)	60 "
12.	Cols, Handſchuhe, Toilettebedürfniſſe, Eau de Cologne	150 "
13.	Weinvorrath, Bordeaux, Rheinwein, Champagner, Selterſer Waſſer	850 "
		7230 fl.

Transp.	7230 fl.
14. Tabak, Cigarren	70 "
15. Ausrüſtung des Bedienten	300 "
16. Dem Oberſt la Baars abſchläglich für Koſt auf der Reiſe	600 "
	8200 fl.

Nicht viel geringer ſollen die Ausgaben ſein, welche bei der Ankunft in Batavia bevorſtehen, wo man ein Haus meubliren und einrichten, Pferde kaufen muß. Doch verſichert man mir, daß man bei öffentlichen Verſteigerungen oft Gelegenheit findet, das Nöthige um ſehr billige Preiſe anzuſchaffen. Die große Bewegung in der dortigen Geſellſchaft, das Kommen und Gehen, erklärt dies.

18. Juni. Ein neuer Aufenthalt entſtand durch die unerwartete Ankunft des Kaiſers von Rußland im Haag am 30. Mai, welcher ſich alsbald nach England begab auf Niederländiſchem Dampfſchiffe; auch mein Merapi mußte die Reiſe mitmachen, gleichſam als Cortège, denn der Kaiſer fuhr mit dem Cyclopen; aber auch Capitän-Lieutenant Baars vom Merapi wurde mit Ruſſiſchem Orden decorirt. Der Kaiſer kam am 10. Juni aus England zurück; am 11. hatten wir eine große Parade vor ihm; bei dieſer Gelegenheit wurde ich ihm mit ſammt dem Hauſe des Königs vorgeſtellt. Auf dieſer Parade und nachher bei Hofe machte ich die Bekanntſchaft eines Sohnes und der Tochter des Sir Robert Peel. Der Erſtere, Officier der Engliſchen Marine, der, obgleich erſt 20 Jahre alt, bei St. Jean d'Acre und in China gefochten, hat eine äußerſt intereſſante Phyſiognomie und iſt ſehr beſcheiden. Auch ſeine Schweſter, Lady Villers (Lord Villers iſt der älteſte Sohn des Lord Yarmouth), hat ein geiſtreiches Geſicht.

Nach der Abreiſe des Kaiſers bat Max um eine Abſchieds-Audienz und reiſte am 16. Juni ab; meine Ungeduld nahm zu;

ich war im Beſitz meiner Inſtructionen, und die Abreiſe wurde nur durch die Marine verzögert. Der Vorwand war, daß noch einige Veränderungen an der Maſchine des Merapi nöthig ſeien; der wahre Grund ſoll aber ſein, daß man abwarten möchte, bis neue Kartoffeln und Gemüſe zu haben ſind, womit man ſich gern approviſionirt. Das würde uns aber bis in den halben Juli aufhalten.

Endlich hat die Ungewißheit aufgehört. Am 20. hat der König Befehl gegeben, daß wir uns am 25. einſchiffen ſollen. Am 23. ſoll ich meine Abſchieds-Audienz mit meinen Officieren beim Könige haben; er empfängt uns zwar, aber beſcheidet mich wieder auf den andern Tag, um mich noch einmal allein zu ſprechen.

Nachdem das Renten-Converſionsgeſetz angenommen war, gehen die Generalſtaaten auseinander. Es herrſcht große Zufriedenheit, weil der Credit wieder befeſtigt iſt.

Die Abreiſe.

Gedenkbuch: „1844 den 25. Juni eingeſchifft zu Helvoetſluis; — die Reiſe nach Java über Falmouth, Madera und Rio Janeiro. — 112 Tage in See.“

Den 28. Juni. Höhe der Inſel Wight im Kanal.

Ich habe meine letzte Abſchieds-Audienz beim Könige um halb 10 Uhr am 24. gehabt, und bin mit Herrn Arriens, Schout by Nacht (Contre-Admiral), und Herrn Mazel, Secrétaire général au ministère des affaires étrangères, deren Söhne Officiere auf dem Merapi ſind, von denen ſie Abſchied nehmen wollen, über Maasſluis nach Helvoetſluis gefahren, wo wir um 3 Uhr ankamen.

Ich wurde da ſehr freundlich von den Oberſten Bronovo, Commandanten des Werfts, und van der Plaat, Commandanten des Wachtſchiffs, empfangen, und beſah mit dieſen Herren die Hafeneinrichtung.

Dann hatten wir ein fröhliches Diner im Hotel der Marine, wozu ich dreizehn Gäste eingeladen hatte: Arriens, Mazel und deren Söhne, Bronovo, van der Plaat, meinen Freund Forstner und meine Officiere mit ihren Brüdern oder Schwägern, die ihnen bis dahin das Geleite gegeben hatten.

Abends 9 Uhr begab ich mich an Bord, wo ich mit Honneurs empfangen wurde.

Am 25. sollten wir abfahren, aber das Wetter war zu ungünstig und die See ging so hoch, daß der Lootse es nicht wagte, das Schiff hinauszuführen, aus Furcht auf eine Sandbank aufzustoßen. Ebenso war es am 26.; wir benutzten diese zwei Tage, um uns auf dem Schiffe recht bequem einzurichten.

Am 27. um 9 Uhr Morgens fuhren wir bei gutem Wetter und günstigem Winde von Helvoetsluis ab und kamen glücklich in See. Der Lootse verließ uns vor Goeree und nahm noch Briefe mit.

Nach bestehendem Gebrauche vereinigten sich die Officiere mit dem 1. Officier an der Spitze, um dem Oberstlieutenant Baars und mir „Welkom in zee“ und glückliche Reise zu wünschen. Ich wurde bald darauf seekrank, aber es dauerte nicht lang.

Am 28. früh war ich wieder ganz wohl, das Wetter schön; die Dampfmaschine leistet Alles; Segel werden nicht gebraucht, weil es ganz windstill ist; kein Lüftchen regt sich. Die Englische Küste in Sicht. Sehr viele Schiffe sahen wir im Kanal; ein Holländisches Koff, der Westindier Capt. Nieuwereus wurde gepraayd, d. h. angerufen. Er fuhr von Amsterdam nach Surinam. Den 28. nach 2 Uhr hatten wir die Insel Wight dicht vor uns. Wir machten im Ganzen 9 bis 9½ Deutsche Meilen in 4 Stunden.

Falmouth.

Vom 29. Juni bis 6. Juli 1844.

Den 29. früh ſind wir der Engliſchen Küſte nahe; das herrlichſte Wetter dauert fort und die See iſt ſpiegelglatt. Wir fahren dicht an dem Eddyſtone-Leuchtthurm vorbei, der auf einem Felſen im Meere erbaut iſt, einige Stunden von der Küſte, dem Hafen von Plymouth gegenüber. Kurz vor Mittag nahmen wir einen Lootſen ein und legten uns im Hafen von Falmouth vor Anker. Wir verweilen hier, theils um Steinkohlen und friſches Waſſer zu laden (beides geſchieht hier beſſer und wohlfeiler als in Holland), — theils um noch einige Veränderungen und Reparaturen an der Dampfmaſchine zu bewerkſtelligen. Wir haben nämlich die Fahrt hierher mit der ganzen Kraft der Maſchine gemacht, um deren Güte zu erproben; in der Folge werden wir ſie nicht mehr ſo ſehr in Anſpruch nehmen. Wir hatten den Weg von mehr als 100 Deutſchen Meilen von Helvoetſluis nach Falmouth in 52 Stunden zurückgelegt.

Falmouth iſt ein freundliches Städtchen von etwa 20,000 Einwohnern, die vom Handel leben; es iſt an dem Abhange eines Berges erbaut.

Der Hafen iſt eine Bucht, groß genug um die ganze Engliſche Flotte darin in Sicherheit zu bringen. Der Eingang wird durch zwei Forts vertheidigt: Pendennis und St. Mawes; ſie wurden in den Zeiten Heinrichs VIII. erbaut, unter Cromwell belagert. Sie ſind jetzt vernachläſſigt, doch befinden ſich an beiden noch niedrige Batterien von eiſernen 24pfündigen Kanonen, die ihr Feuer am Eingange des Hafens kreuzen.

Vor dem Eingange des Hafens liegt ein aus dem Meere hervorragender Felſen, the black rock genannt, von dem man erzählt, er ſei ſchon den Phöniziern bekannt geweſen, die hier Handel getrieben und Zinn eingekauft hätten.

Die nächſten Landhöhen, welche den Hafen umgeben, betragen 150, höchſtens 200 Fuß. Es iſt wenig Baumwuchs zu ſehen, aber alle Felder ſind durch Wälle geſchieden, die von Erde — 5 Fuß hoch — mit trocknen Mauern revetirt und oben mit einer Stachel-Ginſter (Engliſch Furze) bewachſen ſind. Sie heißen hedges und ſind über ganz Cornwallis ſo verbreitet.

Den 29. blieb ich noch auf dem Merapi, machte aber in der Schaluppe in Begleitung des Capitänlieutenant Baars und Lieutenant von Maldeghem eine Fahrt nach dem Fort St. Mawes. Dieſes Fort, ein ſteinerner Thurm oder Donjon, hat zur Garniſon drei Weiber; die Witwe eines Artillerie-Unterofficiers, ihre Tochter und ihre Magd. Wir hätten alſo das Fort ſehr leicht einnehmen und ein eben ſo hochtrabendes Bülletin in die Welt ſchicken können, als ſeiner Zeit die Franzoſen bei der Einnahme der Feſtung Königſtein.

Den 30. früh machte mir der Niederländiſche Conſul Mr. Brown einen Beſuch an Bord, und wir verdanken ihm die Bemühung, uns den Aufenthalt in Falmouth angenehm zu machen. Ich fuhr mit Capt. Baars in die Stadt, wo ich mich in dem Royal-hotel bei Pearce einquartierte. Es war Sonntag, wir wohnten dem Gottesdienſte in der Episcopal-Kirche bei; er dauerte

zwei volle Stunden, und ich fand ihn ſehr langweilig mit allen Litaneien und Geſängen. Nach der Kirche machten wir einen Beſuch bei dem Conſul und nahmen einen Lunch ein, gingen dann nach dem Fort Pendennis, worin ein Detachement vom 44. Regiment, das in Afghaniſtan ſo ſehr gelitten hat, in Beſatzung liegt. Das Detachement iſt 30 Mann ſtark und wird von einem Lieutenant commandirt.

Ich hatte Baars und Liſt eingeladen, und wir nahmen im Royal-hotel ein ſehr gutes Diner ein.

In Falmouth fällt mir nichts ſo ſehr auf, als daß die Menſchen ſich überall ſo ähnlich ſehen, und doch ſoll die Bevölkerung in Cornwallis ganz alt Brittiſch ſein, unvermiſcht mit ſächſiſchem Blute, und vor hundert Jahren ſoll man noch die alte corniſche, d. h. gaeliſche Sprache in den Dörfern geſprochen haben.

In der Kleidung aller, auch der niedrigſten Volksklaſſen, finde ich gar nichts Eigenthümliches mehr; dieſen Leuten könnte ich ebenſogut in einem kleinen Deutſchen Städtchen begegnen, ohne ſie als Fremde zu erkennen. In dieſer Beziehung war mir der Fiſchmarkt in Falmouth intereſſanter; denn ich habe da ganz ſonderbare Monſtra und Meerwunder ausgeſtellt geſehen; ſehr viele Fiſche, die im Haag und in Scheveningen unbekannt ſind.

Ein Engliſcher Sonntag iſt ſehr ſtill und langweilig; alle Läden ſind geſchloſſen, keine Luſtbarkeiten geſtattet, doch geht Alles bei gutem Wetter Nachmittags ſpazieren.

Den 1. Juli früh fuhren wir in einem Nachen den Truro-Fluß aufwärts und ſtiegen in der Nähe von Tregothnan aus. Tregothnan iſt ein Schloß des Grafen von Falmouth; es iſt im Elizabethean-Style gebaut und liegt in einem großen Park. Der Graf von Falmouth iſt ein Nachkomme des Admirals Boscawen, deſſen Bild hier oft zu ſehen iſt. Im drawing room iſt auch das Bild der Arabella Churchill und des Herzogs von Marlborough. Der Graf von Falmouth wohnt ſelten hier.

Von Tregothnan gingen wir nach Truro, ein blühendes, sehr industrielles Städtchen von 30,000 Einwohnern; besahen die Kirche und das Museum. Das Museum ist noch nicht lange errichtet, und Alles ist dort durcheinander: Alterthümer, naturwissenschaftliche Gegenstände, ethnographische Merkwürdigkeiten. Das Bedeutendste ist das mineralogische Kabinet, weil die Grafschaft Cornwallis in dieser Beziehung sehr reich ist. Sie hat sehr bedeutende Bergwerke, Zinn, Kupfer und Blei; aber auch noch sehr merkwürdige Alterhümer aus der vorrömischen Zeit werden hier gefunden: Cromlechs, d. h. gaelische Grabmäler, Opferstätten der Druiden u. s. w.

Wir kehrten dann nach Falmouth zurück.

Hier befindet sich eben eine Truppe Comödianten, die wenig Zuspruch findet, so daß ich vom Waiter des Hotels gebeten wurde, to patronize the theatre, d. h. hinzugehen und die Officiere des Merapi mitzubringen. Das that ich, und wir sahen Asmodeus und einige andere Stücke. Die Leute spielten nicht ganz schlecht, und ich konnte jedes Wort verstehen; die Zuschauer waren aber sehr sparsam gesäet. Ich wartete das Ende nicht ab und legte mich schlafen in ein vortreffliches Bett, so breit als lang, man könnte bequem zu Dritt darin liegen, während die Betten der Deutschen Wirthshäuser der Todtenlade gleichen.

2. Juli. Der Consul Mr. Brown hatte uns eine Fahrt nach den Bergwerken vorgeschlagen und wir machten uns frühe auf den Weg, der über Penryn und Helston führt. Von den Höhen, über welche wir fuhren, hat man eine weite Aussicht, die aber doch sehr einförmig ist. Die Berge sind abgeglattete Halbkugeln, häufig mit Granitblöcken bedeckt; die Ackerfelder sind alle mit den früher beschriebenen Wällen oder Hedges eingefaßt. In der Ferne sah ich einen Granitblock, welcher eine bedeutende Anhöhe krönt; er hat die Form eines kolossalen Eies und die Alterthumsforscher wollen darin ein Tolmin (Hohlstein) d. h.

ein druidiſches Monument erkennen. Es iſt unbeſtritten, daß die ganze Gegend reich iſt an druidical remains, aber tout comme chez nous — die leidenſchaftlichen Alterthümler finden überall, was ſie ſuchen. Viele der ſogenannten Monumente ſollen nichts ſein als Granitblöcke, auf den Berggipfeln übrig geblieben, nachdem das umgebende weniger harte Geſtein im Laufe der Jahrhunderte verwittert und vom Waſſer weggeſchwemmt worden iſt. — In der ganzen Gegend fehlt Wald und überhaupt Baumwuchs.

Wir kamen auch dicht bei Helſton durch den Landſitz eines Herrn Canonicus Penroſe — a rich clergyman.

Wir beſuchten zwei Bergwerke, ein Blei- und ein Kupferwerk, die ſich ganz in der Nähe von Portliven befinden. Dieſe Bergwerke ſind nahe am felſigen Ufer des Meeres und erſtrecken ſich ſehr weit und tief unter das Meer. Wir ſind ſelbſt bis 170 Fathoms (Klafter) unter dem Meere geweſen und haben mancherlei Mühſeligkeiten überſtanden. Wir mußten uns ganz auskleiden und das Bergkoſtüm anziehen, das aus Flanell beſteht und ganz durchnäßt war, als wir wieder aus dem Schacht hervorkrochen. Für den Geologen ſollen dieſe Gruben viel Merkwürdiges enthalten. Die Erzadern durchſetzen ſowohl den Granit als den Thonſchiefer. Auch ſahen wir geſchichteten weißen Porphyr — eine Anomalie, über die viel geſtritten wird.

Die Bergleute werden nicht alt; das mittlere Lebensalter, welches ſie erreichen, iſt nicht mehr als 31 Jahre; die Zeit, während welcher ſie ihre Arbeit in den Bergwerken verrichten können, überſteigt ſelten 15 Jahre. Die Krankheiten ſind Auszehrung und Lungenſucht. Der tägliche Verdienſt iſt $1^1/_2$, höchſtens $1^3/_4$ Schilling.

Die Bergleute haben wenig Bildung, aber ſehr viel natürliche Intelligenz, viel mehr als die Bauern. Wir aßen zu Mit-

tag mit den beiden Capitäns (Directoren) der Bergwerke, gutmüthige, offene Leute; der eine, der mich in die Tiefe begleitet hatte, war verwundert, daß ich ihm überall hin folgen konnte, selbst wo man sich an Stricken hinab lassen mußte.

Auch in der Nähe dieser Bergwerke sah ich ein Druiden-Monument, dicht am Ufer des Meeres auf einem hervorstehenden platten Felsen. Es besteht aus einem Ring von aufgestellten Steinen, von etwa 10 Schritt Durchmesser; in der Mitte dieses Ringes liegt ein etwas ausgehöhlter platter Stein.

Es war Mitternacht, als wir wieder nach Falmouth zurückkamen.

Den 3. Juli brachte ich bei schlechtem Wetter mit Lesen und Schreiben zu.

In einer Beschreibung von Cornwallis finde ich folgende Stelle, die mir merkwürdig ist: The miner is generally possessed of personal courage in a very eminent degree. At least one third of the crew of Captain Pellew's (Lord Exmouth's) ship, that fought the gallant action with the Cleopatra, french frigate, the first naval action last war, were Cornish miners who had never been at sea in a ship before, and almost all on board were fellow-country-men of Pellew.

Ich hatte heute Leclercq und George zum Essen gebeten und ging Abends ins Theater.

Den 4. Juli machte ich eine sehr interessante Bekanntschaft. Ein Englischer Officier ließ sich bei mir anmelden, — es war Capitän Russell vom 18. Regiment der von der Chinesischen Expedition eben zurückkehrte. Er hat in Nanking gefochten, war in Neu-Südwales gewesen um seine Gesundheit herzustellen; er hatte Java besucht und war durch die Südsee um's Kap Horn zurückgekehrt. Er ist ein Irländer, der jetzt den Dienst verlassen hat; ein freundliches, offenes Gesicht. Er spricht von den Chinesen als von einem sehr intelligenten Volke. — Die Tartaren seien sehr tapfer, die Chinesen nicht. Die

Chineſiſche Regierung ſuche aus Politik das Volk in der größten Unwiſſenheit zu erhalten. Die Communication mit England könne unberechenbare Folgen haben. Singapoore ſteige durch den Handel mit China unglaublich.

Bei einem Spaziergange am Strande begegnete ich zwei Mädchen, welche Sand holten. Sie waren ganz gleich gekleidet, und auf meine Frage erfuhr ich, daß ſie aus dem ganz nahe liegenden Arbeitshauſe (parish working house) kämen. Ich ließ mich dahin führen und ſah die Anſtalt. Es werden in dieſem Hauſe auf Koſten der umliegenden Gemeinden 30 bis 40 Mädchen von 7 bis 15 Jahren, meiſt Waiſen oder Kinder ganz armer Aeltern, erzogen; in Penryn iſt eine gleiche Anſtalt für Knaben; überall herrſchte Ordnung und Reinlichkeit; die Kinder ſahen geſund und vergnügt aus; ſchöne Mädchen waren nicht darunter, und nirgends erkannte ich das Eigenthümliche des Engliſchen Bluts; ſie hatten meiſt braune oder dunkle Haare, niedrige Stirne, breite Geſichter.

Mein Capitän Ruſſell aß heute (4.) bei mir. Er war im Jahr 1841 verlobt und auf dem Punkte geweſen, den Dienſt zu verlaſſen, als ſein Regiment die Beſtimmung nach China erhielt. Sein ritterlicher Sinn erlaubte ihm nicht unter dieſen Umſtänden zurückzubleiben; aber ſobald der Friede mit China geſchloſſen war, ſuchte er nach Hauſe zu kommen. Er eilt nun nach Dublin zu ſeiner Braut.

Er erzählt, daß auch die Seapoys und Bengal Volunteers ſich in China recht gut gehalten haben; — ferner daß die Chineſen der Inſel Tſchuſan ſehr gewünſcht hätten unter Engliſcher Hoheit zu bleiben, nachdem ſie die Vorzüge eines „liberal government“ hätten kennen lernen. Der Druck und die Erpreſſungen der Mandarinen ſeien unerträglich.

Am 5. Juli beſah ich im Hafen ein kleines Dampfboot, das ſtatt Räder mit einer ſogenannten archimediſchen Schraube ver-

ſehen iſt; es fährt ſehr ſchnell. Capitän Baars meldet mir, ſeine Anſtalten ſeien beendigt, ich begab mich alſo wieder an Bord des Merapi.

Es iſt mir lieb ein paar Tage in einer kleinen Engliſchen Stadt verlebt zu haben und auch in ein paar Bauerhütten eingekehrt zu ſein.

Unter den Merkwürdigkeiten, d. h. was mir neu war, die ich in Falmouth geſehen habe, vergaß ich einen Straßenprediger zu erwähnen. Er iſt, glaube ich, ein fahrender Schuſter, der auf offner Straße predigt und zur Buße ermahnt. Dieſe Leute leben von freiwilligen Geſchenken und ſind gleichſam die Bettelmönche des Proteſtantismus. Ich hatte das Schauſpiel vor dem Fenſter meines Hotels; der Mann verſammelte etwa eine Gemeinde von 20 bis 30 Perſonen um ſich, von denen freilich manche nur einen Augenblick zuhören und dann weiter gehen.

Von Falmouth nach Madera.

Vom 6. bis zum 13. Juli.

Am 6. Juli früh ſollten wir den Hafen von Falmouth verlaſſen, wir erhielten aber am Morgen noch einen Beſuch unſeres Conſuls Brown, der mit einem halben Dutzend Damen angerudert kam; zwei, worunter eine ſeine Tochter, waren wirklich ſehr ſchön. Sie hatten ſich während unſeres Aufenthalts verborgen gehalten und kamen nun, nicht um uns, ſondern um unſer Schiff zu ſehen. Die Tochter des Conſuls iſt eins von den ſchönen, feinen, friſchen Engliſchen Geſichtchen, eben aus der Penſion von Plymouth zurückgekehrt; bei aller Freundlichkeit und Munterkeit erröthet ſie bei jedem Worte, das ſie ſpricht oder das an ſie gerichtet wird. Sie trank friſchweg ein Paar Gläſer Rheinwein.

Als wir den Hafen verließen bedienten wir uns Anfangs der Dampfmaſchine, aber am zweiten Tage ſchon war der Wind ſo

günſtig, daß wir das Feuer ausgehen ließen und daß die Segel hinreichten, um uns täglich über 40 Deutſche Meilen zurücklegen zu laſſen.

Der Merapi iſt ein ſehr gut gebautes Schiff, mit dem unſere Seeofficiere ausnehmend zufrieden ſind. Es liegt in der Natur der Dampfſchiffe, daß ſie niedrige Maſten und weniger Segel führen, als andere Schiffe; ſie ſegeln daher weniger ſchnell und ſchlingern mehr (roulis, Schaukeln). Dagegen gewähren ſie den Vortheil, bei Windſtille oder ganz ungünſtigem Winde den Dampf zu Hülfe nehmen zu können. Doch es ſteht mir noch zu ſchlecht an, den Profeſſor der Nautik zu machen, da ich die erſten vier Tage der Reiſe ſehr ſeekrank war; denn in der hohen See, und da wir vor dem Winde ſegelten, wurden die Schwankungen des Schiffes viel fühlbarer als im Kanal. Die Seekrankheit gab mir einen Widerwillen gegen den Tabak; ich werde das benutzen, um mir das Rauchen abzugewöhnen; ſeit Falmouth habe ich nicht mehr geraucht!

Den Weg von Falmouth nach Madera haben wir in ſieben vollen Tagen zurückgelegt; der Wind blieb immer günſtig, d. h. nordnordoſt; der Himmel immer grau und bedeckt, ſo daß wir bei friſchem Wind erſt in der Nähe von Madera eine Veränderung des Klima's wahrnehmen konnten. Hier aber fing die Sonne ſchon an, ſich dem Scheitel zu nähern, und die Tage ſind merklich kürzer als um dieſe Jahreszeit in Europa.

Was mir hier am meiſten auffiel, iſt, daß die Farbe des Meeres ſich ganz verändert. In der Nordſee iſt dieſe Farbe ſchwarz, ins Grüne ſchillernd, unter der Breite von Madera wird der Atlantiſche Ocean ſchön dunkelblau, und er behält dieſe Farbe, wenn der Himmel auch grau und mit Wolken bedeckt iſt.

Merkwürdiges iſt uns auf dieſer Fahrt nicht aufgeſtoßen. Ein armer Schiffsjunge fiel bei einem Manoeuvre am 7. von der Raa und brach ſich den Hals auf dem Verdeck. Er wurde des andern Tags nach Seemannsbrauch begraben, d. h. man nähte

ihn in seine Hangematte ein und die Leiche ward dreimal auf dem Verdeck herumgetragen, von einem Officier und der Kameradschaft begleitet. Eine Wache der Mariners trat ins Gewehr und präsentirte beim Vorbeitragen. Endlich ward die Leiche von dem Bootsman mit den Worten: „Eins, zwei, drei! in Gottes Namen!" — in die See geworfen.

Wir haben wenig Schiffe begegnet, denn der Winde wegen nehmen die Schiffe, welche aus Ost- oder Westindien nach Europa zurückkehren, einen andern Cours und berühren Madera nie. Wir haben nur eine Amerikanische Brigg gesehen, welche, aus dem Mittelmeere kommend und nach Nordamerika zurückkehrend, unsere Bahn durchschnitt und dicht an uns vorbeifuhr. Nächstdem folgten ein Paar große Fische aus dem Wallfischgeschlecht (von den Holländern Nord-Coper genannt) eine Zeit lang unserem Schiffe.

Den 13ten früh hatten wir die Insel Porto Santo im Gesicht; mit einbrechender Nacht waren wir dicht bei Madera und in der Nähe von Funchal; aber da es hier weder Hafen, noch Leuchtthurm, noch Lootsen giebt, mußten wir den andern Morgen erwarten, um vor Anker zu kommen. Der Ankergrund hat hier dicht unter der Batterie, wo wir den Anker fallen ließen, 30 Faden Tiefe. —

Funchal auf Madera.

Vom 14. bis zum 18. Juli 1844.

Schon am 13. waren wir der Insel Madera auf zwei Stunden Wegs nahe gekommen, ohne trotz ihrer hohen Berge auch nur das Mindeste von ihr zu sehen. Sie ist fast immer in Nebel gehüllt; man schreibt es diesem Umstande zu, daß sie so spät entdeckt wurde; denn Porto Santo war mehrere Jahre bekannt, ohne daß das so nahe liegende Madera (10 Meilen) gefunden ward. Bei der Entdeckung, vor etwa 400 Jahren, war die Insel

ganz unbewohnt und mit dichten Waldungen bedeckt. Dieſe wurden niedergebrannt; der Brand ſoll mehrere Jahre gedauert haben.

Sobald die Inſel mit ihren hohen zackigen Berggipfeln aus den Wolken tritt, iſt der Anblick herrlich. Der höchſte Pik, der Pico Recivo, iſt über 6200 Fuß hoch, die Abfälle bis ins Meer ſind ſehr ſteil. Funchal, die Hauptſtadt, iſt an einen ſolchen Abhang angehängt; es nimmt ſich mit ſeinen weißen hohen Häuſern und den Batterien auf ſteilen Felſen recht gut aus. Funchal hat 30,000, die ganze Inſel etwa 120,000 Einwohner.

Wenn ich ſchreib- und beſchreibſelig wäre, ſo könnte ich nach einigen Tagen Aufenthalt ſchon viele Bogen mit impressions de voyage vollſchreiben; ich begnüge mich mit dem Weſentlichſten. (Brief Nr. 9. Funchal auf Madera den 15. Juli 1844.)

Das Merkwürdigſte bleibt immer, daß Madera, an der Grenze zwiſchen dem gemäßigten und tropiſchen Klima, Vieles von der Natur Beider in ſich vereinigt.

Der Boden vom Strande bis zu den höchſten Gipfeln läßt ſich in vier Gebiete eintheilen.

Die unterſte Region erzeugt den Wein. Hier gedeihen neben den Europäiſchen Fruchtbäumen die Feigen, der Mais, der Piſang (Banane), die Fackeldiſtel (Cactus) in Baumgeſtalt; Hortenſien, alle himmelblau, Heliotropen und viele unſerer Zierpflanzen und Gartengewächſe wachſen hier wild und bilden die Umzäunungen. Die Vegetation iſt ſehr üppig. Man hat auch die Cultur des Kaffeebaums, des Thees, des Zimmtbaums begonnen, mit welchem Erfolge? muß die Zeit lehren; aber man iſt ſehr induſtriös und probirt.

Die folgende Region iſt die der Kaſtanien- und Platanenwälder; etwas höher ſieht man Tannen, aber doch nicht in ausgedehnten Waldungen.

Die dritte Region, über 3000 Fuß hoch, hat magere Viehtriften; von Bäumen hat hier Alles aufgehört, was dem Luxus

dient. Nur der Lorbeer kommt noch als Staude fort, er liefert den Einwohnern das Brennholz.

Auf den höchsten Gipfeln der vierten Region sind steinige Felsenkuppen. Hier kommt nur noch das Farrnkraut fort, das überhaupt wohl eins der Erstlinge der schaffenden Natur war, als sie ihre jungen Kräfte versuchte. Alles verräth hier vulkanische Bildungen; Lavaströme ꝛc. aus sehr alter Zeit; Krater sind nicht zu entdecken. Leider haben wir keinen tüchtigen Naturforscher bei uns; ich bitte also, mir die Schnitzer zu vergeben, die ich im Laufe der Reise in dieser Beziehung noch oft machen werde.

Der Madera-Wein ist das Hauptprodukt der Insel, die nur ein Viertheil ihres Bedarfs an Brod erzeugen kann. Es werden vier verschiedene Arten Wein gezogen, von verschiedenen Traubensorten und auf verschiedenem Boden. Der Madera sec soll von Rheinweintrauben, der vino Serciale von Italienischen, der süße Madera (Malvoisir) von Trauben aus Cypern, endlich der rothe Madera (vino tinto) von Französischen Trauben gezogen sein. Die Weine erster Qualität werden von 60 bis zu 100 Pfund Sterling die Pfeife (pipe von 550 Flaschen) verkauft. Dieser Wein, wenn er die Linie passirt hat und aus Ostindien nach Europa zurückgebracht wird, gewinnt außerordentlich an Güte; es soll seinen Werth um 20 Procent, Andere sagen noch mehr, steigern. Der Geschmack am Maderawein soll in Europa abgenommen haben; auch wird gar zu viel falscher fabrizirt. Die Hauptausfuhr nach Nordamerika hat sich nach den dortigen Schwindeleien und Bankerotten auch sehr vermindert. Alles dieses zusammengenommen soll die Ursache sein, daß man so viele neue Culturen probirt. Man ist darin sehr thätig, um überhaupt die Cultur des Bodens auf Madera auf höhere Stufe zu heben. Man spart weder Kosten noch Mühe, und Versuche aller Art werden gemacht, z. B. mit Kaffee- und Theepflanzungen ꝛc.

Mineralien (Metalle) hat die Inſel nicht, wenigſtens beſtehen keine Bergwerke. An Wild giebt es Feldhühner und Kaninchen, keine Haſen.

Ich verlaſſe die Natur, um zu den Menſchen zu kommen. Das läßt ſich am beſten behandeln, indem ich erzähle, wie wir die Zeit hier zugebracht haben.

Unſer Conſul, der Herr Pedro Jorge Monteiro, beſuchte uns ſogleich an Bord mit ſeinem Bruder, der Franzöſiſcher Conſul iſt; Beide ſind artig und gebildet. Der Conſul ſagte, wir möchten uns eilen, wenn wir noch eine Proceſſion ſehen wollten, welche heute zu Ehren des aus Liſſabon eben angekommenen neuen Biſchofs ſtatt habe. Wir ſahen dieſe Proceſſion aus den Fenſtern bei einem Freunde des Conſuls, wo ein großer Theil der hieſigen eleganten Welt verſammelt war; unter den Frauen war nicht Eine ſchön. Die Proceſſion zog durch die engen Straßen; die Kleriſei war zahlreich; der Biſchof hatte nicht das Ausſehen eines Heiligen.

Die Häuſer ſind hier ſehr hoch, d. h. jedes Stockwerk iſt hoch, und die Straßen ſind ſehr enge, beides der Kühlung wegen. Breite Straßen wären auch ganz überflüſſig, weil Wagen auf der ganzen Inſel nicht exiſtiren. Damen und Kranke werden in der Stadt in Palankins, über die Gebirge in Hangematten getragen. Herren gehen oder reiten und tragen einen Sonnenſchirm.

Nach der Proceſſion beſuchten wir ein Nonnenkloſter, es ſind Clariſſinnen (St. Clara); ſie ſind arm, fünfzig an der Zahl, faſt alle auf der Inſel geboren. Ihre Induſtrie iſt, Blumen und Bouquets von Federn zu machen, welche ſie verkaufen; ebenſo Confitüren. Ich habe ein ſolches Bouquet, das recht leicht und in gutem Geſchmack gearbeitet war, als Muſter ihrer Induſtrie für $1\frac{1}{2}$ Piaſter gekauft, und habe es mit einem Schiffe der Mutter geſendet, welches einige Tage ſpäter abging und auch

Briefe mitnahm. Ich plauderte mit einer Nonne, — der Schweſter Clementine, welche früher in dem Ruſe großer Schönheit geſtanden hat; ſie hat noch ſchöne Reſte, einen angenehmen Ausdruck, und ſpricht ein wenig Franzöſiſch. In ihr Kloſter ſchien ſie nicht verliebt; ſie meinte, 50 Frauen unter einem Dache beiſammen, ſei doch gar zu viel. — Es giebt auf Madera noch zwei andere Frauenklöſter.

Dann habe ich mich in dem Wirthshauſe: hôtel de Londres inſtallirt. Es iſt ganz auf Engliſchen Fuß eingerichtet, wird auch von einem Engländer gehalten; man lebt hier eben ſo gut, aber theurer als in Falmouth.

Den 15. machten wir uns in aller Frühe auf, um zu Pferde eine Excurſion nach der Kirche Nostra Sennora de monte und weiter hinauf nach den höchſten Berggipfeln zu machen. Die Ausſicht iſt herrlich, ebenſo die Fülle und Verſchiedenheit der Vegetation, — die Wohlgerüche, die die Luft erfüllen. Der Weg iſt ſehr ſteil, gepflaſtert, und nur für daran gewöhnte Pferde brauchbar; auf beiden Seiten mit Mauern eingeſchloſſen, welche die Weinberge beſchützen. Zwiſchen dieſen Mauern iſt freilich die Fernſicht genommen, aber man wird entſchädigt durch das, was man in der Nähe hat: Aloe und Cactus zwiſchen Roſen, Heliotropen, Fuchſien, Pelargonien, an den Mauern und auf den Mauern, die mit Epheu tapezirt ſind; Bäume und Stauden: Feigen, Cypreſſen, Oelbäume, Piſang, Orangen, — bis zur Kirche de Nostra Sennora de monte, wo die Ausſicht auf die Stadt und die Rhede am ſchönſten iſt. In der Nähe hat der Engliſche Conſul ſeinen Garten; höher fangen die Kaſtanienwälder und Platanen an, dann der Lorbeer; auf den Gipfeln kahle Felſen mit Farrnkraut. Ich ſuchte mir ſelbſt einen Weg bis zu einer Stelle, wo ich blos durch eine Felſenſchlucht von ein paar Tauſend Fuß Tiefe von dem Pico Recivo getrennt war. Die Färbung und Schattirung der Felſenpartien war ſehr

ſchön, alle Nüancen von ſchwarz, braun, roth und grau. Mein Führer verſicherte mich, noch nie ſei ein Fremder hierher gekommen; meine Officiere, an das Klettern weniger gewöhnt, waren auf eine Stunde Wegs zurückgeblieben; ich hatte eine Höhe von 4500 Fuß über dem Meere erreicht. Wir kehrten auf einem andern Wege zurück; hier waren Lavaſtrömungen unverkennbar. Mit außerordentlicher Mühe und großen Koſten wurden Waſſerleitungen von der Höhe in die tiefer liegenden Gärten und Felder geführt; theils über, theils unter der Erde. — Ich vergaß zu erwähnen, daß die Gipfel von halbwilden Ziegen beweidet werden; tiefer hat das Rindvieh ſeine Weiden; dieſes ſieht gut aus und liefert vortreffliches Fleiſch; wir hatten Gelegenheit uns bei einem Diner davon zu überzeugen, welches der Conſul uns am 15. gab. Es waren 18 Perſonen, theils Officiere des Merapi, theils Einwohner. Meine Nachbarn waren der Conſul und ein Marquis der Inſel, Don Louis d'Ornellas Vasconcellos. Die Tafel war reichlich beſetzt, aber die Speiſen ſchlecht zubereitet und in ſonderbarer Ordnung oder Unordnung ſervirt. Alle Sorten des vortrefflichſten Maderaweines wurden verſucht; die Einfuhr fremder Weine iſt ſtreng verboten.

Mein Nachbar, der Marquis, war ein freundlicher, geſprächiger und ſehr unterrichteter Mann; er ſprach gut und geläufig Franzöſiſch. Der Gegenſtand der Unterhaltung war die Cultur der Inſel und Politik überhaupt. Hier etwa das Intereſſanteſte:

Die Inſel bringt dem Portugieſiſchen Gouvernement etwa 120,000 Piaſter ein, nach Abzug der Verwaltungskoſten. Sonſt wurden die Gouverneurs (Civil-) aus Portugal geſandt; es waren vornehme Herren, die ſechs bis acht Jahre blieben; jetzt iſt es ein Einheimiſcher, der ſchlecht bezahlt wird, und wenn er kein eignes Vermögen hat, nicht anſtändig von ſeinem Gehalte leben kann. Der Militärcommandant iſt ein Oberſtlieutenant; die Garniſon iſt nicht ſtark, aber ſie ſieht gut aus, ganz ſo gekleidet wie Hol-

ländiſche oder Belgiſche Regimenter; alles Eigenthümliche, Nationelle verſchwindet eben allmälig aus Europa. Die Truppe, die ſich jetzt hier befindet, hatte an der Équipée oder dem Aufſtande des Marquis Bomfin Theil genommen und iſt hier im Exil; andere dieſer Kategorie ſind nach den Azoren geſchickt worden.

Die Inſel ſendet zwei Deputirte in das Parlament, oder wie die Verſammlung in Portugal heißen mag. Mein Marquis ſieht das repräſentative Syſtem wie eine Duperie an: „c'est une tromperie des livres; — alle Deputirten werden doch erkauft oder gewonnen; es iſt nur ein Jagen nach Anſtellung.“ Mit Leidweſen ſehe ich dieſe Anſicht in Europa immer mehr Feld gewinnen, und doch weiß die Kritik nichts Beſſeres an die Stelle zu ſetzen.

Auf Madera, wie überhaupt in Portugal, iſt der große Grundbeſitz an Majorate gebunden. Die Geſetzgebung iſt ganz der Portugieſiſchen gleich, nur durch einzelne Vorſchriften, welche ſich auf ganz locale Verhältniſſe beziehen, modificirt.

Man liebt das Portugieſiſche Gouvernement nicht, haßt aber noch mehr die Engländer. Dieſer Haß der Portugieſen muß ſehr groß und allgemein ſein; doch weiß man den Engländern keinen andern Vorwurf zu machen als ihre Uebermacht und ihren überwiegenden Einfluß, — ihre egoiſtiſche Politik (tout comme chez nous). Aber wer darf ſich ihnen gleichſtellen? welche andere große Nation würde von ſolcher Uebermacht ſo mäßigen Gebrauch machen? — Mein Marquis ſagte: Die Engländer, wenn ſie ſich in unſere inneren Angelegenheiten miſchen, haben kein Syſtem, keine Vorliebe für dieſe oder jene Form des Gouvernements, ſondern ſie unterſtützen eben jedesmal die Partei, von der ſie für ſich ſelbſt die meiſten Vortheile erwarten.

Von dem Clerus ſagte der Marquis: Unſer Clerus hat jetzt keinen Einfluß, er iſt ſehr geſunken. Früher wurden die höchſten Stellen der Kirche an Leute aus vornehmen Familien gegeben,

welche ſich dem geiſtlichen Stande widmeten; das hat jetzt aufgehört, die Geiſtlichen ſind alle aus den untern Claſſen des Volks und ohne höhere Bildung. Hier auf der Inſel leben die Meiſten mit Frauen, mit denen ſie eine Menge Kinder haben, wovon gewöhnlich eins bei der Meſſe dient; die kirchliche Disciplin iſt in dieſer Beziehung ſehr lax. — Bei dem Volke herrſcht viel Aberglaube; die Religion, wie ſie dem Volke gelehrt wird, trägt wenig dazu bei es zu bilden und zu beſſern; aber dieſe Religion giebt ihm Troſt in ſeinen Leiden, und welcher Wohlwollende möchte ihm dieſen rauben?

Bei unſerm Diner waren keine Damen gegenwärtig.

Das Ameublement in den Häuſern iſt ſehr einfach; Alles darauf berechnet ſich Kühlung zu verſchaffen.

Am 16. in aller Frühe machten wir zu Pferde eine Excurſion nach dem Corral, ein intereſſantes Felſenthal, 2½ bis 3 Stunden von Funchal entfernt. Man hat hier gute Miethpferde, Schottiſche und Amerikaniſche Ponies, die ſicher und an's Klettern gewöhnt ſind. Wir frühſtückten in den „Jardins," bei einem Landhauſe des vorigen Engliſchen Conſuls, eines Herrn Henry Vietch.

Der Weg geht in weſtlicher Richtung in geringer Entfernung von der Küſte durch den Theil der Inſel, welcher den beſten Wein liefert. Wieder überall die üppigſte Vegetation und ſehr ſchöne Partien bei herrlicher Beleuchtung. Das Corral ſelbſt iſt eine wilde Felſenſchlucht in der Nähe des Pico grande; auf Landſchafts- und Naturbeſchreibung kann ich mich nicht weiter einlaſſen.

Bei dieſer Excurſion wurden wir in der Nähe des Corral von einer Maſſe von Bettlern angehalten, was mir Anlaß giebt, die Tracht des Landvolks überhaupt zu beſchreiben. Die Männer gehen in weißem Hemd und weißen leinenen Beinkleidern, dieſe theils lang, theils unter den Knien gebunden; weißlederne Schuhe

oder Stiefeln; auf der einen Schulter hängt manchmal eine blaue Jacke. Auf dem Kopfe tragen ſie eine eigenthümliche ſpitze Mütze, Carapuça genannt, von blauem Tuch mit rothem Futter; die Mütze hat die Form einer Calotte, nur daß ſie in eine Spitze endigt; ſie wird auch von den Frauen getragen. Die Männer haben einen 6 bis 7 Fuß langen, unten mit Eiſen beſchlagenen Stock in der Hand.

Die Frauen der unterſten Claſſen tragen meiſt Jacken und Röcke von krapprothem Zeuge. Dieſe ſchmutzigrothe Kleidung, bei dem braunen Teint und den ſchwarzen Augen und Haaren, giebt ihnen ein zigeunerhaftes Anſehen. Schön ſind wenige, ſie haben aber einen leichten Gang, lebhafte Augen und ein munteres Weſen.

Ueberhaupt ſehen die Männer intelligent und munter aus, wie gewöhnlich Bergbewohner. Verwundert war ich, unter den Leuten noch ſo viele blaue oder graue Augen und lichtbraune Haare mit faſt blonden Spitzen zu finden; ſelbſt einige nordiſche Phyſiognomien. Faſt muß hier eine Encheiresis der nordiſchen Natur vermuthet werden. Sehr viele Engländer bewohnen die Inſel ihrer Geſundheit wegen.

Bei Herrn Henry Vietch haben wir Thee von ſeiner eigenen Zucht getrunken; auch die Manipulation mit den Blättern geſehen; gut habe ich den Maderathee nicht gefunden. Die Portugieſen wie die Ruſſen, nennen den Thee chaay.

Im Nachhauſereiten ſah ich noch den Kirchhof von Funchal, ein ſchöner, freundlicher Garten; nichts Lugubres; man bekommt Luſt da auszuruhen.

Ein ſehr ſchöner auf Madera wachſender Baum wird vignatos genannt, es iſt eine Art Mahagonyholz.

Ein Piaſter = 5 piacettas = 100 reis.

Ein engliſcher Schilling = 240 reis.

Für einen holländiſchen Willem (10 Gulden) haben wir erhalten 3800 reis = 3 dollars 4 piacettas.

Wir verlieren an dem Willem eine Piacetta oder 10 Stüber.

Den 18. trieben wir uns in Funchal herum, verweilten lange in dem Hauſe des Herrn Henry Vietch, der ſich Mühe gegeben hat die merkwürdigſten Bäume aus Oſt- und Weſtindien nach Funchal zu verpflanzen. Auch machte ich Wein- und Geldgeſchäfte mit dem Conſul H. Monteiro ab, der ſelbſt Weinhändler im Großen iſt und alles Vertrauen verdienen ſoll.

Den 19. Morgens verließen wir die Rhede von Funchal; die Rechnung im Wirthshauſe war ſehr mäßig geweſen.

Ehe wir die Anker lichteten, hatte ich noch den Beſuch des Conſuls und ſeines Schwagers d'Ornellas. Der Conſul machte mir zum Andenken ein Geſchenk mit artig geflochtenen und ſonderbar geſtalteten Körbchen, ein Kunſtprodukt der Inſel. — Die Herren koſteten Rheinwein mit Selterſer Waſſer und Zucker; der kühlende Trank mundete ihnen ſehr.

Das Wetter iſt herrlich; das warme Klima erfreut mein Herz; ebenſo die vielen neuen Gegenſtände und Eindrücke.

Von Madera nach Rio Janeiro.

Von dieſer Reiſe habe ich wenig Intereſſantes zu erzählen; ſie war eintönig wie alle Seereiſen ohne Abenteuer und Unglück. Die Reiſe war günſtig, aber doch etwas langſam, denn wir ſind vom 18. Juli bis zum 16. Auguſt, alſo 29 Tage, unterwegs geblieben, und ſie würde noch länger gedauert haben, wenn wir nicht ſehr oft den Dampf zu Hülfe genommen hätten; denn die Paſſatwinde, auf welche man in der Regel ſo ſehr rechnen kann, ſtellten ſich ſpäter ein als gewöhnlich und waren überhaupt ſchwach.

Das Unangenehme dabei ist, daß die Schiffe bei schwachem Winde viel mehr schaukeln, als wenn er frisch in die Segel weht.

Die Lebensart auf dem Schiffe wechselt freilich mit dem Klima; doch im Wesentlichen ist sie dieselbe. Um 6 Uhr stehe ich auf; um 8 Uhr frühstücke ich; das Mittagessen ist um 4 Uhr; Abends um 8 Uhr wird Thee getrunken. Uebrigens wird die Zeit halb in der Cajüte mit Lectüre, halb auf dem Verdeck mit Conversation zugebracht. Eine Spielpartie habe ich noch nicht gemacht.

Während dieser Fahrt habe ich mich viel mit Lectüre über Seewesen abgegeben, eben weil die Gelegenheit da war von den Marineofficieren Erläuterungen zu erhalten und die Praxis zu sehen. Das Seeleben gefällt mir so gut, daß ich Lust hätte ein Seemann zu werden, wenn ich nicht zu alt dazu wäre. Auch die Officiere des Merapi gefallen mir recht gut; sie sind von sehr verschiedenem Kaliber: rohe — energische, und sanfte, selbst weiche; aber alle gute Leute, mit denen ich Ursache habe zufrieden zu sein.

Die Bibliothek des Oberst-Lt. Baars ist wohl versehen und bietet Auswahl in Allem, was sein Fach betrifft. — Obgleich ich nicht mehr seekrank war, so vergingen doch noch 14 Tage, ehe ich ganz aufgelegt war zu ernster Beschäftigung, und ehe der Magen so wieder in Ordnung sich befand, daß er die Seekost vertragen konnte.

Am 22. Juli kamen wir bei den Canarischen Inseln vorbei, dicht bei Palmas. Es war aber so trübes Wetter, daß Palmas und sein Pic ganz düster und in Nebel gehüllt erschienen. Vom Pic von Teneriffa war bei der großen Entfernung gar nichts zu sehen; wir haben auf den Besuch von Teneriffa verzichtet.

Am 27. begegneten wir an demselben Tage einer großen Menge von Schiffen; es waren Segelschiffe, die theils aus Europa, theils aus Indien kamen, und auf dieser Höhe (15° nördl. Breite), wo die Wege sich kreuzen, durch die Windstille

aufgehalten waren und von dem Dampfer Merapi eingeholt wurden. Ein holländiſches Schiff, das aus Indien kam, war ſchon 119 Tage unterwegs, es hatte ſehr ungünſtigen Wind gehabt. Wir ſprachen mit ihm und gaben dem Capitän den Auftrag in Holland Nachricht zu geben, daß unſere Reiſe ſoweit gut von ſtatten gegangen war. — Ich ſagte ſoeben: wo die Wege ſich kreuzen, weil man von Europa nach Indien und zurück nicht denſelben Curs halten kann, der Paſſatwinde wegen. Von Europa geht man an den Kap Verdiſchen Inſeln weſtlich ab, bis in die Nähe von Rio Janeiro; zurück aber geht der Weg über St. Helena.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Auguſt ſind wir die Linie paſſirt. Am 2. war der gewöhnliche Matroſenſpaß, auf den ſie ſich lange gefreut und vorbereitet hatten. Er beſteht hauptſächlich in einem Maskenaufzug. — Neef Tunus (Neptunus), ſeine Frau Venus und ſein Kind Amor, — Alle mit ihren Attributen [nur die Venus (ein junger Matroſe mit ausgeſtopftem Leibe) iſt etwas apokryph] — ſitzen auf einer Schiffslaffete und werden von ſechs als Neger bemalten Matroſen gezogen. Dem Zuge folgen der Secretär und Clerk des Neptun und ſeine Barbiere. Nachdem Neptun eine Rede gehalten, die alten Bekannten begrüßt, die Fremdlinge unter der Linie erfragt hat, werden vom Secretär (der buckelig und mit Perücke und Brille verſehen iſt) die Kriegsartikel des Neptun vorgeleſen; dann beginnt der Hauptſpaß. Die Pumpen und Spritzen werden in Bewegung geſetzt und alle Neulinge werden durchnäßt. Mit den Officieren verfährt man natürlich beſcheiden und glimpflich; anders mit den jungen Matroſen und anderen Paſſagieren, welche die Linie zum erſten Male paſſiren; ſie werden mit Pech oder Schwärze eingeſeift, mit einem ſchartigen hölzernen Meſſer raſirt oder geſchunden; — mit der Feuerſpritze im Geſicht gewaſchen; dann rücklings in eine große tiefe Kufe von Seewaſſer geſtürzt, aus der ſie ſich unter Peitſchenhieben retten müſſen, ſo gut ſie können. —

Dieſe Operation der Taufe wird an einem nach dem andern vollzogen, ſo daß der Spaß ein paar Stunden dauert; er endigt mit einem Tractement, wofür die Paſſagiere zu ſorgen haben. Ich hatte zu dieſem Zweck ein Faß Maderawein von minderer Qualität gekauft und die ganze Equipage war Abends ſehr animirt, einige auch betrunken. — Als die Leute eben fertig waren mit ihrem fröhlichen Mahle, ließ der 1. Lieutenant v. Meldeghem einige Manoeuvres mit den Segeln ausführen, wobei die zum größten Theil nicht ganz nüchternen Matroſen auf Maſten und Raa klettern mußten, blos um ſie im Gehorſam zu üben; — Alles iſt ohne Unglück abgelaufen.

Alſo waren wir nun auf der ſüdlichen Hemiſphäre, und je nachdem wir auf der ſüdlichen Breite fortrückten, nahm die Sonne ihren Weg von der Rechten zur Linken und ſtand uns um Mittag im Norden. — Der Sternenhimmel iſt zwiſchen den Wendekreiſen außerordentlich ſchön und die Sterne glänzen viel feuriger. Nach und nach war der Nordpolarſtern, — der alte treue Bekannte, der von Hornau geſehen, über dem Feldberg im Taunus ſteht, — im Meer untergegangen, und von dem großen Bären war Abends nur das Schwänzchen zu ſehen; dagegen war uns in der Nähe des Südpols das ſüdliche Kreuz, ein ſehr glänzendes Sternbild, aufgegangen. Im, oder in der nächſten Nähe des Südpols, iſt kein Stern ſichtbar.

Der Südoſt-Paſſatwind trieb uns in die Nähe der braſilianiſchen Küſte, aber in dieſer Nähe verließ er uns auch, und wir hatten bald Windſtille, bald Gegenwind, bald ein ſo häufiges Verſpringen des Windes, daß die Fahrt dadurch ſehr gehindert wurde und wir, wenn wir der Dampfkraft entbehrt hätten, eben ſo gut Wochen als Tage hätten laviren müſſen. Uebrigens hatten wir immer ſchönes Wetter bis in die Nähe des Cap Frio, d. h. etwa 20 Meilen von Rio Janeiro. Hier wurde es ſo trübe und nebelig und der Wind war ſo ungünſtig, daß Capitain Baars es nicht

wagen wollte in der Nähe der Küste zu bleiben. Wir haben also zwischen Cap Frio und Rio Janeiro drei Tage zugebracht, um eine Distanz von 20 Meilen zurückzulegen. Das ist äußerst langweilig nach einer langen Seereise, wo man sich herzlich darauf freut, einmal den Fuß wieder aufs feste Land zu setzen. Die Küste von Brasilien zwischen Cap Frio, Cap Negro und Rio nimmt sich von Weitem fast aus wie das Taunusgebirge, dieselben Contouren und der schwarze Anstrich; das gab mir ein wenig Heimweh. In der Nähe gesehen sind die Berge dieser Küste freilich höher, steiler und zerrissener; es ist Granit.

Am 16. liefen wir in die Bucht von Rio Janeiro ein. Dieser Hafen gilt für einen der größten und schönsten in der Welt; da er in Stielers Handatlas abgebildet ist, schenke ich mir die Beschreibung. Auch der Anblick der Küste ist herrlich; die umringenden Anhöhen sind sehr steil; ein charakteristisches Merkzeichen ist ein spitzer Kegelberg — der Zuckerhut genannt. Viele Forts vertheidigen den Hafen, der immer voll ist von fremden Kriegsschiffen aller Nationen, die hier Stationen haben: Engländer, Franzosen, Amerikaner, Portugiesen ꝛc. Die Kriegsschiffe der minorum gentium gehen ab und zu.

Der Aufenthalt in Rio Janeiro.

Vom 16. bis 20. August.

Gedenkbuch: „In Rio Janeiro 18 Tage geblieben; eine Reise per Maulesel nach Neu-Freiburg oder morro queimado gemacht.“

In Rio Janeiro bin ich in dem Hotel Pharour abgestiegen; es liegt dicht am Hafen und wird von einem Franzosen gehalten.

Ich habe mich den 16. in der Stadt herumgetrieben und die Laden besehen, deren Besitzer vielfältig Franzosen sind. Die Magazine sind in Ueberfluß mit Europäischen Luxusartikeln versehen; man wird sehr überfordert. Alles wird mit Tausenden von Reïs

berechnet (1000 Reis ist im Werth gleich 1 fl. 25 Cents), und so lautet es ganz erschrecklich, wenn man nach der Rechnung fragt. Man hat nur Papiergeld und Kupfergeld. Sehr viele Französische Kaufleute sind hier angesiedelt, und in den meisten Laden, wenigstens in sehr vielen, kann man mit der Französischen Sprache durchkommen.

Am meisten interessirten mich Kaufladen, wo die schönsten Blumen, Bouquets und Guirlanden verfertigt werden von Kolibri-, Papagei- und andern Federn der in den glänzendsten Farben prangenden Vögel Brasiliens; auch die Schmetterlinge und Käfer müssen ihre Flügel dazu hergeben. Diese Käfer, von dem prächtigsten grünen und goldnen Metallglanz, liefern die Blätter zu den Blumen. Die schönsten Guirlanden der Art zum Kopfputz der Damen werden nach Petersburg versendet und sehr theuer bezahlt. Ein Dutzend der schönsten ausgestopften Vögel kostet 12 Francs, ebenso Kisten mit Schmetterlingen und Käfern unter Glas. Sehr seltene Exemplare sind natürlich theurer. Es sind hauptsächlich Franzosen, welche sich mit dieser Industrie abgeben. Einige Proben werde ich nach Europa schicken, zum Geburtstag der Mutter, damit sie etwas zu verschenken hat; was ihre größte Freude daran ausmachen wird.

Abends war ich in der Italienischen Oper. Der Saal ist groß und nimmt sich gut aus, obgleich die innere Decoration nur Flitterstaat ist. Der Saal ist schon mehrmals abgebrannt. Man bezahlt eine Loge von 4 bis 5 Plätzen mit 36 Gulden und mehr.

Man gab an diesem Abend die Anna Bolena von Donizetti, ziemlich gut; die Prima Donna und einige Sänger wurden sehr applaudirt. Das Theater war so gedrängt voll, daß wer nicht schon am Morgen seine Billets genommen hatte, nur mit Mühe Platz finden konnte.

Die kaiserliche Familie war im Theater. Der Kaiser, die

Kaiſerin, Donna Januaria die Kronprinzeſſin und der Neapolitaniſche Prinz ihr Gemahl. Vide Alm. de Gotha.

Es ſind in Rio Janeiro mehrere Theater, auch ein Franzöſiſches Vaudeville, wo eben der Jocko (ein Acteur, der den Affen zum Sprechen nachahmt) das liebe Publicum ergötzt. Alſo Theater genug in dieſer Hauptſtadt, und immer gedrängt voll; die Truppe gut und gut bezahlt; der Preis der Plätze hoch, — das ſagt genug von einem Lande, wo noch Alles fehlt, wo noch keine einzige gute Landſtraße in das Innere des Reichs führt. Dieſer Mangel an Communicationen iſt die größte Schwierigkeit für das Gouvernement. Dadurch werden Revolutionen, wenigſtens Widerſetzlichkeit und Ungehorſam in den abgelegenen Provinzen, leicht, weil es ſo ſchwer, faſt nicht möglich iſt, die Schuldigen zu erreichen. Ein einzelner großer Pflanzer bewaffnet ſeine Neger und lebt in mittelalterlicher Dynaſten-Unabhängigkeit.

An Leuten von Talent und Inſtruction ſoll es unter den Braſilianern nicht fehlen, aber man hat Mißtrauen in die Ehrlichkeit der meiſten; und man behauptet, daß die Miniſter, weil ſie doch wiſſen, daß ſie nicht lange am Ruder bleiben, nur darauf bedacht ſind, ſich zu bereichern. Ueberhaupt ſoll bei dem häufigen Wechſel der Miniſter eine gründliche Verbeſſerung in der Verwaltung unmöglich ſein.

Die Geſetzgebung iſt ſchlecht; ein Geſetz verdrängt das andere, Niemand wacht mit Nachdruck über die Ausführung. Die Gerichte ſind ſchwach; es iſt ſehr ſchwer, ſich gegen Betrüger Recht zu verſchaffen; dadurch leidet der Credit ſehr. Zu den Plagen gehört das Papiergeld; es iſt ſehr viel falſches im Cours, man kann dagegen nicht genug auf der Hut ſein, weil man nicht die Handſchrift aller Unterzeichner kennt, alſo für die Echtheit der Unterſchriften keine Garantie hat.

Es iſt in dieſem Augenblick eine politiſche Kriſis; die Kammern ſind aufgelöſt, und man weiß nicht, was es in den näch-

ſten Monaten geben wird. Ich werde über dieſen Gegenſtand noch eine Converſation mit unſerm Conſul Herrn Wylep haben, der ſehr gut unterrichtet ſcheint, aber leider durch den Zuſtand ſeines ſterbenden Sohnes ſehr niedergedrückt iſt.

Am 17. Auguſt habe ich einen Beſuch bei Herrn Wylep gemacht, und dann einen großen Spaziergang in Begleitung meiner Offiziere. Von den Gebäuden der Stadt iſt wenig zu rühmen, als daß die Stockwerke ſehr hoch ſind, der Kühlung wegen. Selbſt das kaiſerliche Palais iſt unanſehnlich; ebenſo die Kirchen. Ich habe mehrere Häuſer der Stadt, auch mehrere Landhäuſer und Sommerpalais geſehen; z. B. das Palais St. Cristophe; das Landhaus des Biſchofs; das unſeres Conſuls; — alle ſind ſehr einfach und ohne allen Luxus meublirt. Die Häuſer der Braſilianer ſind ſchlecht unterhalten und ekelhaft ſchmutzig. Abtritte und Abzugskanäle fehlen ganz und das Hinaustragen der Nachtſtühle, welches des Abends ſtattfindet, verbreitet beſonders in der Nähe des Hafens einen Peſtgeruch. Um ſo rühmenswerther iſt die Waſſerleitung. Wir waren auf gut Glück durch die Stadt gegangen, ſo bei dem großen Aquaduct angekommen, und indem wir längs dieſer Waſſerleitung fortzogen, gelangten wir ſanft aufſteigend in das Gebirge, und hatten eine herrliche Ausſicht. Es iſt dies der ſchönſte Spaziergang von Rio Janeiro. Die Waſſerleitung iſt ein paar Stunden lang, ſie iſt 1744, alſo gerade vor hundert Jahren angelegt worden, ein Werk, der Römer würdig, und von dem größten Nutzen, da es in Rio Janeiro in der trocknen Jahreszeit ſehr an trinkbarem Waſſer fehlt. Die Sklaven ſchlagen ſich dann an den Brunnen und müſſen oft halbe Tage lang warten, bis die Reihe an ſie kommt ihre Krüge zu füllen.

Von den Sklaven will ich hier Alles ſagen, was ich gehört oder bemerkt habe. Weit über die Hälfte der Bevölkerung von Rio Janeiro, die über 100,000 Seelen berechnet wird, ſind Negerſklaven; und dieſe Farbenmiſchung der Bevölkerung iſt es, was bei der Ankunft dem Fremden am Frappanteſten in die Augen fällt.

In vielen Provinzen, wo große Plantagen ſind, betragen die Negerſklaven ſieben Achtel der Bevölkerung.

Die wenigſten dieſer Sklaven ſind hier geboren, bei weitem die meiſten durch den Sklavenhandel hier eingeführt, obgleich auch Braſilien dem Verein gegen den Sklavenhandel beigetreten iſt. Man zieht die eingeführten den hier gebornen Sklaven vor, weil, wie man ſagt, die hier gebornen und erzogenen zu verderbt ſeien. Man klagt, ſie ſeien falſch, Lügner, hinterliſtig, zur Liederlichkeit und Dieberei geneigt. Das iſt alſo die Folge der Sklaverei, in welcher ſie aufwachſen.

Die Einfuhr der Neger findet von der Küſte von Guinea, von Congo, Mozambique oder von Angola ſtatt. Die von der Küſte von Guinea ſollen die intelligenteſten, bei ihnen allein der Wunſch, das Vaterland wiederzuſehen, oft ſehr lebhaft ſein, ebenſo der Wunſch ſich freizukaufen. Daher liebt man die Neger von der Küſte von Guinea nicht.

Die Negerſklaven werden meiſtens jung eingeführt. Viele wurden in den Kriegen, welche die Negervölker unter ſich führen, gefangen, oder bei Ueberfällen geraubt und dann von dem feindlichen Stamme verkauft; Viele ſind auch in ihrer eignen Heimath geborne Sklaven; und das einzig Scheinbare, was man zu Gunſten des Sklavenhandels anführt, iſt, daß es dieſe Menſchen in ihrer Heimath nicht beſſer haben als hier.

Ein Fünftheil, oft ein Viertheil der Neger ſtirbt unterwegs auf dem Schiffe von verpeſteter Luft und ſchlechter Nahrung. Sie werden in den Schiffen auf einander gepackt, daß ſie nicht einmal liegen können. Wenn ſie ankommen, haben ſie eine böſe

Krätze, oder ſie erklärt ſich doch bald nach ihrer Ausſchiffung. Auch an dieſer ſterben Viele.

Bei der Ankunft werden die Sklaven getauft; es iſt eine bloße Formalität wie bei kleinen Kindern, weil man ſich alsdann noch nicht verſtändlich machen, folglich ſie im Chriſtenthum noch nicht unterrichten kann. Doch habe ich in den Kirchen immer ſehr viele Neger und Negerinnen geſehen, die ſehr andächtig ſchienen. Wofür ſie zu danken haben, weiß ich nicht; vielleicht bitten ſie nur in ihren Gebeten.

Der gewöhnliche Preis für einen guten jungen Sklaven iſt 1200 Gulden; Sklavinnen koſten weniger, wenn ſie nicht wegen beſonderer Talente oder als gute, ſichere Ammen geſucht ſind.

Die meiſten Sklaven lernen Portugieſiſch; dies iſt im Intereſſe ihrer Herren, weil dieſe keinen Sklaven verkaufen dürfen, der nicht Portugieſiſch ſpricht. Dies Geſetz ſoll gegeben ſein, um dem Sklavenhandel entgegen zu wirken; es wird aber nicht gehalten und im Stillen begünſtigt das Braſilianiſche Gouvernement den Sklavenhandel doch.

Außer der Portugieſiſchen Sprache läßt man die Neger nichts lernen, weil man es für gefährlich hält.

Die Geſchlechter leben wild unter einander; gewöhnlich läßt man ihnen auf den Pflanzungen des Abends eine Stunde Zeit zu ihren Vergnügungen; dann werden die Geſchlechter für die Nacht getrennt. Eigentliche Ehen giebt es alſo nicht; aber doch Verhältniſſe der Treue, — und lange dauernde Verbindungen werden reſpectirt; ſolche Paare leben in beſonderen Hütten zuſammen.

Die Kinder vermehren den Reichthum des Herrn; in den Sklaven beſteht gewöhnlich mehr als die Hälfte, oft zwei Drittheile des Reichthums der Pflanzer; die Ländereien mit den Gebäuden betragen nur die andere Hälfte, beziehungsweiſe nur ein Drittheil des Vermögens.

Die gewöhnliche Kleidung der Neger beſteht in leinenen Beinkleidern und ein kurzes Hemd darüber. Die Negerinnen, wenn ſie ſich putzen wollen, tragen weiße Kleider und ein buntes Tuch, dem Turban ähnlich um den Kopf gewunden, roth oder von anderer ſchreiender Farbe.

Das Wahrzeichen des Sklaven iſt, daß er barfuß gehen muß; beſchuhte Neger ſind freie Neger. Zu Pferde oder auf den Maulthieren tragen die Sklaven die hier bei den Reitern gewöhnlichen ſchweren Sporen an den bloßen Füßen.

Wenn man einmal von dem Kaukaſiſchen Typus der Schönheit abſieht und ſich an die Neger-Phyſiognomie gewöhnt hat, dann kann man auch unter den Negern ſchöne Leute und alle Nüancen des Ausdrucks finden. Ich habe mich ſtundenlang damit beſchäftigt ſie zu beobachten. Im Allgemeinen ſind die Neger wohlgebaut, breitſchulterig, ſchmal von Hüften; man findet wenig Mißgeſtaltete, und die Krüppel ſind es meiſtens durch Mißhandlung geworden. Die Phyſiognomien der Neger ſind mannichfaltig und es iſt leicht, unter ihnen die ſehr verſchiedenen Racen zu erkennen. Nicht Alle ſind gleich dunkelſchwarz, Viele blos dunkelbraun; nicht Alle haben die breite platte Naſe, die hervorſtehenden Kinnbacken und die wulſtigen Lippen. Der Ausdruck von Rohheit und Gemeinheit iſt freilich vorherrſchend; aber auch Sanftmuth und Gutmüthigkeit iſt auf vielen dieſer Geſichter zu leſen; und Viele ſehen munter und sans souci aus. In dem Gange und in der Haltung der Neger iſt eine gewiſſe gedankenloſe Sorgloſigkeit ausgeprägt; meiſtens ſingen oder ſummen ſie vor ſich hin. Wenn mehrere Laſtträger zuſammen gehen, ſingen ſie ſich ſehr eintönig in den Takt des Ganges. Die hübſcheren Negerinnen blicken oft recht kokett um ſich.

Da auch unter den Negern ein Unterſchied der Stände beſteht, ſo ſieht man oft, daß dieſer auch noch in der Sklaverei anerkannt wird. Meine Officiere ſahen einen Sklaven, welcher

einem andern im Vorbeigehen mit tiefer Verbeugung die Hand küßte. Dieſer Letztere war ein Negerprinz, beide aus einem Lande.

Viele Neger, beſonders die, welche von der Küſte von Guinea kommen, wollen ſparen, um ſich frei zu kaufen. Man betrachtet es aber als eine Peſt für eine Pflanzung, wenn der Wunſch und die Hoffnung ſich frei zu kaufen, der Neger ſich einmal bemächtigt hat. Die Sklaven haben die Sonn- und Feiertage frei; an dieſen können ſie ſich vermiethen, und das an dieſen Tagen Erſparte oder Erworbene gehört ihnen. Die Sklaven ſollen den freien Negern großen Reſpect bezeigen. Doch iſt kein Herr gezwungen, ſeinen Sklaven freizulaſſen, welcher Preis ihm auch geboten werden mag.

Viele Neger haben ein Handwerk gelernt, und ihre Herren erlauben ihnen dann auf Erwerb auszugehen, unter der Bedingung, daß ſie täglich eine gewiſſe Summe von ihrem Verdienſt an den Herrn abgeben. Dieſe Summe beläuft ſich oft auf 1000 Reis und mehr täglich, z. B. Zimmerleute, Schreiner. Im Handel koſten ſolche Sklaven wohl das Dreifache des gewöhnlichen Sklavenpreiſes.

Die Neger werden bei dem geringſten Verſehen fürchterlich gehauen, mit ledernen Riemen oder Peitſchen, welche zu dieſem Zwecke in jedem Hauſe vorräthig ſind; der Neger muß dieſe Peitſche ſelbſt herbeibringen. Dieſe Strafen werden von den Herren mit widerwärtiger Kaltblütigkeit vollzogen; gewöhnlich ſitzt der Herr, der Neger ſteht vor ihm. Nach jedem Schlage ruht der Herr eine Pauſe, oder er gibt auch wohl eine erbauliche Ermahnung, die dann in regelmäßigen Intervallen mit Hieben unterbrochen wird.

Die Beiſpiele ſind nicht ſelten, daß Negerinnen auf den Pflanzungen abſichtlich abortiren, um ihren Herren keine Sklaven zu gebären; zuweilen reißt dieſe Tendenz unter den Sklavinnen einer Pflanzung ein, — wie mir einer der Pflanzer kaltblütig geſagt hat: zum großen Schaden der Eigenthümer. —

Die Neger ſind dem Trunke ſehr ergeben; der Rum iſt ihnen eine Kühlung; aber ein Stück Eis in den Mund zu nehmen, dazu ſind ſie nicht zu bewegen, es brennt ſie.

Die Neger lieben das Spiel und hohe Wettungen, obgleich es ihnen verboten iſt. Von bedeutenderen Diebſtählen, die nicht Naſchereien ſind, hört man wenig, und man hat mir verſichert, daß man ſelten die Thüren verſchließt, ſowohl in der Stadt wie auf dem Lande.

Rachſüchtig ſollen die Neger ſein, und ſie werden manchmal gedungen als Werkzeuge für die Rachſucht der Braſilianer. Man ſagt, daß wenn einmal ein Neger zu einem ſolchen Mord gedungen iſt, es oft ſchwer hält, ihn von dem Vorhaben abzubringen, auch wenn der, welcher ihn dazu gemiethet hat, Reue empfindet und ihn zurückhalten will; ſie ſetzen dann ein point d'honneur in die Ausführung des Verſprechens. Sie ermorden auch wohl ihre eigenen ihnen verhaßten Herrn mit Ueberlegung und kaltem Blute, ſelbſt wenn ſie wiſſen, daß ſie nicht entlaufen können. Oft aber haben ſie große Liebe zu Herrn, welche ſie gut behandeln, und ſind dann jeder Aufopferung fähig. Von den Europäern werden ſie im Allgemeinen beſſer behandelt wie von den Braſilianern. Dieſe überhäufen ſie mit Arbeit und ernähren ſie ſchlecht.

Ich bin auf einem Spaziergange einem betrunkenen Neger begegnet, welcher mit großer Emphaſe declamirte und tragiſche Stellungen annahm, deren Talma ſich nicht hätte zu ſchämen brauchen.

Es iſt faſt unglaublich, wie man hier überfordert und geprellt wird; z. B. für das Aufziehen einer kleinen Karte von der Provinz Rio Janeiro habe ich 6 Thaler (6000 Reis), für einen Wagen, um mich nach dem Landhauſe unſeres Conſuls, $^3/_4$ Stunden

von der Stadt, zu bringen, 15 Thaler bezahlen müſſen. Ich habe ſchon bemerkt, daß ich in dem hôtel Pharoux eingekehrt bin. Es iſt auf gutem Fuß; die Küche iſt Franzöſiſch, mit den Modificationen, welche die Landesprodukte mit ſich bringen: gute Turtle-Suppen, guter Seefiſch. Auſtern ſind ſchlecht; Bordeaux ziemlich gut. Alle fremden Weine zahlen 53 per Cent des Werths Abgabe oder Einfuhrzoll, und es ſoll die Abſicht ſein, dieſen Zoll noch zu erhöhen. Die Douane iſt der wichtigſte Theil der Einkünfte des Reichs, deſſen Finanzen ſich in traurigen Umſtänden befinden.

Der 18. war ein Sonntag; ich ging früh aus, ſchlenderte durch die Straßen und beſuchte mehrere Kirchen. Die Kirchen ſind ſehr zahlreich, aber keine iſt ſchön zu nennen. Ein langer überwölbter Saal ohne Säulen. Hinter dem Hauptaltar und an jeder Seitenwand drei kleine Altäre oder Kapellen, Alles mit geſchmackloſer Vergoldung überladen; keine guten Gemälde. Die Geiſtlichen ſind ſchlecht bezahlt und unwiſſend. Die Religion iſt hier überhaupt mehr eine Sache der Form und der äußeren Gebräuche. Der Conſul hat mir merkwürdige Beiſpiele erzählt von dem gänzlichen Mangel alles Unterrichts. Z. B. ein Mann, der zu der höheren Geſellſchaft gehört, fand eine Ueberſetzung des Evangeliums. Er war ganz erſtaunt über ſeine Entdeckung und bat verſchiedene ſeiner Bekannten, ob ſie ſeinen Fund nicht einmal ſehen wollten ꝛc.

Die hieſigen Soldaten haben eine ſehr ſchlechte Haltung; es ſind viele freie oder befreite Neger darunter. Man erzählt, daß ſchon ganze Compagnien vor ein Paar Engliſchen Matroſen weggelaufen ſeien. Das Beſte von Truppen iſt die Miliz oder Nationalgarde; ſie verſieht die Wache am Palais des Kaiſers.

Ich habe ein paar öffentliche Gärten beſucht. Einer derſelben, mit einer ſchönen Terraſſe, gewährt eine herrliche Ausſicht auf die mit Schiffen bedeckte Bucht; er iſt nicht groß und in

dem alten ſteifen Franzöſiſchen Geſchmack angelegt. Bei der Hitze iſt ein Glas Eis eine große Labung. Man findet hier viele Kaffeehäuſer, wo Eis zu haben iſt. Es wird aus Nordamerika eingeführt und in zahlreichen Eiskellern bewahrt. Man bezahlt für ein ſehr großes Glas Eis 1/4 Thaler (250 Reis).

Da man hier nichts als Papier- und Kupfergeld hat, und da es ſehr läſtig iſt, ſich beim Wechſeln einer Banknote mit Kupfergeld zu belaſten, erhält man in den Wirths- und Kaffeehäuſern kleine von dem Wirth ausgeſtellte Bons (immer unter dem Werth von 1 Thaler), welche Bons der Wirth dann bei einer folgenden Gelegenheit als Zahlung annimmt.

Den Abend des 18. habe ich auf dem Landhauſe unſeres Conſuls zugebracht. Er iſt zugleich Ruſſiſcher Conſul und ich fand mehrere Herrn der Ruſſiſchen Geſandtſchaft, die erſt ſeit wenigen Wochen hier ſind, — Herrn v. Knorring, den Sohn des Generals, welcher die Gardecavallerie commandirt, und einen Herrn v. Freitag, — zwei artige, beſcheidene junge Leute.

Die politiſche Gährung, welche, wie geſagt, herrſcht, hat einen doppelten Grund. Der erſte iſt Ehrgeiz der vielen Herrn, welche im Vertrauen auf ein bischen Suada Deputirte und Miniſter werden wollen; alſo das ôte-toi pour que je m'y mette; dann die Finanzverlegenheit, womit der Haß gegen England in Verbindung ſteht. Dieſer Haß muß ſehr groß ſein, theils wegen der Anmaßung der Engländer, theils und ganz beſonders aber weil England ſehr hohen Einfuhrzoll auf allen Zucker gelegt hat, welcher aus Plantagen kommt, welche durch Sklaven gebaut werden. Dies trifft vornehmlich den Braſilianiſchen Zucker, der in den nördlichen Provinzen Braſiliens erzeugt wird. Das Gouvernement iſt alſo der Gefahr ausgeſetzt, entweder mit England brechen zu müſſen, oder, wenn es England nicht beſtimmen kann, den Braſilianiſchen Zucker weniger hoch zu beſteuern, zu gewärtigen, daß die nördlichen Provinzen ſich von ihm losſagen

und ſich unabhängig erklären. Es beſteht allerdings eine republikaniſche Partei in Braſilien, die ſolche Zwecke verfolgen mag. Es würde ſehr ſchwer ſein, entfernte Provinzen wieder zu erobern. Man iſt ſehr geſpannt, was es im November geben wird, wenn die neuen Wahlen, die jetzt vor der Thüre, erfolgt ſind, und die Kammern wieder zuſammen kommen. Es iſt zweifelhaft, ob das jetzige Miniſterium, das neu iſt, die Majorität haben wird.

Von der Anmaßung der Engländer habe ich folgendes Beiſpiel gehört. Ein Engliſches Kauffartheiſchiff war in Buße verfallen und man wollte ihm nicht erlauben abzufahren, ſo lange die Strafgelder nicht bezahlt waren. Der Engliſche Commodore Purvis ließ ſagen, er werde ſchon ſelbſt für die freie Abfahrt ſorgen; er ließ ſeine Kriegsſchiffe ſegelfertig machen und die Stückpforten öffnen, in Bereitſchaft, das Feuer der Forts ſogleich zu erwidern. Er nahm das Kauffartheiſchiff zwiſchen ſeine Escadre, führte daſſelbe à la barbe der Forts in die hohe See und kehrte dann mit der Escadre in den Hafen zurück.

Mit den Engländern ſetzt es oft blutige Händel, und man thut wohl, bei Excurſionen aufs Land dafür zu ſorgen, daß man nicht für einen Engländer gehalten wird.

Am 19. traf ich alle Anſtalten, um mit Leclercq eine Reiſe in das Binnenland zu machen, — nach Neufreiburg, einer Schweizeriſchen Colonie, 28 Stunden von hier. Ich weiß, daß ich durch meinen über dieſe Excurſion zu erſtattenden Bericht dem Vater, der ſich ſo ſehr für Coloniſation intereſſirt, eine beſondere Freude mache. Ich habe zu dieſer Tour zwei Maulthiere gemiethet für 60 Mil Reis, die Reiſe zu 8 Tagen gerechnet.

Ein Deutſcher, und zwar ein Lüneburger, Cordes genannt, der mir die Maulthiere vermiethete und der früher in Neufreiburg gewohnt hatte, wird mich begleiten und unſer Führer ſein.

Reiſe über die Serra (Gebirg) nach Neufreiburg.

Vom 20. bis 27. Auguſt.

(Brief No. 11 d. d. Rio Janeiro den 29. Auguſt 1844.)

Den 20. früh machten wir uns auf und fuhren mit dem Dampfboot über die Bucht nach Praya Grande, wo die Pferde und Maulthiere auf uns warteten. Unſer Anzug war ganz nach der Sitte des Landes, d. h. hohe Stiefeln, die bis auf den halben Schenkel reichen, daran Pfundſporen, deren ein alter Hallenſer Renommiſt ſich nicht zu ſchämen gehabt hätte, Strohhut und Hetzpeitſche. Hinter dem Sattel ein kleiner Mantelſack mit dem Allernothwendigſten an Weißzeug ꝛc. Um den Braſilianiſchen Reiteranzug vollſtändig zu machen, hätten wir noch einen kurzen Spencer und einen rothgefütterten Mantel tragen müſſen.

Wir frühſtückten in der Aldea Alcantara und blieben Abends, nachdem wir 11 Stunden Wegs zurückgelegt hatten, in dem Dorfe Ponte Pinheiro; es iſt wegen des ſchlechten Waſſers und der ſumpfigen Gegend ſehr ungeſund, ſo daß wir mehrere Häuſer leer ſtehend und von den Einwohnern verlaſſen fanden.

Am zweiten Tage machten wir in St. Anna Mittag und kehrten bei einer Deutſchen Familie ein. Der Mann heißt Peter Nuß, aus der Gegend von Landau; er treibt Landbau, hat dabei einen Laden und ein Wirthshaus.

Am 21. Abends blieben wir in Agua Comprida (breites Waſſer); wir hatten etwa 9 Stunden Wegs gemacht. Es liegt am Eingange des Gebirgs in einem engen Flußthale. Wir ſtiegen ab bei dem Herrn Darrieur, einem Franzoſen aus dem Navarreſiſchen, der ſich lange in Lima herumgetrieben hatte, und dann mit einer Carawane oder Trupp über die Cordilleren nach Braſilien gekommen war. Wir fanden da etwas beſſere Nahrung als in den andern Wirthshäuſern — preserved meats; das gebratene Huhn iſt überall die Hauptſchüſſel.

Bei dieſem Franzoſen fanden wir eine ſehr ſonderbar gemiſchte

aber gar nicht unintereſſante Geſellſchaft. Zwei Franzoſen, zwei Deutſche und zwei Braſilianer.

Von den Franzoſen war der Eine Monſieur d'Orchies, — éducateur de vers à soie et chasseur de colibris; ein leichtſinniger Fittig, der ſein Geld durchgebracht hat. Er erzählte ſelbſt: „Je devais être marin, car mon oncle l'amiral Baudin (qui a pris St. Jean d'Ulloa) devait prendre soin de moi. Mais je recevais trop de coups de garcette. J'ai appris la gymnastique et j'ai été en Algérie professeur de gymnastique chez les Zuaves sous les ordres du Colonel Lamoricière. J'ai quitté l'Afrique et je suis venu ici pour voir ce qu'il y avait à faire. Je suis amateur de chasse, et je voulais d'abord me faire naturaliste; c'est à dire, chasser et empailler des animaux, — oiseaux, insectes etc. Mais il y a déjà trop de naturalistes dans ce pays-ci; j'étudie l'éducation des vers à soie, et si cela ne réussit pas, je tâcherai d'établir une brasserie, car mes parens étaient brasseurs, — et il n'y a pas encore de bonnes brasseries dans ce pays-ci.“

Der andere Franzoſe, Mr. Iſidore de Roche, war eben ſo verſtändig und beſcheiden als der vorige windig war. Er hatte auch in ſeiner Jugend ſein Vermögen durchgebracht, ſchämte ſich dann in der Heimath, ging nach Braſilien, hat ſich hier verheirathet und ernährt ſich in der Parahibe vom Landbau. Seine Converſation war intereſſant und lehrreich: „J'ai commencé avec rien, mais de bonnes gens m'ont aidé. J'ai une brave femme avec laquelle je suis très heureux. Dans les premières années nous avons dû supporter beaucoup de privations et même la misère. Peu à peu j'ai gagné un peu de fortune et de prospérité. Je demeure à la Paraibe et je serais très heureux de vous recevoir chez moi.“ — Dieſer Herr De Roche hatte eine junge Negerin gekauft, die ſo eben aus Afrika angekommen und noch mit der Krätze behaftet war; er

hatte ſie en croupe auf ſeinem Maulthiere mitgebracht. Dieſes unglückliche, kranke Geſchöpf lag in einander gekauert auf der Erde, Niemand konnte ſich ihr verſtändlich machen, und ihr einziger Troſt waren die Cigarren, welche ſie rauchte. Da Herr De Roche ein ſehr gutmüthiger, aufrichtiger Mann war, ſprach ich lange mit ihm über den Zuſtand der Neger; Vieles von dem, was ich von ihm gehört habe, iſt in den obigen Bemerkungen über die Sklavereizuſtände von mir benutzt worden; es bedarf keines Commentars.

Die andern Gäſte des Herrn Darrieur waren Herr Fröhlich und Herr Kufahl, Deutſche Kaufleute, die in Rio anſäſſig ſind, und dann noch zwei braſilianiſche Sklavenhändler.

Der Herr Fröhlich ſoll früher in Hamburg Kutſcher geweſen ſein; er hat ſich in Braſilien ein ſehr großes Vermögen erworben, erſt als Pflanzer, dann als Kaufmann. In ſeinen Manieren iſt der ehemalige Kutſcher nicht zu verkennen, aber er ſoll ein ſehr braver, wohlthätiger Mann ſein, der vielen Unglücklichen geholfen hat. Herr Kufahl iſt ein höflicher und gebildeter Mann, den ich bei meiner Rückkunft in Rio wiederſah.

Am 22. früh erſtiegen wir den Regiſterberg (Regiſto), einen Gebirgspaß, der über 4000, die höchſten Gipfel bei 6000 Fuß Höhe haben ſoll. Der Gebirgspaß, welchen wir zu überſchreiten hatten, geht meiſt an tiefen Waldſchluchten und Abgründen hin; die tropiſche Vegetation dieſer Urwälder machte den Anblick noch intereſſanter. Bei hellem Wetter ſoll man von dieſer Höhe die Ausſicht bis in die Bucht von Rio haben; der Himmel war aber an dieſem Tage trübe, und ſchwere Wolken hingen an dem Gebirge. Der Weg, der bis Agua comprida, Anfangs gut, dann, einige ſchadhafte und gefährliche Brücken von Knüppeln abgerechnet, erträglich geweſen war, wird nun fürchterlich ſchlecht und für Pferde und Maulthiere wahrhaft halsbrechend. Oft führt der Pfad durch Gießbäche oder Waldſtröme, welche nach ſtarkem Regen nicht zu paſſiren ſind, ſo daß man oft Tage lang

aufgehalten iſt. Alle Wege ſind hier nur Pfade für Saumthiere, d. h. für die mit Kaffee beladenen Mauleſel, die von den Fazenden (Pflanzungen) nach dem Hafen Porto das Caixas gehen.

Jenſeits des Regiſterbergs kehrten wir in der Hütte eines Deutſchen ein, Wilhelm aus Butzbach, ein wahrer Herkules; er iſt Wirth und Schmied, und lebt hier mit ſeiner Familie geſund und zufrieden.

Gegen 2 Uhr kamen wir in der Colonie Neufreiburg an und ſtiegen bei Herrn Salluſt ab, einem Franzoſen aus Toulon. Er war unter Napoleon Seemann geweſen, hat ſpäter den Naturaliſten gemacht, d. h. Jäger und Ausſtopfer ohne irgend gründliche Kenntniß von der Naturgeſchichte nur der hieſigen Thierwelt, geſchweige von anderem, und iſt nun Wirth. Sein Haus iſt das beſuchteſte in Neufreiburg, doch läßt Reinlichkeit und Gefälligkeit viel zu wünſchen, und ich habe bedauert nicht in einem Deutſchen Wirthshauſe eingekehrt zu ſein.

Das Beſte bei Salluſt war die Negerin Florinda, eine in ihrer Art hübſche, freundliche, muntere Perſon, die franzöſiſch ſpricht. Sie iſt aus Angola, kam jung hierher, und erinnert ſich nichts von ihrem Vaterlande. Sie hat einen Sohn von ein paar Jahren. Auf meine Frage, wer ihr Mann ſei? antwortete ſie mir: nous n'avons pas de maris. — Wie alt ſie ſei? nous ne savons pas compter.

Ich blieb alſo zwei volle Tage in dieſer Colonie, die theils von Schweizern, theils von Deutſchen und Franzoſen angebaut und bewohnt iſt. Die Zahl der Bewohner habe ich nicht erfahren können, doch ſollen es weit über 100 Familien ſein. Es geht den Meiſten gut und ſie ſind zufrieden. Die Deutſche Sprache erhält ſich unter ihnen, obgleich Alle ſchon als Kinder Portugieſiſch lernen. Viele der erſten Coloniſten ſind ſchon weiter gezogen und haben ſich anderswo angebaut.

Die Cultur beſteht in Mais (türkiſch Korn), Kartoffeln, Kapim,

einem Gras, das aus Angola in Afrika eingeführt iſt und, grün gefüttert, das Gras unſerer Wieſen erſetzt; dann einiges Europäiſche Obſt, beſonders Pfirſiche, Aprikoſen, Aepfel, auch Orangen; die Kirſchen gedeihen nicht. Auch Milch, Butter und Eier ſind zu haben, während Butter ſonſt in Braſilien eine Seltenheit iſt, und meiſt aus Europa oder Nordamerika eingeführt wird. Man hat in Braſilien keinen, oder benutzt wenigſtens nicht den animaliſchen Dünger, dieſe erſte Bedingung zu verbeſſernder Cultur; ein Wald wird umgehauen (man nennt das „roſſen"), das Holz auf der Stelle verbrannt; die Aſche iſt der Dünger. Nun wird, je nach der Güte des Bodens, zwei, auch drei und mehr Jahre hindurch Frucht gebaut (ohne Pflug — mittelſt Hacken und Schürfen), dann wird der Boden ſich ſelbſt überlaſſen, das Holz ſchlägt wiederum an den Wurzeln aus, die nie ausgerodet werden, und nach 12 bis 15 Jahren ſteht der Wald wieder da, um abermals umgehauen und verbrannt zu werden*).

Aber bei dieſer Art des Anbaues wird der Boden nicht weſentlich verbeſſert und die Wälder nehmen nach und nach ab. In einzelnen Provinzen ſoll dieſer Mangel ſchon fühlbar ſein.

Die ganze Gegend um Neufreiburg (Novo Friburgo) heißt Morre queimado (der verbrannte Berg), weil es hier viele kahle Granitkegel giebt. Man ſagt, die Looſe oder Antheile der Coloniſten ſeien Anfangs zu klein und auch der Boden zu ſchlecht geweſen. Eine Familie muß wenigſtens $^1/_5$ oder $^1/_4$ Stunde im Quadrat beſitzen, wenn ſie bei dieſer Art Cultur gedeihen ſoll.

Die Häuſer in Neufreiburg ſind alle auf dieſelbe Art gebaut; aus in die Erde gepflanzten Ständern, vierkantig behauen; dazwiſchen wird auf $1^1/_2$ oder 2 Fuß Höhe eine Art Fundament gemauert; darauf wird zwiſchen Lattenwerk eine Lehmwand errichtet und mit Kalk bekleidet. Die Häuſer ſind einſtöckig und

*) Große Aehnlichkeit mit Odenwälder und Schwarzwälder Hau- oder Hackwaldwirthſchaft.

haben platte Dächer. Die Scheidewände werden nur bis auf 8, höchstens 10 Fuß Höhe aufgezogen und reichen nicht bis zum Dache. Gewöhnlich sind die Fensteröffnungen nur mit hölzernen Läden versehen und stehen bei Tage offen; Glasfenster sind sehr selten. Dies ist übrigens nicht blos die Bauart in Neufreiburg, sondern in allen Dörfern, durch welche ich kam.

Von dem Wege über den Registerberg muß ich noch erwähnen, daß, obgleich er halsbrechend ist, doch ein Zoll oder Chausseegeld erhoben wird. Einige Theile waren auch ausgebessert, durften aber noch nicht gebraucht werden. Der Unternehmer der Reparatur hatte sie gesperrt, und wollte sie nicht eher öffnen, als bis er bezahlt wäre; die Regierung hat aber kein Geld dazu.

Von einem Engländer, welcher in Neufreiburg wohnt, habe ich gehört, daß die Deutschen am besten prosperiren; sie sind die Fleißigsten und Reinlichsten. Es kommt auch wohl daher, daß die Deutschen meistens eigentliche Bauern sind, während unter den Franzosen sich viele verdorbene Herren und liederliche Fittige befinden, oder solche, die ihr Vaterland aus politischen Beweggründen, Conspirationen u. s. w., verlassen mußten, Kategorien, die vom Landbau nichts verstehen.

Auf meine Frage, ob die verschiedenen Nationalitäten sich gut verstehen, und ob es nicht häufige Zwistigkeiten gebe, erhielt ich die Antwort: die Harmonie unter den verschiedenen Nationen ist ziemlich gut; die Deutschen sind wohl etwas streitsüchtig, aber sie streiten und prügeln sich meistens untereinander. Die gewöhnliche Veranlassung zu den Streitigkeiten sind die Grenzen und das Weiden des Viehs auf fremdem Eigenthum.

In der heißen Jahreszeit, von Weihnachten bis zu Ostern, ist Neufreiburg sehr besucht von Fremden, besonders aus Rio Janeiro, welche hier Kühlung suchen und während der Vacanz der Geschäfte ihrer Gesundheit pflegen. Das Klima von Neufreiburg ist sehr gesund.

Dieſe Fremden und der beſtändige Durchzug von Carawanen mit Kaffee und anderen Waaren beladener Maulthiere (Truppen genannt), ſind ein Haupterwerbszweig für die Colonie. Die Truppen Maulthiere ſind oft 28 und mehr ſtark; bei je 7 Maulthieren iſt ein Negerſklave als Führer und Wärter.

Am 23. machte ich mit Leclercq eine Wanderung durch die Colonie; ſie beſteht aus mehreren Quartieren: die Stadt, das Dorf, die Vorſtädte und die Nummern. Ich habe viele Deutſche Häuſer beſucht und die Namen der Bewohner mir zum Theil notirt. Nur eine Frau will ich erwähnen: Magdalena Schott aus Rüſſelsheim am Main. Sie iſt im Jahre 1823 fortgezogen und hat voriges Jahr ihren Mann verloren. Sie iſt wohlhabend und hat ſieben bildſchöne Kinder, vier Söhne und drei Töchter von 20 bis zu 10 Jahren.

Auch in einem Deutſchen Wirthshauſe, bei Leinroth aus Mecklenburg, der früher braſilianiſcher Soldat geweſen war, bin ich eingekehrt. Er iſt, wie alle Wirthe hier, zugleich Kaufmann im Detail: Spezerei- und Ellenwaaren.

Mit einem Deutſchen Burſchen war ich auf der Kolibrijagd und habe einen Kolibri geſchoſſen. Dieſer Burſche war in Neufreiburg geboren, und hatte nie danach gefragt, noch hat man ihm ungefragt mitgetheilt, aus welchem Theile von Deutſchland ſeine Aeltern herſtammten; in dieſer Beziehung iſt man ſehr gleichgültig und die Erinnerung an das Vaterland iſt auch bei den Aelteren nicht ſehr lebendig.

Ich habe auch einen ſogenannten Naturaliſten beſucht, den Herrn Beeske. Dieſe Naturaliſten, mit ſehr oberflächlicher Kenntniß von der Naturgeſchichte, — jagen, ſammeln, ſtopfen aus und ſchicken nach Europa: Vögel, vierfüßige Thiere, Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, was eben ſchön oder ſelten iſt und gut bezahlt wird. Herr Beeske ſchickt das Product ſeiner Jagden nach Rio Janeiro, von wo die Sendungen weiter beſorgt werden.

Einen andern Naturaliſten, den Herrn Pinel, Sohn des berühmten franzöſiſchen Arztes unter Napoleon, beſuchten wir am 24. Er wohnt bei einem ſchönen und reichen Waſſerfall von etwa 40 Fuß Höhe des Rio Grande, nahe bei Conto gallo. Ein anderer Waſſerfall bei Neufreiburg iſt einige hundert Fuß hoch, aber viel weniger breit und waſſerreich. — Pinel war in die Conspiration républicaine von 1831 (procès d'Avril) verwickelt und mußte ſich flüchten. Er war Advocat, ſcheint aber doch etwas mehr naturgeſchichtliche Bildung und Kenntniß zu beſitzen als die andern Collegen; er beſchäftigt ſich vornehmlich mit Botanik. Uebrigens ſoll die Zahl der Naturaliſten zu groß ſein und Einer dem Andern ſchaden.

Von den Thieren und Gewächſen, welche wir bei unſern Excurſionen geſehen haben, will ich nur das erwähnen, was am meiſten auffällt: die ſchön gefärbten Vögel, beſonders die Colibris; prächtige Schmetterlinge; auch eine große Schlange ſahen wir um einen Baum geſchlungen. Affen, Tapire, Armadille, Crocodile, die Unze, die rothe und die geſtreifte, füllen dieſe Waldgebirge; wir haben aber keine zu Geſicht bekommen, weil wir keine Zeit hatten, der eigentlichen großen Jagd nachzugehen. Die Schlangen werden mit geſpaltenen und geſperrten Hölzern gefangen.

Was Gewächſe betrifft, ſo iſt freilich die ganze Vegetation für uns neu geweſen. Die Palmbäume, der Piſang, die Aloe, beſonders aber die Lianen und die ganze Maſſe von Schlingpflanzen und Paraſiten, welche den Wäldern ein ſo eigenthümliches Anſehen geben. Auch fallen die ſchönen farbigen Blüthen der hochſtämmigen Waldbäume auf, weil die Blüthen unſerer Waldbäume meiſt unſcheinbar und farblos ſind.

Auch große Ameiſenhaufen ſahen wir, mehrere Fuß hoch. Als wir einen öffneten, war der Geruch durchdringend ſcharf, ganz wie der des vinaigre aux quatre voleurs. Der Stock, mit dem ich in dem Haufen gewühlt hatte, behielt dieſen Geruch lange.

Zu Neufreiburg bedeckt ſich das Waſſer im Winter manchmal mit einer dünnen Eisrinde.

Während der paar Tage habe ich die verſchiedenſten Perſonen aufgeſucht und ausgefragt, um über den Zuſtand der Colonie Auskunft zu erhalten. Ich gebe davon noch Folgendes wieder:

Die Colonie proſperirt; Häuschen, die noch vor 6 oder 8 Jahren für 6, höchſtens 10 Pfund Sterling feil waren, koſten jetzt 200 bis 250 Pf. St. Ein Tagelöhner verdient täglich 1000 Reis d. h. einen kleinen Thaler; ein Handwerksmann, Schreiner oder Zimmermann, das Doppelte und Dreifache. Beſonders Handwerker haben Gelegenheit, in Braſilien ſchnell Geld zu verdienen, — Schreiner, Zimmerleute, Maurer, Schloſſer, Schmiede.

Die Religion iſt kein Hinderniß, und das Braſilianiſche Gouvernement iſt in dieſer Hinſicht ſehr aufgeklärt; religiöſer Fanatismus iſt den Braſilianern gänzlich fremd. Zu Neufreiburg iſt der proteſtantiſche Geiſtliche (Herr Sauerbrunn aus der Gegend von Heidelberg) und der katholiſche ganz auf gleichem Fuße bezahlt. Proteſtantiſche Kirchen und Schulen beſtehen in Rio wie in Neufreiburg. Im Ganzen iſt der Katholicismus in Braſilien ſehr in einen bloßen Ceremoniendienſt ausgeartet. Mein Führer Cordes ſagte mir: Ich bin Proteſtant, aber meine Kinder ſind katholiſch; es iſt am beſten die Kinder in der Religion erziehen zu laſſen, welcher die Mehrzahl der Einwohner angehört; aber weil die katholiſchen Schulen hier überall ſchlecht ſind, ſchicke ich meine Kinder doch in die proteſtantiſche Schule, damit ſie etwas lernen. — Die Schulen ſind in Braſilien noch ſehr zurück, doch ſoll das Braſilianiſche Gouvernement in der letzten Zeit darauf bedacht ſein ſie zu verbeſſern.

In Neufreiburg machte ich auch die Bekanntſchaft eines Herrn Freeſe, eines Engländers, der längere Zeit Kaufmann geweſen war, und dann hier eine Erziehungsanſtalt gegründet hat. Dieſe

erfreut ſich eines bedeutenden Rufes, weil ſie, nach Europäiſchem Muſter eingerichtet — (wie Herr Freeſe mir ſagt, nach den Grundſätzen von Peſtalozzi und Fellenberg) — die einzige in ihrer Art iſt. Von Concurrenz hat Herr Freeſe wenig zu fürchten, und obgleich die Anſtalt ziemlich theuer iſt, — da ein Knabe darin auf 900 bis 1000 fl. zu ſtehen kommen wird, — ſo erhalten doch junge Leute aus den erſten Familien Braſiliens hier ihre Erziehung, weil das Klima ſehr geſund iſt. Es wird viel für Gymnaſtik gethan, dann was nöthig iſt um Kaufleute zu bilden: Rechnen, ein Bischen Mathematik, Geſchichte, Geographie und fremde Sprachen: Franzöſiſch, Engliſch, Deutſch. Den Proſpectus habe ich mitgenommen. Eine gelehrte Schule iſt es nicht; und Herr Freeſe ſchien mir ein ziemlich oberflächlicher Pedant.

Außer der Colonie von Neufreiburg war noch eine andere Deutſche Colonie in St. Leopoldo, 10 Stunden von Port Allegro in der Provinz Rio Grande. Sie war viel bedeutender als die von Neufreiburg; und datirte von der Zeit der Oeſterreichiſchen Heirath. Der Fluß Rio Grande beförderte zum großen Vortheil der Coloniſten den Abſatz der Producte nach Port Allegro. Man baute da Weizen, Korn, Kartoffeln und andere Europäiſche Gartenfrüchte. Die Revolution in Rio Grande hat dieſe Colonie faſt zerſtört und die Bevölkerung zerſtreut; erſt haben die Republikaner die eine Hälfte, dann die Kaiſerlichen, da ein Theil der Coloniſten gezwungen worden war, mit den Rebellen gemeinſchaftliche Sache zu machen, die andere Hälfte der Colonie abgebrannt.

Die Deutſchen und überhaupt die fremden Coloniſten leben viel beſſer als die Braſilianer. Die Braſilianer begnügen ſich mit geſalzenem und an der Sonne getrocknetem Fleiſch (carne secca), mit geröſtetem Mehl von Mandioca, und mit ſchwarzen Bohnen; ſie leben faſt wie die Neger. Der Schmutz in den Braſilianiſchen Häuſern iſt unglaublich.

Am 25. traten wir die Rückreiſe von Neufreiburg an, faſt

auf demſelben Wege, welchen wir gekommen waren; nur am 26. wichen wir davon ab und ritten von St. Anna und Porto Pinheiro nach Macacu, und von da nach Porto das Cairas, wo wir übernachteten. Macacu, ein Städtchen auf einer Anhöhe, iſt faſt ganz verlaſſen, weil Sumpfluft und ſchlechtes Waſſer den Aufenthalt tödtlich machen. Nur einzelne kränkliche Geſichter ſahen wir an den Fenſtern. Auf dem ganzen Rückwege war ein junger Sauerbrunn, der Sohn des proteſtantiſchen Geiſtlichen aus Neufreiburg, unſer Begleiter, ein rüſtiger, aufgeklärter junger Mann, dem ich manche nützliche Notizen zu danken habe. — Am 27. waren wir wieder in Rio zurück.

Nachdem ich Bericht von dieſer Excurſion abgeſtattet habe, bleibt mir noch übrig meine Meinung über Deutſche Coloniſation in Braſilien zu ſagen; doch es wäre voreilig aus dieſen wenigen im Fluge erhaſchten Notizen mit Zuverſicht Schlüſſe zu ziehen; ich ſpreche daher nur mit Mißtrauen in mein Urtheil eine Meinung aus, welche ſich aus verſchiedenen Eindrücken und Mittheilungen gebildet hat.

Es iſt außer Zweifel, daß ein einzelner, fleißiger, kräftiger Deutſcher, auch wohl eine Familie, mit geringem Vermögen in Braſilien leichter und mit weniger Arbeit ihren Unterhalt finden und mit der Zeit auch Wohlhabenheit erwerben kann, als in Europa; beſonders wenn es nicht an Geſundheit, Muth und Beharrlichkeit fehlt, um die großen Mühſeligkeiten und Entbehrungen der erſten Jahre zu ertragen. Aber eine Coloniſation in Maſſe ſcheint mir, wenn auch für das Land, doch für die Einwanderer ſelbſt nicht rathſam, und zwar aus folgenden Gründen: Der politiſche Zuſtand von Braſilien iſt unſicher; die Coloniſten haben alſo keine Garantie für die Verſprechungen, welche man ihnen macht. Deutſcher und überhaupt Europäiſcher Landbau iſt auf wenige Localitäten, — auf die höhergelegenen Landſchaften, beſchränkt. Der Mangel an Communicationen und der theure Transport erſchwert es ſehr die Producte zu verwerthen.

Bei denen, welche in ſolchen Colonien zu Wohlſtand gelangen, entſteht nur zu bald der Wunſch ſich aus ihnen wieder zu entfernen, mit dem erworbenen Capital Kaffee- oder Zuckerplantagen zu kaufen, und dieſe durch Sklaven bauen zu laſſen, alſo Braſilianiſche Lebensweiſe und den Charakter der Sklavenbeſitzer anzunehmen. Aus dem Munde vieler Deutſchen Coloniſten habe ich die Worte gehört: „Wenn ich mir ein paar Schwarze kaufen könnte!“ — oder: „Sobald ich ſoviel beſitze, kaufe ich ein paar Schwarze.“ Uebrigens giebt es in Neufreiburg nicht mehr als etwa 30 Neger.

Durch die Negerſklaven und ihre Arbeit werden viele Pflanzer ſchnell reich; aber die Cultur des Landes wird nicht verbeſſert, man baut gleichſam auf Raub. Der Pflanzer kauft ſo viel Land und ſo viele Neger als er kann, brennt die Wälder ab und ſaugt das Land aus. Es exiſtiren auf dieſe Weiſe nur reiche Pflanzer und Sklaven; ein fleißiger, wohlhabender Mittelſtand kann ſo nicht aufkommen, weil die Neger die Arbeit wohlfeiler verrichten; die Beſitzungen werden zu groß in wenigen Händen. Es geſchieht nichts, die Wege zu verbeſſern und die Induſtrie zu heben. Für die Neger und die Maulthiere findet man die ſchlechteſten Wege gut genug. Andere Culturen als die des Zuckers und Kaffee's haben keinen Reiz; weil die Produkte, ſo lange der größte Theil der Bevölkerung aus Negern beſteht, keine Abnehmer finden, alſo nicht auf den Markt gebracht werden können. Eine weiße Bevölkerung würde die Nachfrage nach Europäiſchen Produkten, die in Braſilien erzeugt werden können, wie: Weizen, Kartoffeln, Milch, Butter ꝛc. ꝛc. vermehren. —

Alſo von dem Unmoraliſchen und der Grauſamkeit der Sklaverei ganz abgeſehen, — die im Verhältniß immer mehr zunehmende ſchwarze Arbeiterbevölkerung iſt auch den materiellen Intereſſen und den Fortſchritten der Cultur Braſiliens nachtheilig, ſo ſchwierig es auch ſein mag, eine arbeitſame weiße Bevölke-

rung hier ſich vermehren zu ſehen. Dazu die Gefahr. Dieſe von der überhandnehmenden Negerbevölkerung drohende Gefahr iſt augenſcheinlich. Der Engliſche Commodore Purvis, ein Mann, der in den letzten Jahren bei Gelegenheit der ſüdamerikaniſchen Händel oft genannt worden iſt, ſagte mir: „Ich glaube, daß die Weißen in hundert Jahren in Braſilien ganz ausgerottet ſein werden.“ —

Eine beſondere Klaſſe bilden die freien Mulatten; man glaubt daß von dieſen den Weißen noch ſchneller Gefahr drohe als von den Negern. — Die verſchiedenen Negerſtämme haſſen ſich untereinander; darin ſieht man für jetzt noch einen Schutz. —

Rio Janeiro.

Vom 27. bis 31. Auguſt 1844.

Ich habe nun noch zu erzählen, wie die letzten Tage des Aufenthalts in Rio zugebracht wurden.

Gleich nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß meine Audienz bei dem Kaiſer Don Pedro II. auf den 28. beſtimmt ſei. Die Audienz hatte in dem Palaſte St. Chriſtopho, eine Stunde vor Rio, ſtatt; alle Officiere vom Merapi waren von der Partie. Der Kaiſer war von ſeinen Miniſtern umgeben, denn nach der Audienz ſollte Miniſterrath gehalten werden. Er ſprach nur wenige Worte: Comment se porte le Roi des Pays Bas? — Vous avez fait une excursion à Novo Friburgo. Vous allez à Batavia? — Die übrigen Officiere wurden gar nicht einzeln, ſondern en masse präſentirt. Unſer Conſul behauptet, daß dieſe Audienz als eine Gunſt und Auszeichnung anzuſehen ſei. Der Kaiſer iſt 20 Jahre alt, etwas dick und unbehülflich, der Ausdruck des Geſichts hat etwas Unbeſtimmtes; Zurückhaltung, Verlegenheit, Mißtrauen ſind unverkennbar; aber auch Gutmüthigkeit; doch iſt er verſchloſſen und weiß ſeine Vorſätze geheim zu

halten. Es ſoll ihm nicht an Inſtruction fehlen; er ſpricht mehrere Spachen: Portugieſiſch, Franzöſiſch, Engliſch, Deutſch; aber man bezweifelt, ob er die nöthigen Eigenſchaften und die Energie beſitze, um ein halbciviliſirtes, von Parteien zerriſſenes Land in Ordnung zu halten. Der Einfluß des Hofes ſoll faſt ganz null ſein, der des Kaiſers mit eingeſchloſſen. — Ich habe dann noch eine Viſite bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gemacht; er war nicht zu Hauſe.

Am 29. beſuchte ich das naturhiſtoriſche Muſeum; es iſt wenig Ordnung darin, aber vieles Intereſſante. — Abends war großer Ball, den die Stadt den Fremden giebt. Viele Schönheiten waren nicht da, aber ich habe den Neapolitaniſchen Prinzen geſprochen, der ſehr artig und freundlich iſt. Auf dieſem Balle habe ich mehrere der hieſigen Diplomaten kennen gelernt.

Der Engliſche Geſandte, Herr Hamilton, iſt ein ſehr artiger und feiner Mann. Noch länger habe ich mich mit dem Commodore Purvis unterhalten; ein tüchtiger, energiſcher, etwas ehrgeiziger Seemann, dem jede Gelegenheit, bald Admiral zu werden, erwünſcht wäre. Durch ihn habe ich die Bekanntſchaft des Generals Paz gemacht, der in den Revolutionen von Rio de la Plata gegen Roſas eine Rolle geſpielt hat.

Ich ſollte mit der Prinzeſſin Januaria tanzen, habe mich aber entſchuldigt, — als emeritirter Tänzer. Commodore Purvis war ambitiöſer, er nahm an. — Auch in dem Deutſchen Caſino bin ich durch den Herrn Kufahl, der mich aufgeſucht hat, eingeſchrieben worden; es iſt dicht bei dem Hôtel Pharour.

Am 31. hatte ich noch eine Audienz bei Prinz Luigi de Bourbon, Conde d'Aguila, dem Gemahl der Prinzeſſin Januaria. Er war wieder ſehr artig und freundlich; er ſprach vom Herzog Bernhard von Weimar, den er in Neapel kennen gelernt hatte.

Nach der Audienz machte ich noch eine lange Promenade mit Leclercq durch die Stadt, beſonders durch die vom Hafen entfern-

teren Quartiere. Bei Madame Finot in der Rua de Ouvidos kaufte ich einige Blumen von Kolibrifedern, und ſorgte dann noch für eine Proviſion preserved meats, beſonders Bouillon und Julienne, welche mir auf der langen Reiſe nach Java zu ſtatten kommen ſoll. Den Abend beſchäftigte ich mich mit Briefſchreiben und der Lectüre des Archivo Americano, welches in Buenos Ayres in drei Sprachen: Spaniſch, Franzöſiſch und Engliſch erſcheint. Es iſt ganz im Intereſſe von Roſas geſchrieben, aber man gewinnt doch daraus einige Einſicht in die Zuſtände der ſüdamerikaniſchen Republiken und beſonders von der argentiniſchen Republik und von Montevideo.

Ich hatte früher nie Gelegenheit Spaniſch oder Portugieſiſch zu leſen. Wer Lateiniſch und Franzöſiſch kennt, lernt dieſe Sprachen leicht verſtehen, und ich wollte mich anheiſchig machen, es in 6 Wochen ſo weit zu bringen, um einen Autor in Proſa ohne großen Anſtand leſen zu können; die Portugieſiſchen Zeitungen leſe ich ſchon jetzt.

Am 2. September nach dem Frühſtück ging ich wieder an Bord des Merapi, um die Fahrt nach Java fortzuſetzen.

Die Reiſe von Rio nach Batavia.

Gedenkbuch: „Sturm und hohe See am Cap; den 12. November auf der Rhede von Batavia angekommen.“

Den 17. October 1844. Im Indiſchen Ocean.

36° ſüdl. Breite,
60° öſtl. vom Merid. von Greenwich.

Die Reiſe geht langſam.

In Rio hatten wir noch eine Unannehmlichkeit.

Ein Lieutenant von unſerer Marine wollte ſich erhängen; ſeine Finanzen waren derangirt und er hatte Worte mit ſeinen Chefs

gewechſelt. Der Strick riß entzwei und man fand ihn beſinnungslos am Boden ſeiner Hütte liegen. Die Blutgefäße in ſeinen Augen waren geſprungen, und es dauerte ſehr lange, bis er ſich wieder ſehen laſſen konnte. Doch genug von dieſer Epiſode.

Wir machten von der Dampfmaſchine keinen Gebrauch, weil die Kohlen uns als Ballaſt nöthig waren. Ich hatte Gelegenheit genug mich zu überzeugen, daß ein Dampfſchiff für große Seereiſen keineswegs den Vorzug verdient, und am allerwenigſten wenn vorgeſchrieben iſt, die Kohlen ſo viel möglich zu ſparen. Der Bau der Dampfſchiffe iſt auf ſchnelle Fahrt berechnet, ſie führen kleinere Maſten und weniger Segel, haben weniger Stabilität als Segelſchiffe, ſo daß ſie unerträglich rollen (roulis) ſowohl bei Windſtille, als wenn der Wind ganz von hinten kommt. Dieſes Rollen hat ſeinen Grund ſowohl in der Schärfe des Baues (ſie haben wenig Bauch), als auch darin, daß, weil die ſchweren Kanonen auf dem Verdeck ſtehen und der Kohlenvorrath in den Seitenwänden hoch geſtaut iſt, der Schwerpunkt nicht tief genug liegt. Dieſes Rollen iſt nicht nur ſehr ermüdend für den Reiſenden, ſondern es kann auch dem Schiffe gefährlich werden, indem es den Verband auflockert oder die Maſten brechen macht. Daß Tiſche und Stühle und beſonders das Küchengeräthe, — Gläſer, Teller, umfallen und brechen, iſt noch der geringſte Schaden. Alles iſt zwar ſoviel als möglich feſtgebunden, aber es hilft nichts.

Den Weg von Rio bis zum Meridian des Caps der guten Hoffnung legten wir in 29 Tagen zurück. Die kürzeſte Diſtanz iſt etwa 800 Deutſche Meilen, der von uns gehaltene Curs gab 879. Vom Cap rechnet man noch 1400 Deutſche Meilen nach Batavia.

Zwiſchen Rio und dem Cap iſt uns nichts Merkwürdiges begegnet. Ein amerikaniſches Schiff, ein Wallfiſchfänger, der die Stange ſeines Fokmaſtes verloren hatte, und deſſen Schaluppe

bei uns an Bord kam, um zu fragen, ob wir ihnen aushelfen könnten? — es war nicht thunlich. Die Leute dieſes amerikaniſchen Schiffes gehörten zum Mäßigkeitsverein und wollten keinen Genever von uns annehmen. Sie ſahen ſehr gut aus.

Wir ſahen einige große Fiſche, die zum Wallfiſchgeſchlecht gehörten, doch nicht von der größten Art; ich glaube, ſie heißen Kaſchelot. Auch viele Seevögel umſchwärmten unſer Schiff und blieben in unſerm Fahrwaſſer, wohl ſechs verſchiedene Arten. Die ſogenannten Cap'ſchen Tauben (in der Geſtalt zwiſchen Taube und Ente die Mitte haltend) und die Albatros waren am zahlreichſten. Sie entfernen ſich mehrere hundert Meilen vom Lande. Ein dritter Vogel, eine Art Schwalbe, Malavit genannt, ſoll Sturm verkünden. Dieſe verſchiedenen Arten ſcheinen ſich gut zu vertragen; ſie fliegen und ſchwimmen durcheinander ohne ſich etwas zu Leid zu thun. Der Albatros, viel größer als eine Gans, hat ſehr lange Flügel. Es iſt merkwürdig, wie wenig dieſe Vögel beim Fluge ihre Flügel bewegen; ſie laſſen ſich vom Winde tragen. Eine Cap'ſche Taube, die aufs Verdeck gefallen war, konnte nicht mehr auffliegen, weil ſie keinen Wind hatte; wie ich ſie aber über Bord hielt, bekam ſie Wind und flog davon. — Wir fingen einige dieſer Vögel mit Angeln, woran Speck gehängt wurde.

Am 1. October erreichten wir den Meridian des Vorgebirgs der guten Hoffnung, wir doublirten es unter 38° ſüdl. Breite, alſo auf 50 bis 60 Meilen Abſtand von der Küſte. Ich hätte gewünſcht zu landen und mich ein paar Tage in dieſer alten holländiſchen Colonie umzuſehen; auch nach dem Hauſe zu fragen, in dem Franzina's (des Bruders Mar Gattin) Wiege geſtanden hat; aber es war gegen die Inſtruction des Capitäu Baars, und da die Reiſe an ſich ſchon ziemlich langſam von ſtatten ging, wollte ich auch nicht dazu beitragen, ſie noch mehr zu verzögern.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung iſt berüchtigt; die See

iſt da gefährlich und im Winter (d. h. in unſerm Sommer) ſehr ſtürmiſch. Aber zu jeder Jahreszeit geht die See dort ſehr hoch, und der Wellenſchlag iſt viel mächtiger als in andern Meeren. Die Wellen ſind hoch und lang. Das Meer hat auch dort ſeine eigenthümliche Strömung, die ſich oft mit der Richtung des Windes kreuzt und die Fahrt beſchwerlich macht; auch wir erfuhren etwas davon. Wir hatten ein paarmal Sturmwind; die See ſchlug in verſchiedenen Richtungen gegen das Schiff, ſo daß es ſchwer war den Wellen mittelſt Steuerruders auszuweichen; unſere Lage war beſonders am 3. October nicht ohne Gefahr. Einmal ſchlugen die Wellen gleichzeitig von beiden Seiten über das Verdeck und es ſtand ein Fuß hoch Waſſer im Longroom. Die Schaluppen hatten viel zu leiden und eine wurde in Stücke geſchlagen. (Die Schaluppen hängen an der Seite des Schiffs.)

Ein andermal wurden wir durch Windſtille in Gefahr gebracht. Dem Süßwaſſerſchiffer iſt das faſt unbegreiflich; er hat viel von Stürmen, von Klippen und Bänken gehört, aber was kann die Windſtille ſchaden? Ich will es alſo hier erklären.

Jedes Segelſchiff bedarf einer gewiſſen Geſchwindigkeit, um dem Steuerruder zu gehorchen; d. h. der Wind muß mit einer gewiſſen Kraft die Segel ſchwellen, wenn das Schiff durch das Steuerruder regiert, d. h. gewendet werden ſoll. Es giebt verſchiedene Mittel, der Gefahr auszuweichen, welche das Anſchlagen und ſchnelle Aufeinanderfolgen der Wellen dem Schiffe bringen kann. Am gefährlichſten ſind die Wogen, welche das Schiff von der Seite, d. h. in einer auf den Kiel perpendikulären Richtung treffen, weil ſie das Schiff umwerfen können. Durch eine ſchnelle Bewegung des Steuerruders wendet man das Schiff ſo, daß es der Welle die Hüfte (la hanche — de billen) bietet. Nun trifft es ſich manchmal, daß der Wind, nachdem er das Meer gepeitſcht und aufgeregt hat, auf einmal fällt. Lange nachdem die Windſtille eingetreten iſt, gehen die Wellen noch

hoch in der früheren Richtung des Windes; dieſe hohen Wellen ſchlagen nun an das Schiff, das in der Windſtille dem Steuerruder nicht gehorcht, alſo weder durch eine Wendung dem Wellenſchlag ausweichen, noch durch ſchnelle Fahrt den Wellen, die es verfolgen, entlaufen kann. In dieſer Lage haben wir uns mehrmals befunden. Am ſchlimmſten iſt es, wenn die See unregelmäßig geht, d. h. wenn die Wellen nicht in einer gleichen ſtetigen Richtung auf einander folgen, ſondern ſich in verſchiedenen Richtungen kreuzen. Doch genug von meiner Seemannsſchaft; ich will nur noch hinzufügen, daß man ſich gewöhnlich über die Höhe der Wellen täuſcht; ſie ſollen ſich nie höher als 14 bis 15 Fuß über das gewöhnliche Niveau erheben; aber das macht freilich mit der correſpondirenden Tiefe, aus welcher die Welle geſchleudert iſt, ſchon 28 bis 30 Fuß; much more than a sailor could wish for. — Bei der Reiſe von Rio Janeiro nach Oſtindien bleiben die Schiffe gewöhnlich einen Monat lang, d. h. von der Inſel Triſtan d'Acunha bis zu den Inſeln St. Paul und Amſterdam — alſo 90 Längengrade à 11 Meilen — immer in der Breite von 36 bis 38 Graden, um die Windſtille zu vermeiden, welche man in der Nähe der Wendekreiſe zu fürchten hat. Unter 36° ſüdl. Breite iſt es meiſtens kalt — 55 bis 60° Fahrenheit. Mein warmer Flausrock war mir ſehr willkommen.

Ich vergaß anzuführen, daß bei dem Rollen oder Schaukeln des Schiffes unſere Maſten oft 28 Grade von der Perpendicular-Linie abwichen; 28° habe ich ſelbſt mit dem Quadranten beobachtet; Andere wollen behaupten, es ſei bis zu 34° gekommen; es iſt möglich.

An die See bin ich nun ſo ſehr gewöhnt, daß ich mich auch im Sturm und beim ſtärkſten Rollen des Schiffs ſehr wohl befinde. Aber ich bin ſehr mager geworden, die Kleider ſind mir alle um eine Spanne (20 Centimeter) zu weit.

Die Schiffskoſt behagt mir auch; hier ein Verzeichniß der Speiſen, welche die Schiffskoſt ausmachen: Hämmel, Schweine, Hühner, Enten, Gänſe ſind lebendig an Bord, und von dieſem Vorrath wird zu Zeiten geſchlachtet. Der Matroſe, welcher die Aufſicht über dieſe Menagerie hat, heißt Pluimgroof (Federgraf); er füttert auch die Geiſen, die uns mit Milch verſorgen.

Die Suppen: Snert, Reis, Grütze, Kerry-Julienne in Blechen (preserved meats), Kohlſuppe.

Eingeſalzenes Fleiſch: Schinken, Zungen, Hamburger Rindfleiſch (von den Holländern Paterſtuk genannt), Würſte, Rolpens.

Gemüſe: Kartoffeln, Sauerkraut, Rothkohl, Sauerampfer, Endivien, Erbſen, Bohnen, Pflückerbſen, Gelbrüben, theils eingemacht, theils in Blechen.

Fiſch: Stockfiſch, geſalzener Kabliau, Häringe, Sardellen, Salm in Blechen, Sgarnalen.

Manchmal Pfannkuchen, Pudding, Maccaroni, Arme Ritter oder anderes Backwerk. Viele Confituren und Früchte.

Auf dem langen Wege von Rio nach Batavia habe ich mich viel mit meinem Auftrage beſchäftigt, die darauf bezüglichen Papiere geleſen, Noten genommen, über die zweckmäßigſte Art meine Sendung zu vollbringen, nachgedacht; und ich hege gutes Vertrauen, daß ich mich mit Ehren daraus ziehen werde. Einen großen Theil des Tages bringe ich auf dem Verdeck zu, wenigſtens 6 bis 8 Stunden.

Um 1 Uhr mache ich eine Partie Schach, um 8 Uhr Abends eine Partie L'hombre. Auch über Seeweſen habe ich viel geleſen.

Wir legen im Durchſchnitt täglich 30 Meilen zurück, manchmal wohl auch 45, aber das wird durch die Windſtillen compenſirt.

4. November. Der Wind blieb ungünſtig oder ſchwach.

Am 24. October, meinem 50jährigen Geburtstage, wurde ich überraſcht mit Gratulationen, nicht blos von den Officieren, ſon-

dern von den Unteroffizieren und der Mannschaft, die mir schriftlich ihre Glückwünsche überreichen ließen. Ich weiß, daß man an diesem Tage auch in Hornau meiner gedachte*), und ich schrieb dahin (Brief Nr. 12) 35 Grade südlicher Breite, 80 Grade Länge östlich vom Meridian von Greenwich, in der Nähe der Inseln St. Paul und Amsterdam (unbewohnt).

Am 31. October haben wir Feuer unter die Kessel gemacht, um mit Dampf weiter zu kommen, so daß wir endlich am 4ten November wieder zwischen den Wendekreisen waren. Aber seit Rio bis zum 4. November war es fast immer kalt geblieben. Die Langeweile fängt an überhand zu nehmen, Alles macht lange Gesichter, auch meine Officiere; die Provisionen sind zum großen Theil aufgezehrt, und die Officiere werden sich bald mit gewöhnlicher Schiffskost begnügen müssen. Aber es dauert nicht mehr lange.

Die Thätigkeit ist sehr groß auf dem Merapi; alle Hände sind beschäftigt, um Alles für die Ankunft in Batavia in den

*) Folgenden Brief-Eingang schrieb an diesem Tage der

Vater an Fritz.

Hornau, den 24. October 1844.

Also heute! Ein so bedeutender Tag, auch wegen der Zahl der Jahre. Auch Du hast ein halbes Jahrhundert schon zurückgelegt. Und mit welcher Ehre, mit welcher Befriedigung, mit wie klarem heiterem Blick kannst Du zurückschauen! Welche Pflichten hättest Du nicht erfüllt! Welchen Erforderuissen hättest Du nicht Genüge geleistet! Wie ehren Dich und freuen sich Deiner Aeltern, Geschwister und Freunde! Und Du hast das Leben, das menschliche Dasein genossen, nach Deiner Wahl und Weise. Und zu diesen Genüssen zähle ich wesentlich den hohen Verstand, den klaren Blick auf Vergangenheit und Alles um Dich her. Das Letzte sage ich nicht ohne Egoism. Mehr Befriedigung Deines Ehrgeizes, größere soldatische Wirksamkeit hätte Kriege vorausgesetzt! Ich bin zwar kein unbedingter Lobredner des Friedens; indessen, — es mag so sein; er hat sicher auch seinen Werth. Und was garantirt uns glückliche Waffen, bessere politische Erfolge? — und Dein Leben! Glück zu also, am heutigen Tag, daß Du da bist! Laß der Himmel Dich uns erhalten bleiben.

beſten Stand zu ſetzen. Eine unglaubliche Menge Handwerke werden auf einem Schiffe ausgeübt, z. B. die des Zimmermann, Schmied, Seiler, Segelmacher, Färber, Küfer, Blechſchmied, Schneider, Schuſter, Koch, Bäcker und Metzger.

Ich bin ſehr in Gunſt bei dem Schiffsvolke, wie mir Herr Matthes verſichert, ganz beſonders aber bei den Unterofficieren.

Am 6. November haben wir das Sommerzelt zum erſten Male ſeit Rio wieder aufgeſpannt und der Tag der Ankunft läßt ſich berechnen. Man freut ſich, bald Briefe aus der Heimath zu empfangen, und man hält die Briefe ſchon in Bereitſchaft, die mit erſter Gelegenheit die glückliche Ankunft nach Hauſe melden ſollen.

Mein See-Roman iſt zu Ende, ſchon beſchäftige ich mich mit Planen zu meiner häuslichen Einrichtung in Batavia. Ich will ſehr anſtändig und meinem Rang gemäß leben, und doch ſoll etwas übrig bleiben; denn mit ganz leeren Händen will ich nicht zurückkommen; das thut kein Verſtändiger, der nach Indien geht.

Ankunft und erſter Aufenthalt auf Java.

19. November 1844.

Gedenkbuch: „Bei General Cochius gewohnt auf Weltevreden; zu Ende November einige Tage in Buitenzorg bei dem ſtellvertretenden Gouverneur van Reynſt. Im December in Batavia gewohnt — Molenvliet bei van Oekelen.“

Am 11. November erblickten wir ſeit Rio Janeiro zum erſten Male wieder Land, — es war Java head; — Abends warfen wir den Anker aus, denn in dunkler Nacht (wir hatten keinen Mondſchein) iſt es gewagt, durch die enge Sunda-Straße zu ſchiffen.

An der ſüdlichen Küſte von Java geht die Brandung ſehr hoch; die Wellen werden haushoch gegen die Felſenwände ge-

ſchleudert, ſo daß man den weißen Schaum aus der Ferne ſieht. Wenn man ein paar Monate nichts als Himmel und Waſſer vor ſich gehabt hat, thut ein Gebirgshorizont und das friſche Grün dem Auge wohl. Unſere Reiſe war zwar eine glückliche, aber eine langſame; wir waren im Ganzen 112 Tage in See geweſen.

Bei der Durchfahrt durch die Sunda-Straße halten ſich die Schiffe ziemlich nahe an der Küſte von Java; man fährt zwiſchen Cap Java und Prinzen Iland durch. Wir hatten den Strom gegen uns und kamen am 12. nicht weiter als bis Anjer, obgleich wir den Dampf zu Hülfe nahmen. Vor Anjer ließen wir den Anker fallen. Ein Prouw (inländiſches Boot) näherte ſich dem Merapi und ich erhielt einen ſehr freundlichen Brief von dem General Cochius mit der Einladung in Weltevreden, eigentlich das neue Batavia, nahe bei dem alten, bei ihm abzuſteigen. General Cochius, Commandant der Armee in Oſtindien, iſt ein alter Bekannter aus dem Feldzuge von 1815.

Am 13. gegen Mittag kamen wir auf der Rhede an (Brief an Mar, Rhede von Batavia, den 13. November 1844), nachdem wir an einer Menge kleiner Inſeln vorbeigefahren waren. Der Anker war noch nicht lange gefallen, da erſchien Oberſt Perié, der Commandant der weſtlichen Abtheilung von Java, um mich zu begrüßen und abzuholen; er hatte einen zweiten Brief vom General Cochius mit wiederholter Einladung.

Ich verließ alſo den Merapi, der mich mit 13 Kanonenſchüſſen ſalutirte; die Mannſchaft paradirte auf den Raas. Meine Schaluppe führte die Flagge eines Schout by nacht (Contre-Admiral), weil der Generalmajor dieſem an Rang gleich ſteht. Auch an der erſten Küſtenbatterie wurden 13 Salutſchüſſe abgefeuert. Auf der Rhede wimmelte es von Schiffen von allerlei Nationen. Die erſte Einfahrt in Batavia hat nichts ſehr Impoſantes; man fährt lange in einem Channel, der durch Mauern

und Pfahlwerk eingefaßt ist; aber Alles ist hier neu für mich; es ist besonders das Gemisch der verschiedenen Menschenracen mit ihren eigenthümlichen Gesichtern und Trachten, — Javanen, Malaien, Chinesen, Amboinesen, Bengalesen, Araber, — was mich als erster Eindruck frappirt; doch dabei halte ich mich heute nicht auf.

Vom Oberst Perié erfuhr ich zuerst, daß der Generalgouverneur Merkus im August gestorben war. Der älteste Rath von Indien, Herr Reynst, nimmt den Posten wahr, bis der König einen Generalgouverneur ernannt hat. Es war mir sehr unangenehm, denn ich hatte viele besondere Empfehlungen an Herrn Merkus, und wußte was ich an ihm hätte. Herrn Reynst kenne ich nicht, er ist abwesend und wird erst in einigen Tagen in Buitenzorg zurückerwartet; er hat den Ruf eines sehr rechtlichen, einfachen Mannes, der in ganz bürgerlichen Gewohnheiten lebt und in Allem, was er thut, mit großer Vorsicht zu Werke geht.

Bei General Cochius wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Seine Frau ist artig, gesprächig und gewandt, die Bekanntschaft war bald gemacht. Auch General van der Wyck, der Chef des Genieweſens, besuchte mich sehr bald; ich hatte ihn früher im Haag kennen gelernt*).

Mein erstes Geschäft war, von meiner Ankunft officiellen Rapport nach dem Haag zu machen und dann an die Familie zu schreiben. Die Gelegenheit war günstig, denn am 16. und 17. gingen Schiffe ab; das erste ein Holländisches, das nach Rotterdam bestimmt ist; das zweite nach Calcutta; mit diesem letzteren machte ich den Versuch über Land zu correspondiren. Nach Allem, was ich hier höre, kommen diese Briefe selten viel früher an als die, welche den Weg um das Cap der guten Hoffnung nehmen.

*) Siehe 2. Theil. Seite 261.

Dann habe ich Visiten gemacht bei den Räthen von Indien. Sie heißen du Puy, Hoogeveer, Hogendorp und van Nes. Letzterer hat eine hübsche Deutsche junge Frau, eine geborne Hartefeld aus Düsseldorf, aber sie scheint leidend, vielleicht auszehrend zu sein. — Ich habe auch sehr viele Visiten empfangen; so am Sonntag den 17. November das ganze Officiercorps. Ich hielt eine kurze Ansprache über den Zweck meiner Sendung, die einen guten Eindruck gemacht zu haben scheint. Es befinden sich hier nicht viel weniger als 150 Officiere aller Grade.

Es wundert mich, keine Briefe aus Europa hier gefunden, noch bis jetzt erhalten zu haben, da doch unsere Reise so lange gedauert hat; meine Begleiter sind in demselben Fall; es muß ein ungünstiger Zufall dabei im Spiele sein. Die Europäischen Zeitungen, welche man bis heute hier hat, gehen bis zum 25. Juli.

Den 26. November. Die ersten 14 Tage in Batavia mußte ich anwenden, um meine Leute kennen zu lernen und Erkundigungen einzuziehen, wie ich mich am besten einrichten könnte. Da die Regenzeit (Kwade-Mousson) bereits eingetreten ist, die bis in den März dauert, so bleibe ich jeden Falls so lange in Batavia, ehe ich die Inspectionsreise über Java beginne.

Was nun die Einrichtung betrifft, so war mein Entschluß bald gefaßt, denn ich hatte fast keine Wahl. Häuser standen nicht offen und ein anständiges Ameublement würde mit andern ersten Anschaffungen auf 10,000 Gulden zu stehen gekommen sein. Ich habe also ein Bovenhaus bei van Oekelen gemiethet, eine Art von hôtel garni. Ich bezahle für Wohnung, Kost (ohne Wein), Beleuchtung, Bad und Nahrung meines Bedienten Matthes — monatlich 500 Gulden in Silber; für einen Gast weitere 4 Gulden täglich. Ein Miethwagen (wobei mehrere Gespanne Pferde sind) kostet mich monatlich 150 Gulden Silber. Ein Gulden Silber ist gleich ein Gulden 50 Cents oder $1^1/_2$ Gulden in Kupfer. Einem Malaischen Bedienten giebt man 12 fl.

monatlich; ich mußte fünf ſolcher Bedienten annehmen; Matthes iſt Mandor, — d. h. Intendant. Auch Livree mußte ich machen laſſen; ich wollte Kornblumenblau und Weiß mit Silber (meine Wappenfarben) geben, aber meine Malaien baten ſo inſtändig um Roth ſtatt Weiß, daß ich nachgegeben habe. Dieſe Leute ſind kindiſch eitel und haben die größte Freude an ſchreienden Farben. Sie kleiden ſich ſonſt gut und wiſſen ſich geſchmackvoll zu drapiren, obgleich die Meiſten bis auf die Hüfte nackt gehen. Da die Kinder nicht in Windeln gewickelt, die Erwachſenen nie in Schnürleiber und enge Kleider gezwängt werden, da man faſt immer in der freien, warmen Luft lebt, ſo ſind faſt Alle gut gewachſen, Verwachſene ſind höchſt ſelten; auch die Leute der unterſten Claſſen haben einen leichten degagirten Gang, natürlichen Anſtand und Grazie in ihren Bewegungen. Dies kann ich aber bis jetzt nur von den Männern ſagen; ſchöne Frauen habe ich bis jetzt nicht geſehen; ſie ſollen ſich mehr verborgen halten; auf Märkten z. B. ſieht man faſt nur alte Weiber. Der Anzug der Weiber überhaupt iſt unvortheilhaft und ungraziös; ſie tragen einen Unterrock mit einem Gürtel befeſtigt, und darüber ein Kleid wie einen Europäiſchen Schlafrock oder Pudermantel.

Meine gemiethete Wohnung werde ich den 1. December beziehen; bis dahin bin ich der Gaſt des General Cochius.

Ich will ſummariſch erwähnen, wie ich die erſten 14 Tage verwendet habe; auf das, was ich geſehen, muß ich doch wieder zurückkommen.

Mehrmals war ich im eigentlichen Batavia und habe da die Boutiquen (tokos) der Chineſen durchwandert; auch das Haus des Capitän Chinees (eine bürgerliche Obrigkeit, etwa Bürgermeiſter der Chineſiſchen Gemeinde) beſucht, der uns ſehr freundlich aufnahm. Dann ſah ich die Chineſiſche Komödie (Wayong); Sklaven und Sklavinnen ſind die Acteurs; ſie haben ſehr reiche und phantaſtiſche Coſtüme. Auch ein Chineſiſches Spielhaus und eine Opiumkneipe

habe ich beſucht; letztere war ekelhaft. Der Arzt, der mich begleitete (Dr. Fromm, ein Deutſcher), ſagte mir, das Opiumrauchen der Chineſen ſei oft Folge veralteter ſyphilitiſcher Uebel. Die Chineſen wiſſen dieſe Krankheit nicht gründlich zu behandeln; ſie nennen die Folgen Rheumatismus und betäuben den Schmerz in den Gliedern durch Opiumrauchen.

Auch einen großen Wochenmarkt, der Morgens 6 Uhr anfängt, habe ich geſehen. Die Maſſe und Verſchiedenheit der Früchte, welche da in Pyramiden aufgehäuft ſind, iſt unglaublich. Die gewöhnlichſten Früchte ſind: Ananas, Mangoſtan, Granatäpfel und Pampelmouſſe; aber für gute Hornauer Kirſchen können ſie mich nicht entſchädigen. Der Granatapfel iſt keine hier einheimiſche Frucht, ſondern eine hierher verpflanzte; der Geſchmack iſt ſäuerlich und am meiſten mit dem der Johannisbeere zu vergleichen; aber omne simile claudicat.

Die Citadelle, die Kaſernen und das Hospital iſt inſpicirt. Auch wohnte ich einem Ball der militäriſchen Societät Concordia bei. Das Local iſt nicht brillant; es iſt eine ehemalige Kolfbahn (?); aber die Geſellſchaft war zahlreich und dabei recht hübſche Geſichter. Obgleich auch croiſirte Race oder Halfcasts unter der Geſellſchaft erſchien, ſo war dieſe doch in Haltung und Ton ſo anſtändig, wie man es nur immer in Europa finden würde.

Ich habe eine Einladung bei Graf Hogendorp, Rath von Indien, erhalten, an welchen ich Empfehlung von Herrn van der Capellen, dem vormaligen Generalgouverneur, mitgebracht hatte. Er iſt der Sohn des Franzöſiſchen Generals Hogendorp und hat eine Beſchreibung von Java geliefert.

Ich werde mich in das Orientaliſche Leben zu finden wiſſen; ſpäter vielleicht in das auf Nova-Zembla oder Spitzbergen: „Voir c'est avoir; allons courir, car tout voir, c'est tout conquérir.“

Ausflug nach Buitenzorg.

Vom 28. November bis 2. December 1844.

Am 28. folgte ich einer Einladung des wahrnehmenden Generalgouverneurs Reynst und fuhr mit General van der Wyck nach Buitenzorg, der gewöhnlichen Reſidenz des Generalgouverneurs, 36 Pfähle, d. h. 12 Stunden von Batavia entfernt. (Die Pfähle, die auf den Javaniſchen Straßen als Wegemeſſer aufgepflanzt ſind, bezeichnen von Pfahl zu Pfahl die Diſtanz einer Engliſchen Meile oder 400 Rheinländiſche Ruthen.) Man legt die Diſtanz in 3 bis 3½ Stunden mit Poſtpferden zurück. Der Weg iſt ſehr gut und die 6 kleinen Pferde vor unſerem Reiſewagen flogen dahin wie in Rußland. Zwei Läufer ſtehen hinten auf einem Bret und ſpringen voraus, ſo oft es nöthig iſt, die Pferde mit der Peitſche anzutreiben oder ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Nur bei einigen ſteilen Anhöhen wurden Karbauwen (eine inländiſche Stier-Art) vorgeſpannt. Dieſe Karbauwen ſind ſtark, aber ſie haben wenig Ausdauer und unterliegen leicht, wenn ſie zu ſehr angeſtrengt oder mißhandelt werden; ſie leben gern im Waſſer und legen ſich in Pfützen; ſie ſind unverſchnitten; der Inländer, als Muhammedaner, hat einen Abſcheu vor dieſer Operation, — auch bei Thieren.

Wir kamen an vielen Reisfeldern vorbei, welche eben bewäſſert wurden. Der Reisbau verdient einen eignen Paragraphen.

Der Empfang des Generalgouverneurs war ſehr einfach und freundlich; je mehr ich mit ihm bekannt wurde, deſto mehr gefiel er mir durch ſeine Einfachheit; er iſt ganz bürgerlich und will gar nichts anderes vorſtellen. Er proteſtirt gegen die Excellenz und ſieht ſeine Stellung als ein bloßes Interim an.

Die Stellung der Generalgouverneure iſt in ſolcher Entfernung von dem Mutterlande natürlich immer ſehr ſchwierig und die Verantwortung groß; ſie gehen unter dieſer Laſt gebückt und Viele unterliegen.

Ich habe vier Tage sehr angenehm in Buitenzorg zugebracht und folgende Besuche gemacht: bei der Wittwe des verstorbenen Generalgouverneurs Merkus, bei Herrn Baud, directeur des cultures, einem Vetter des Ministers; bei Herrn Visser, dem Generalsecretär des Gouvernements; bei dem Grafen van dem Bosch, dem Sohn des gewesenen Ministers. Er hat eine große Besitzung, die über hunderttausend Gulden jährlich einbringt; die Zucht der Cochenille ist ein Hauptgegenstand der Cultur. Dieses Insekt, eine Art Laus, wovon das Männchen klein und geflügelt ist, das Weibchen dick wie eine Zecke, lebt auf der Nopalpflanze, einer Cactus-Art. Auf dieser Nopalpflanze wird die Laus groß gezogen, dann eingesammelt und gedörrt. Das getrocknete Insekt giebt die Cochenille oder Carminfarbe.

Ich wohnte einem Ball bei Herrn Baud und einem bei Herrn Reynst bei, und besah den botanischen Garten, der zugleich ein zoologischer ist; Tapire, Schildkröten, Hirsche, Casuar, Pelikan und andere Wasservögel befinden sich darin. Auch einige Alterthümer von wenig Bedeutung sind in der Nähe von Buitenzorg zu sehen, z. B. die Fußstapfen einer Heiligen in hartem Stein.

Am 2. kehrten wir nach Weltevreden zurück.

Aufenthalt in Batavia.

Vom 2. December bis 28. Februar 1845.

Während des ganzen Monats December war ich so sehr durch Dienstgeschäfte in Anspruch genommen, daß mir wenig Zeit übrig geblieben ist, Merkwürdigkeiten zu sehen und das Gesehene aufzuzeichnen. Mein Tagebuch ist also etwas ins Stocken gerathen und auch andere Liebhabereien müssen liegen bleiben; ich habe jetzt den Kopf noch zu voll von wichtigeren Dingen, um mich con amore daran zu setzen; erst — um mich kaufmännisch auszudrücken — muß das Geschäft gehörig im Gange sein. —

Mein Empfang war wahrhaft freundschaftlich, und es ist auch nicht eine Seele hier, über die ich mich zu beschweren hätte. Auch die Ausgaben sind erträglich; etwa 1500 Gulden monatlich, größere Anschaffungen abgerechnet.

Mein Auftrag brachte es mit sich, daß ich die Umgebungen von Batavia zu recognosciren hatte, und das ist geschehen. Diese Umgebungen erinnern sehr an Holland; sind also gar nicht schön; — Flächen, von geraden Kanälen durchschnitten, längs denen die Wege laufen. Das früher ungesunde, dann durch zweckmäßige Salubritäts-Maßregeln besser berufene alte Batavia ist fast ganz von den Europäern verlassen; es ist noch eine Handelsbörse oder Bazar, wohin die, welche da Geschäfte haben, Morgens nach 9 Uhr fahren; sobald diese abgethan sind, kehrt man nach Weltevreden zurück. Es ist des Morgens und des Nachmittags eine Prozession von Cabriolets, Benty genannt, hin und her. In Alt-Batavia spielen die Chinesen eine Hauptrolle; sie bewohnen die größte Vorstadt. Die Chinesische Bevölkerung in Batavia beträgt 60,000 Seelen; ich bin mit den Häuptlingen befreundet und sie besuchen mich. Diese Chinesen nehmen in dem Indischen Archipelagus sehr zu, und es ist dies vielleicht nicht ohne Gefahr für die Europäer. Sie sind hier was die Juden bei uns; dabei auch ebenso listig und betrügerisch; doch beschränken sie sich nicht wie diese blos auf den Handel; sie sind sehr industriös, und fast alle Handwerke werden durch sie betrieben. Als Handwerker sind sie wohlfeiler als die Europäer, welche alle hier auf großem Fuße leben und dabei in kurzer Zeit reich werden wollen, um recht bald nach Europa zurückkehren zu können.

Die Kleidung der Chinesen ist sehr einfach: eine weite Unterhose, weiß oder blau und mit einem Gürtel oder Struppe befestigt; eine weiße kattunene Jacke, die bis auf den halben Schenkel reicht und rund abgeschnitten ist, wie die des Pantalon in der

Italieniſchen Volkskomödie; ein geſchorner Kopf mit langem Zopf, der gerade herabhängt; der Kopf mit einem Strohhut bedeckt.

Die Chineſen werden von den Javanen ſehr gehaßt, weil ſie den armen Javanen betrügeriſch ausziehen und dabei noch roh behandeln.

Im Uebrigen iſt hier, was Menſchen betrifft, ein Zuſammenfluß und Vermiſchung aller Racen ohne Eigenthümlichkeit. Im Ganzen iſt doch hier mehr Europa, als ich mir gedacht hatte; man kann ſich eben dieſem Einfluß nirgends entziehen.

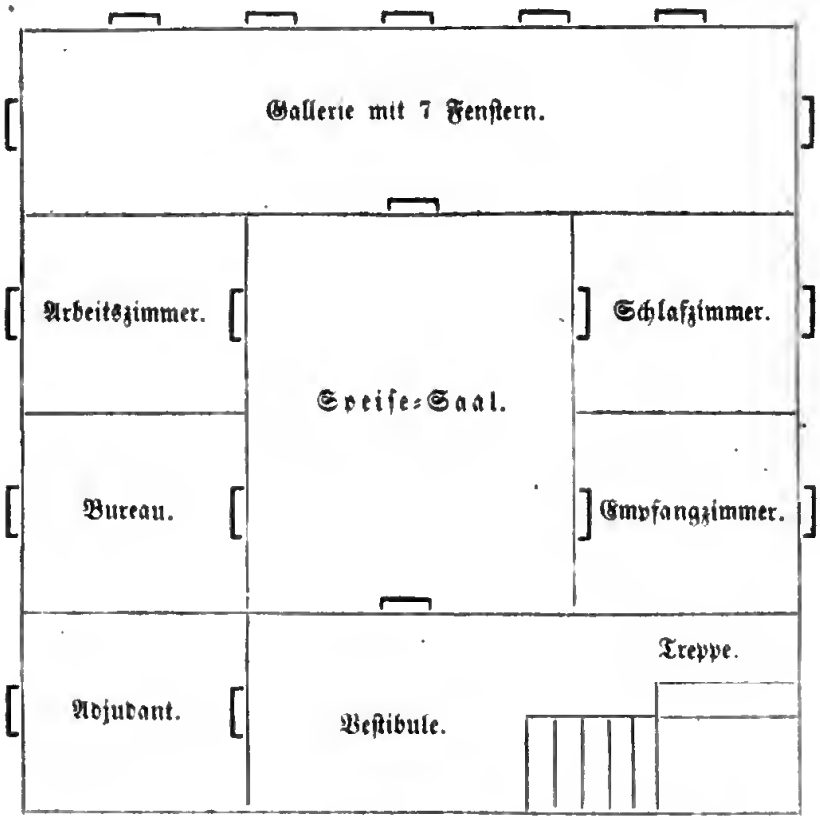
Zu philoſophiſchen Betrachtungen, zum Studium der Natur und der Menſchen, fehlt mir die Zeit; denn mein Auftrag nimmt den ganzen Mann in Anſpruch. Meine Geſundheit iſt ſo gut, daß ich mich nie wohler gefühlt habe. Die Hitze drückt mich gar nicht nieder, weder phyſiſch noch moraliſch; nachdem ich jedoch, wie die meiſten Neuangekommenen, mit einer leichten Diarrhöe, die man aber hier nicht vernachläſſigen darf, dem Klima meinen Tribut bezahlt habe. Mein Arzt, Dr. Fromm aus Meiningen, ein ſehr geſchickter Mann und allgemein geachtet (die meiſten und anerkannt beſten Aerzte ſind hier Deutſche), empfahl mir blos ſtrenge Diät und Warmhalten des Unterleibs. So war ich nach 8 Tagen wieder ganz hergeſtellt. Als Unterleibsbinde hat mir eine rothe wollene gedient, welche die Mutter in der Cholerazeit für mich geſtrickt hat; damals habe ich ſie nicht getragen, aber jetzt hat ſie mir gute Dienſte geleiſtet; ich ſage ihr nochmals Dank.

6. December. Ich komme ſo eben von einer großen Parade, denn es iſt heute des Königs Geburtstag. Den Abend iſt großer Ball, wo die ganze Welt von Batavia, über tauſend Perſonen, vereinigt ſind. Rangſtreitigkeiten ſpielen hier eine große Rolle, ich habe aber nichts damit zu thun.

Ich bin nun ganz eingerichtet und bewohne den erſten Stock des ſchon früher erwähnten Hauſes, welches zur Aufnahme von

Fremden eingerichtet ist. Meine Wohnung besteht in zwei Sälen und fünf Zimmern, dazu Badezimmer, Stallung und Remise.

Ich gebe die Skizze meiner Wohnung, weil fast alle größeren Häuser in Batavia dieselbe Eintheilung haben; der Unterschied besteht nur in der Größe, und in dem Luxus des Ameublements und der Säulengänge oder Veranda's, welche die Häuser umgeben.



Die Betten sind ein großes Quadrat von 6 bis 7 Fuß Länge; die Unterlage sind harte Breter; darauf eine dünne, sehr hart und fest gestopfte Matratze von Pferdehaar, ein Kopfkissen und Rouleau. Man schläft ohne Decken in Unterbeinkleidern. Das Bett ist dicht mit Gaze behangen, um die Muskitos auszuschließen. Ein hartes Lager ist hier Bedürfniß; auf einem weichen würde man es in diesem Klima nicht aushalten. Die

inländiſchen Bedienten ſchlafen auf dem Boden ohne Unterlage für den Kopf; jeder legt ſich hin, wo er eben Platz findet, Niemand bekümmert ſich darum. Die verheiratheten Diener bauen eine Hütte von Bambusrohr in der Nähe des Wohnhauſes ihres Dienſtherrn.

Ich habe außer dem Remiſewagen zwei eigne Reitpferde; die Pferde ſind ſehr klein, höchſtens 4 Fuß hoch. Man reitet und fährt blos mit Hengſten; Wallachen giebt es nicht, die Stuten werden nur für die Zucht gehalten; alle Pferde bleiben unbeſchlagen.

Mein Matthes ſpielt ſeine Rolle als Haushofmeiſter und Intendant vortrefflich, doch hat er einige Neigung, die Javanen zu deſpotiſiren, beſonders aus Ungeduld, weil er ſich nicht verſtändlich machen kann. Meine fünf Javaniſchen Diener heißen: Sahon, Jakim, Siddin, Achim, Latib.

Sahon iſt mein Leibjunge oder Leibmameluk, der mir überall hin folgt.

Es lebt ſich hier ſehr gemächlich; in meiner Lebensweiſe, die immer ſehr mäßig iſt, habe ich nur Weniges geändert; es iſt das tägliche kalte Bad und der Mittagsſchlaf hinzugekommen. Dieſe Lebensweiſe iſt alſo hier folgende: Mit Tagesanbruch, d. h. gegen halb ſechs, ſteht man auf; es iſt die beſte Zeit, einen Spaziergang zu machen und ein kaltes Bad zu nehmen. Gleich beim Aufſtehen trinkt man eine Taſſe Kaffee oder Thee; ich trinke ein Glas Milch mit Schwarzbrod dabei. Um 11 Uhr Gabel-Frühſtück, um 6 Uhr Diner. Die Speiſen ſind hier lange nicht ſo ſchmackhaft als in Europa; auch iſt der Appetit viel geringer. Reis und Hühner ſind die Hauptnahrung; Früchte in Menge, das ganze Jahr hindurch. Nur die Ananas finde ich davon ſchmackhaft: eine Ananas koſtet hier 4 Deute; d. h. man hat 25 bis 30 für einen Gulden. Von 5 bis 6 Uhr d. h. eine Stunde vor dem Eſſen, fährt man ſpazieren; es iſt

dies die elegante Promenade. Morgens von 8 bis 11 und von 12 bis 3 sind die Arbeitstunden. Von 3 bis 4 oder 4½ hält man ein Nachmittagsschläfchen, es ist nöthig. Bei dem Baden steht man bis ans Knie in einem gemauerten Bassin; ein Sarong (Javanisches Kleid) ist um die Hüften geschlagen; der Leibjunge gießt beständig aus großen Kokosnuß-Schalen kaltes Wasser über den Kopf. Des Abends um 8 Uhr macht man Visiten.

Es besteht hier ein Whist-Club; man spielt den point einen Gulden; ich bin Mitglied geworden.

Auch haben wir hier ein Französisches Theater, Oper und Vaudeville; das Abonnement für sechs Vorstellungen ist 20 Gulden.

Viele junge Deutsche und zum Theil mit sehr bekannten Namen, die zu Hause etwas peccirt haben, kommen hierher, um Glück zu suchen, in der Hoffnung die vita ante acta bleibe hier unbekannt. Gewöhnlich aber kommen doch Berichte hier an, aus Mißgunst oder Eifersucht gegen ihr Fortkommen; oder auch wohl weil man von hier aus Erkundigungen in Europa einzieht. Für Fremde überhaupt sind die Umstände gar zu ungünstig wegen der großen Menge Holländer, die mit Empfehlungen hierher kommen, und die zum Theil durch lange Dienstzeit gegründete Ansprüche haben. Ich muß sehr zurückhaltend gegen Deutsche sein, so lange ich die vita ante acta nicht näher kenne. Es ist schwer, den Mittelweg gegen solche zu finden, d. h. nicht mit leeren Hoffnungen hinzuhalten, und nicht durch das Vernichten aller Hoffnung zur Verzweiflung zu treiben. (Brief an Mar d. d. Batavia, den 15. December 1844.)

Am 1. Januar 1845. So eben habe ich die Neujahrsglückwünsche der Malaien, Chinesen und Araber erhalten und sende die meinigen nach Hornau. Ich weiß, daß mich der Vater dort um die schönen Abende des Januar beneidet, — hier wo immer Sommer ist; ihm aber bleibe der Europäische Frühling des Geistes. Die ersten Briefe aus Europa erhielt ich am

15. December. Ich erinnere mich der Ungeduld, mit welcher der Vater in Hornau Abends nach 6 Uhr die alte Lieſe (Botin) erwartete, die ihm Briefe und Zeitungen bringen ſollte; aber noch viel größer iſt hier in Batavia die Ungeduld, wenn ein Holländiſches Schiff auf der Rhede angekommen iſt, bis zum Augenblick wo die Briefe ausgetheilt werden. Die Allgemeine Zeitung leſe ich regelmäßig.

Doch ſieht Alles in Europa wieder friedlich aus. Wenn es anders wird, komme ich zurück, — pour voir la chose, — wie der Franzoſe ſagt; Ruhe habe ich doch niemals, weder zwiſchen den Wendekreiſen noch an den Polen.

Vor Kurzem iſt hier die gewöhnliche Handelsexpedition aus Japan zurückgekommen. Obgleich die offizielle Sendung den gewünſchten Erfolg nicht gehabt hat, ſo haben doch die Kaufleute recht hübſche Sachen mitgebracht, und ich habe einige Kiſten davon gekauft, um ſie der Mutter zur Vertheilung*) zu ſenden. Das Vertheilen und Geben macht ihr ja ſo große Freude, ab-

*) Bezüglich dieſer Vertheilung war in einem Briefe an die Mutter d. d. Batavia am 11. Januar 1845 unter andern ſo disponirt:

Für den Vater iſt der Japaniſche wattirte Schlafrock und eine Chineſiſche Leibbinde, welche an die Stelle des rothen Segeltuches treten kann.

Dem Max ſchicke ich ein paar Japaniſcher Teufel und Ungeheuer in Bronce; ich hoffe, er hält nicht ſo feſt an dem chriſtlichen Mono-Satanismus, daß er an den Japaniſchen Teufeln und böſen Geiſtern ein Aergerniß nimmt, oder ſie nicht einzurangiren wüßte. Hier zu Lande iſt die Toleranz ſehr groß: ſo beſteht eine Stunde von hier ein Chineſiſcher Tempel, und dicht daneben eine muhammedaniſche Moſchee; die Dächer ſtoßen an einander, und derſelbe Chineſiſche Küſter ſorgt zur allgemeinen Zufriedenheit für beide Heiligthümer: für den Chineſiſchen Götzen und für das Grab des frommen Pilgers nach Mekka.

Dem Heinrich ſende ich nebſt einem Dutzend Japaniſcher Porzellan-Taſſen. (Ober- und Unterſchalen und Deckel) — ein Sarong, d. i. Javaniſches Kleid; von dieſem Deſſein darf es blos der Kaiſer von Sourakarta tragen. Der kleinere Sarong, wie ihn die Prinzen von Sourakarta tragen, iſt für Max.

Die Sarongs ſind ein Geſchenk des Kaiſers von Sourakarta; ſie müſſen als ethnographiſche Merkwürdigkeit bewahrt und dürfen nicht verſchnitten werden. Ich gehe alle Morgen im Sarong ins Bad und will ſelbſt dereinſt zeigen, wie ſie getragen werden müſſen.

geſehen von dem Intereſſe an ſolchen Curioſitäten und Seltenheiten.

Auch habe ich hier an einige Jäger Auftrag gegeben Thiere und Vögel zu ſchießen für die Muſeen, welche ſich meiner Gunſt empfohlen haben, und die Heinrich und Max beſchenken wollen. Auch Inſekten laſſe ich ſammeln. Doctor Fromm, dem Herzog Bernhard wohl bekannt, wird für Aufbewahrung und Verſendung der Bälge ſorgen. Der Art Sendungen werden in Zwiſchenräumen auf einander folgen, weil man ſolche Gegenſtände des Ungeziefers wegen in Indien nicht lange bewahren kann. Ich kann alſo nicht warten bis Alles beiſammen iſt. Heinrich und Max mögen ſich übrigens beſtellen, was ihnen intereſſant und nützlich ſein kann.

Es herrſcht hier viel Gaſtfreiheit. — Dabei lockere Sitten. Die Männer geniren ſich gar nicht; faſt jeder hat ſeine Maitreſſe. Unter den hier gebornen Europäiſchen Frauen ſind ſehr ſchöne; die aus Europa herübergeſiedelten leiden viel an weiblichen Krankheiten (fluor albus) und altern ſchnell.

Männer, einmal acclimatiſirt, werden hier älter als in Europa. Gelderwerb und Rangſtreit ſind die vornehmſten Triebfedern der Europäer; von andern Leidenſchaften hört man wenig. Das Eigenthümliche der Javanen dagegen iſt, daß ſie leichtſinnig in den Tag hinein leben, nie an den andern Morgen denken, das Geld ausgeben, ſobald ſie es in Händen haben. Schöne Kleider, Frauen, Spielen und Schlafen — das ſind ihre Lebensfreuden. Schöne ausdrucksvolle Geſichtszüge ſind bei den Männern ſelten, bei Weibern habe ich ſie noch gar nicht gefunden. Ich ſpreche hier von Malaien und Javanen. Summa Summarum: Man wird hier leicht geboren, lebt leicht, ſtirbt leicht, und iſt leicht vergeſſen. — Alles das iſt mit weniger Umſtänden verbunden als in Europa.

Hier, — bei ſtetem Frühling und ſtetem Herbſt — wo das ſchnelle Entſtehen und Vergehen nebeneinander wohnt, fühlt man ſich der Natur näher und begreift leichter die Indiſchen Anſichten.

Auf einer Reiſe, während welcher man alle Welttheile berührt, modificiren ſich die Anſichten; das iſt mir nützlich, denn ich war ſchon ſehr ſtereotyp geworden. — Ich habe meine Freude daran wie ſich hier Jehova, Buddha und Tuwan Allah gut vertragen; ſo ſtehen hier einige Chineſiſche, Buddhiſtiſche und Malaiſchmuhammedaniſche Tempel ganz friedlich neben einander, unter einem Küſter oder Beſchließer. Auch der hieſige Vicarius apostolicus, der in Rom ſtudirt hat, weiß, was man den sun burned nations zugeſtehen oder zu gut halten muß.

Die Frage, welche jetzt die Gemüther hier beſchäftigt, iſt: Wer wird General-Gouverneur werden? In Europa iſt das jetzt wohl ſchon entſchieden. Dann iſt jetzt hier beunruhigend, daß die Regenzeit faſt ganz ausgeblieben iſt, wovon ein abermaliges Mißrathen des Reis, der voriges Jahr ſchon mißrathen iſt, die Folge ſein würde. Das Pikol Reis (125 Pfund) koſtet gewöhnlich 4 Gulden, jetzt koſtet es in Sourabaya 12, und hier 9 bis 10 Gulden. Eigentliche Hungersnoth iſt auf Java nicht zu befürchten; im Brittiſchen Indien iſt es öfters nahe daran geweſen.

Die Zeit meiner Abreiſe für das Innere von Java naht heran; dieſe Reiſe wird an 8 Monate in Anſpruch nehmen; ſie iſt der intereſſanteſte Theil meines Auftrags. Der Regen ſelbſt, in dieſer Regenſaiſon, iſt nun endlich eingetreten; er wird mir in den erſten Wochen der Reiſe hinderlich ſein, aber für das Land iſt er eine große Wohlthat.

Die Mouſſons ſtellen ſich gewöhnlich ſehr regelmäßig ein; dieſes Jahr war eine ſeltene Ausnahme.

Ich gebe mir Mühe die Malaiſche Sprache zu erlernen; dieſe Sprache iſt hier, was die lingua franca in der Levante. In Wilhelm von Humboldt's Werk über die Kawi-Sprache findet man nähere Auskunft darüber; ich habe daher dieſes Werk, als förderliche Einleitung zu ſolchem Sprachſtudium, zuerſt vorgenommen.

Matthes bleibt hier bei meinen Sachen; ich kann ihn auf der Reiſe ins Innere nicht mitnehmen; es wäre eine unnütze Laſt. Zwei Malaien: Sahon und Latib, begleiten mich. Meine Malaiſche Dienerſchaft iſt mir ſo attachirt, daß ſie Alle mit nach Europa gehen wollen.

Reiſe in's Innere von Java.

Gedenkbuch: „1845. In Batavia bis Ende Februar. Dann meine Inſpectionsreiſe über Java gemacht, die bis zum 27. November gedauert hat, alſo 9 Monate. Ich kenne Java nun beſſer als ein Land der Welt, — was die Geographie und Topographie betrifft."

Nach Bantam.

Vom 28. Februar bis 11. März 1845.

Den 28. Februar reiſte ich früh um 5 Uhr mit General van der Wyck nach Serang oder Ceram. Es iſt der Hauptort der Reſidenz Bantam, denn die Stadt Bantam iſt ganz verlaſſen. Die Reſidenz Bantam iſt weſtlich von Batavia, und begreift die weſtliche Spitze von Java.

Der Weg von Batavia nach Serang iſt ziemlich einförmig; er läuft über einen wellenförmigen Boden, der ſehr angebaut iſt. Die Straße iſt im Durchſchnitt 10 bis 12 Ellen breit, auf dem Gebiet der Reſidenz Batavia mit lebendigen Hecken, im Bantam'ſchen mit Raſendämmen eingefaßt. Der Weg ſelbſt iſt nach anhaltendem Regenwetter ſehr ſchlecht, weil weder Sand noch Steine darauf gefahren ſind. Rechts und links Reisfelder und

Deſſas (Dörfer), auch viele Zuckerpflanzungen. Zwiſchen Batavia und Serang muß man drei Flüſſe mit Fähren paſſiren; man hat keine Brücken gebaut, weil dieſe in der Regenzeit von den ſtark anſchwellenden Strömen fortgeriſſen würden. In Serang wurden wir ſehr freundlich aufgenommen bei dem Reſidenten Herrn Buyn, der eine artige, muntere Frau hat, und auch zwei junge Damen, Mesd. Strahlendorf und Sollewyn, bei ſich beherbergte.

Den 1. März brachte ich mit militäriſchen Inſpectionen zu. In Serang iſt ein Blockhaus und ein Krankenhaus.

Den 2. März machten wir eine Tour nach der ganz verfallenen Stadt Bantam. Die Merkwürdigkeiten ſind: die Ruinen der alten Holländiſchen Forts Diament und Speelwyck; dann die Moſchee und daneben die Gräber der Sultane von Bantam, und von ſolchen muhammedaniſchen Heiligen, welche dem Koran hier über den Buddhismus den Sieg verſchafft haben. Die Gräber werden von den Eingebornen nur mit heiliger Scheu betreten. Auch zwei uralte Waringin-Bäume (ficus religiosa), unter welchen die Sultane ihren Sitz hatten, werden in Ehren gehalten. Die Steine (Trachyt), auf welchen die Sultane zu ſitzen pflegten, ſind noch da; kein Eingeborner würde es wagen ſich darauf zu ſetzen.

Von allen Producten des Pflanzenreichs iſt der Waringin die impoſanteſte Erſcheinung. Der majeſtätiſche Baum ſenkt von den hohen Aeſten neue Wurzeln in die Erde, die bald zu einem neuen Stamm werden; zwiſchen dieſen Stämmen oder Wurzeln entſtehen ſo Gänge und Lauben, die an die Hallen einer gothiſchen Kirche erinnern. Die nähere Beſchreibung überlaſſe ich den Naturforſchern. Zu den lokalen Merkwürdigkeiten der alten Stadt Bantam gehört auch eine koloſſale Kanone von Metall mit Ringen ꝛc. Die Bantamer verehren ſie abergläubiſch und bringen ihr Opfer; ſie ſoll die Heirathen begünſtigen. —

Der Regent von Serang — doch vorerſt eine Erläuterung. Man verwechſele nicht Reſident und Regent. Die Inſel Java iſt adminiſtrativ in 18 bis 20 Reſidentſchaften oder Reſidenzen eingetheilt. Dieſe Reſidentſchaften ſtehen unter einem Holländiſchen Colonialbeamten, der den Titel Reſident führt. Jede Reſidenz zählt aber mehrere Regentſchaften, an deren Spitze meiſtens ein aus den eingebornen Häuptlingen gewählter Regent ſteht, als Unterbeamter des Reſidenten. Minder vornehme eingeborene Häuptlinge, welche von dem Gouvernement mit der Handhabung der Localpolizei betraut werden, heißen: Demang. — Der Regent von Serang alſo hat den Rang und Titel eines D'adipatty, weil er verheirathet iſt mit der Wittwe des vorigen Sultan von Bantam. Dieſe Frau hat den Titel Ratae. Bei ihm hatten wir des Abends das Schauſpiel, das Wayang Koelit, wörtlich überſetzt: ledernes Schauſpiel, genannt wird; — es iſt eine Art Schattenſpiel; die Figuren ſind aus Leder geſchnitten, daher der Name. Die Vorſtellungen ſind aus der fabelhaften Geſchichte oder den Sagen von Java entnommen. Alle Figuren ſind feſtſtehende Typen, Karrikaturen und Monſtra, deren Phyſiognomie nicht verändert werden darf; ſie haben alle Namen, die den Inländern bekannt ſind. Die Akte werden durch einen Berg bezeichnet; d. h., wie bei uns der Vorhang fällt, wird mitten auf die Scene ein Berg (goenong) in Kegelform aufgeſtellt. Alle Comödien oder Wayangs werden in Hochjavaniſcher Sprache gegeben, die für das Ohr viel rauher iſt als die Malaiſche.

Den 3. März machten wir von Serang aus eine Excurſion nach der Maraksbai, welche zur Zeit des Gouverneurs General Daendels (vor der Occupation durch England) befeſtigt worden war, um als Seehafen gegen die Engländer zu dienen. Die Ruinen der Batterien und Forts ſind noch zu ſehen. Der Bau hat damals ſehr viele Menſchen gekoſtet, weil die Maraksbai ſehr

ungeſund war. Jetzt ſteht da ein Kampong oder Dorf der Eingebornen. Der Anbau hat viel dazu beigetragen den Aufenthalt geſunder zu machen.

Von der Maraksbai fuhren wir nach Anjer, der Hauptſtation in der Straße Sunda. Hier iſt ein Fort und eine kleine Garniſon, auch ein Aſſiſtent-Reſident; der Ort gilt für ungeſund. Durch eine Waſſerleitung iſt gutes Waſſer aus dem Gebirge hierher geleitet. Die Schiffe, welche die Straße paſſiren und nicht nach Batavia beſtimmt ſind, nehmen hier meiſt Waſſer ein. Alle Schiffe, welche die Sundaſtraße paſſiren, werden in Batavia gemeldet. —

Am Strande ſahen wir noch den Wrack eines großen Engliſchen Kauffahrteiſchiffes, das vor vierzehn Tagen hier an der Küſte geſcheitert war; nicht durch Sturm, ſondern in der Nacht und, wie man behauptet, weil die ſtarke Strömung verhindert hatte gut zu ſondiren. Die Mannſchaft iſt gerettet worden, aber der Capitän iſt aus Verdruß geſtorben. — Der Aſſiſtent-Reſident heißt Helwig, er war früher Apotheker und ſpielt die komiſchen Rollen im Liebhabertheater zu Batavia.

Den 4. März fuhren wir von Anjer nach Tiringin. Der Weg läuft beſtändig am Strande fort, der mit Korallen und Muſcheln bedeckt iſt; es ſind hier merkwürdige, von vielen Fledermäuſen bevölkerte, Grotten und ſchöne Felspartieen zu ſehen.

Den 5. März ritten wir über Paudat nach Paudiglong, wo ſich eine Redoute mit einer Beſatzung von 25 Mann befindet; die Redoute iſt auf einer gut gewählten Stelle errichtet. Wir übernachteten in einem hölzernen Pied-à-terre des Herrn Buyn, Telaga Sori genannt; die Damen hatten ſich von Serang aus dahin begeben. Abends 11 Uhr, als die Geſellſchaft ſich eben trennen wollte, wurden wir durch ein Erdbeben überraſcht. Das Sonderbarſte war, daß wir die Einwohner aus der Ferne **lindu! lindu!** (Erdbeben! Erdbeben!) rufen hörten, ehe wir den

Stoß fühlten; es waren zwei nicht sehr starke Stöße, die rasch aufeinander folgten. Das Erdbeben stand in Verbindung mit einer Eruption und Aschenregen des Berges Gédé; die Einwohner schrieben es meiner Ankunft zu.

Auf dem Wege von Tiringin nach Paudiglong hatten wir eine Indigofabrik besucht, die erste die ich sah; dann eine neu angelegte Wasserleitung am Fuße des Karang Berges; diese Wasserleitung ist 18 Pfahl lang. Alle Wasserleitungen werden von den Einwohnern gern angelegt, weil sie den Nutzen für ihre Reiscultur einsehen. Ohne Wasserleitungen sind keine Sawa-Felder möglich. Die Intelligenz und Uebung im Anlegen von Wasserleitungen ist sehr groß; die Eingebornen verstehen es, die Kanäle durch Wasser auszuspülen und breiter und tiefer zu machen. — Auch einen Kaffeegarten mit Mühle besahen wir unterwegs.

Am 7. ritten wir nach Warong-Gounang, wo ein Assistent-Resident etablirt ist. Es ist auch da ein Detachement, das früher in Lubak etablirt war. Der Assistent-Resident erfreute uns mit zwei Schauspielen.

Das eine waren die s. g. Budoynen, d. h. Buddhisten.

Diese Buddhisten hatten sich vor 3 bis 400 Jahren, als der Islam in Java eingeführt wurde, aus Bantam in das südliche Gebirge geflüchtet und haben sich dort ungestört erhalten. Es sind nur wenige Familien, die den Ruf haben sehr gutartig und rechtlich zu sein. Ihre Tänze habe ich gesehen, aber sonst habe ich trotz aller angewandten Mühe nichts aus ihnen herausbringen können. Die Musik ist sehr eintönig.

Später wurden wir mit einem Wayang rottang regalirt; d. h., eine Prügelpartie zwischen zwei Dessas oder Dorfschaften. Es fochten immer nur zwei, — Einer von jeder Partei. — Sie sind blos mit Rottangs (Prügeln?) bewaffnet; Einer schlägt nach dem Andern alternativ, nach gewißen Regeln; wenn Einer müde

oder außer Gefecht iſt, wird er von einem Andern ſeiner Partei abgelöſt. Es iſt ein ſehr roher Spaß, und ich begreife nicht, daß er geduldet wird. Gewöhnlich iſt es eine Wette um einen Karbauwen (Stier). Das Dorf, welches zuerſt keinen Kämpfer mehr aufſtellen kann, hat verloren.

Den 8. kehrten wir von Warong-Goumang über Pandiglong nach Serang zurück. Abends hatten wir beim Regenten abermals ein Wayang; dieſes inländiſche Schauſpiel aber diesmal von lebenden Perſonen, und zwar blos von Männern, pantomimiſch aufgeführt; darum Wayang orang genannt; ebenfalls auf die alte fabelhafte Geſchichte von Java bezüglich. Ein Sprecher, der unter den Muſikanten ſitzt, giebt die Erklärung in Hochjavaniſcher Sprache.

Die Coſtüme ſind ſehr elegant. Die Männer, meiſtens junge Verwandte des D'adipatty, machten ihre Sache ſehr gut; Anſtand und Grazie ſind zu bewundern. Auch Karrikaturen erſcheinen: Waldmenſchen, Kalibans.

Am 9. machten wir von Serang aus einen Ausflug nach dem Danoe. Danoe heißt Meer oder Landſee. Es iſt wahrſcheinlich ein alter Krater oder Gebirgskeſſel, der einen Umfang von einigen Stunden hat, welcher aber ſchon vermindert worden iſt, indem man ihm einen Abfluß verſchaffte. Noch hauſen Kaimans darin. Es war ſehr trübes regneriſches Wetter, ſo daß wir von der ſchönen Ausſicht nichts hatten.

Von Danoe ritten wir nach Tji-Omas, ein Thee-Etabliſſement, das an der Waſſerſcheide am Fuße des Berges Karong liegt; das Wetter hellte ſich auf und wir genoſſen einer herrlichen Ausſicht.

Am 10. Ruhetag in Serang: Nachmittags ſah ich ein inländiſches Turnier; es heißt Mayn Seninan; im alten Landes-Coſtüm, den nackten Oberleib mit gelbem Pulver beſtreut, und mit Blumenkränzen von Melotie geziert. Das Coſtüm iſt ele-

gant; das Spiel unbedeutend, da die Pferde ſchlecht abgerichtet ſind. Die Waffen ſind ſtumpfe Lanzen; die Reiter tragen am Gürtel einen goldnen Haken, um die Zügel beim Rennen daran aufzuhängen. Es waren die vornehmſten eingebornen Beamten der Patty-Jackta und die Diſtriktshäupter, welche ſelbſt ritten.

Nach dieſem Ausflug nach der weſtlichen Seite von Java, kehrten wir für einige Tage nach Batavia zurück.

Die Preanger Regentſchaft.

Den 14. März 1845 früh um 4 Uhr fuhren wir wieder von Batavia ab; das Wetter war ſehr günſtig, ſo daß wir nach Tagesanbruch, die Höhe von Buitenzorg anſteigend, eine herrliche Ausſicht auf das Gebirge hatten. Um 8 Uhr kamen wir in Buitenzorg an, wo ich dem Gouverneur Herrn Reynſt einen Beſuch machte, frühſtückte, und dann die Reiſe nach der Preanger Regentſchaft ſüdlich fortſetzte.

Dieſer Weg nach dem Süden, der zwiſchen Toegoe und Pontjac das Gebirge überſchreitet, welches Java von Weſten nach Oſten durchſchneidet, iſt von wunderbarer Schönheit und eröffnet die herrlichſten Fernſichten. Der Berg, welcher paſſirt wird, und deſſen höchſter Gipfel 400 Fuß hoch iſt, heißt: Megamendong. Der Weg von Buitenzorg dahin, auf dem man zwiſchen waldigen Anhöhen und Kaffee-Pflanzungen etwa zwei Stunden, oft 10° ſteil, doch auf wellenförmigem Terrain, anſteigt, hält ſich meiſtens auf dem Rücken einer Landzunge, die ſich zwiſchen zwei Waſſern vom Gebirge in die Ebene zieht. — Zwiſchen Gadok und Tjipajong iſt eine Anhöhe, welche eine gute Aufſtellung gewährt; der rechte Flügel (Front nach Buitenzorg) an ein tiefes und ſteiles Ravin angelehnt, der linke an ein Thal mit naſſen, ſchwer zu paſſirenden, Sawafeldern. Eine Redoute würde hier den Weg vollkommen ſperren. Der Weg iſt ein beſtändiges

Defilé, ſo daß dieſer Bergpaß leicht zu vertheidigen iſt. Pontjac liegt auf dem Gipfel und macht die Grenze zwiſchen der Buitenzorg'ſchen und den Preanger Regentſchaften. Dicht dabei liegt der See Telaga Warna (der gefärbte See), ein tiefer Krater mit Waſſer gefüllt. Der See iſt nicht groß aber ſehr tief, er hat Goldkarpfen, die ſehr zahm ſind.

Von Pontjac bis Tji-panas (Warmwaſſer), fällt die Straße noch ſteiler ab als ſie ſtieg.

Tji-panas iſt ein Landhaus des General-Gouverneurs, es hat eine warme Quelle, und das Klima iſt ſo gemäßigt und kühl, daß die meiſten Europäiſchen Fruchtbäume und Gemüſe hier gezogen werden können; die Gärten ſind ſehr ſorgfältig gehalten. Tji-panas liegt faſt am Fuße (ſüdlich) des Gédé, deſſen rauchender Krater bei hellem Wetter von da aus ſehr gut geſehen wird. Wir ſchlieſen in Tji-panas, wo wir General Clurens, den Reſidenten der Preanger Reſidentſchaft, mit Capitain Vertholen, unſerer harrend, fanden.

15. März. Nachdem wir uns in den Gärten von Tji-panas umgeſehen und ein warmes Bad genommen hatten, machten wir uns auf den Weg nach dem Berg Pangerango, deſſen Gipfel 10 Pfähle von Tji-panas entfernt iſt. Man ſteigt in der Gebirgsſchlucht empor, welche den Pangerango von dem Gédé trennt; der erſtere Berg ſoll 9700 Fuß, der letztere ein paar hundert Fuß weniger hoch ſein.

Unſere Cavalcade war ziemlich zahlreich; das ganze Gefolge des örtlichen Regenten iſt eine nothwendige Zugabe. Wir kamen gegen 1 Uhr Mittags bei dem herrlichſten Wetter an der Stelle an, wo wir übernachten ſollten. Der Ort heißt Kedang-Badok, und liegt auf der Einſattlung zwiſchen beiden Berggipfeln. Auf dem Wege dahin haben wir manche Merkwürdigkeiten geſehen, als: die wilde und üppige Vegetation am Fuße des Gebirgs, ähnlich der in den Wäldern Braſiliens; Kaffeepflanzungen,

wo Blüthe und reife Frucht zugleich zu ſehen war; Gärten, in welchen Europäiſche Gemüſe gezogen werden: Kohl, Artiſchocken, Kartoffeln, Salat, Erdbeeren ꝛc. Mehr noch intereſſirte mich eine ſchöne natürliche Grotte; drei Waſſerfälle, wovon der Höchſte 150 Fuß hat und an den Piſſe-vache erinnern ſoll; endlich auf der halben Höhe eine mächtige Quelle heißen Waſſers, die offenbar mit dem Krater des Gédé in Zuſammenhang ſteht und das ganze Thal mit ihren heißen Dämpfen erfüllt. Kaum hatten wir in Kedang-Badok ein wenig ausgeruht, als wir uns zu Fuß nach dem Krater des Gédé begaben, etwa eine halbe Stunde Wegs, aber ſehr ſteil und über Schutt, Aſche und loſe Steine, welche unter den Füßen weichen und herabrollen. Der Krater befindet ſich auf dem öſtlichen Abhange des Gédé, etwa 3 bis 400 Fuß vom Gipfel; man kann ihm ſehr nahe kommen; er wirft meiſtens Dampf aus, aber manchmal pauſirt er damit, und erlaubt in die Tiefe zu ſchauen, wo man aber nur Finſterniß ſieht. Steine, welche wir in den Schlund warfen, fielen in Waſſer, das war deutlich zu erkennen. Eingeborne, welche uns begleitet hatten, waren nicht zu bewegen einen Stein in den Krater zu rollen; ſie glauben, der Teufel wohne darin, und man müſſe ihn in Ruhe laſſen. Die ganze Umgebung des Kraters iſt wüſte und öde; wir ſind über eine Stelle gekommen, auf der alle Bäume verbrannt waren in Folge einer Eruption, welche im vorigen Monate ſtatt gefunden hatte. — Mit einbrechender Nacht kehrten wir zu unſerem Bivouac zurück; der Regent hatte da einige Bambushütten für uns errichten laſſen, aber alles Gefolge konnte nicht untergebracht werden. — Hierbei dringen ſich zwei Bemerkungen auf:

Wenn angeſehene und hochgeſtellte Europäer ſich ein Vergnügen machen oder Etwas durchſetzen wollen, ſo wird es ihnen immer ſo leicht gemacht, daß, was anderwärts ein mühſeliges Beginnen wäre, hier eine Luſtpartie wird. Aber wie viele Tau-

ſende armer Javanen müſſen dafür in unbezahltem Herrendienſt oder Frohnde die ſchwerſten Arbeiten verrichten und alle Entbehrungen erdulden. — Auf die Gipfel der ſteilſten Berge werden Wege gebahnt, um hinauf reiten zu können; Hütten werden gebaut, wozu alles Material hinaufgeſchleppt werden muß; die Regenten und Diſtriktshäuptlinge müſſen den Fremden ihre beſten Pferde leihen; Hunderte müſſen zu Pferde das Geleite geben, Andere die Bagage ſchleppen. Muſik (Gamelong) und Tänzerinnen (Rougings) ſtehen in allen Stationen bereit, um den Fremden während des Pferdewechſels zu beluſtigen; Ehrenbogen, Geländer von Bambus, mit Blumenguirlanden ſchmückend umwunden, ſind errichtet.

Dann ſah ich die armen Javanen im Platzregen auf dem hohen Berge vor Kälte zittern und beben; — 6000 Fuß über der See; die Temperatur dieſer Höhe iſt für ſie kalter Winter. —

Wir begaben uns früh zur Ruhe, weniger aus Müdigkeit, als um uns vor dem Platzregen zu ſichern.

Am 16. um 5 Uhr Morgens waren wir zu Pferde, um noch vor Tagesanbruch den Gipfel des Pangerango zu erreichen. Wir kamen etwas zu ſpät, aber doch ſahen wir unterwegs die Sonne aufgehen. Auf dem kahlen Gipfel ſind Kohl und Erdbeeren gepflanzt. Außerdem wachſen wild in großer Anzahl eine Art Immortellen mit gelben Blüthen, ähnlich, aber doch nicht gleich den Europäiſchen; dann rieſenhafte Farren mit Stämmen von 20 und 30 Fuß Höhe. — Es war nicht ganz hell, und die Wolken zogen zu unſern Füßen vorüber; aber die Ausſicht auf den nahen Krater des Gédé war ſehr intereſſant; man kann den Krater faſt überſehen und die tiefen Riſſe, welche die herabſtrömenden Maſſen gewühlt haben. Bei hellem Wetter kann man von dieſer Höhe ſowohl die Rhede von Batavia als die Preanger Regentſchaften überſehen, auch hier und da etwas von der Wynkoopsbai und der Südſee. — Auch neben dem Gipfel des

Pangerango iſt ein alter Krater, der aber ſchon ſeit Jahrhunderten ausgetobt hat.

Nachdem wir ein paar Stunden oben verweilt hatten, kehrten wir nach Tji-panas zurück, aßen da zu Mittag und fuhren Nachmittags nach Tjanjor, dem Hauptorte der Preanger Regentſchaft, wo General Clurens als Reſident uns gaſtfrei aufnahm.

Zu Tji-panas habe ich die Bekanntſchaft des Hortulanus (Hofgärtner) von Buitenzorg, des Herrn Teysman gemacht, welcher mir ſeine Mitwirkung verſprach, um ein Herbarium, Vögel und Inſekten zu ſammeln, welche für das Wiesbadner Muſeum beſtimmt ſind. Er iſt ein ausgezeichneter Botaniker, der als ſolcher in Europa anerkannt zu werden verdient.

In Tjanjor wurden wir more consueto empfangen, d. h. mit Ehrenbogen, Muſik, Parade; — alle Beamte bei dem Reſidenten verſammelt.

Am 17. inſpicirte ich die Pradjoerits, eine Art Miliz zur Dispoſition des Regenten, ſah das Gefängniß und die Negorei (d. h. Stadt), die ſehr reinlich und freundlich iſt. General Clurens begleitete mich überall. Abends war Schauſpiel beim Regenten; es hatte viel Aehnlichkeit mit dem Weyang orang in Serang, doch mit dem Unterſchiede, daß hier blos Frauen ſpielen, und zwar ſchöne Mädchen und elegante Tänzerinnen, während es in Serang Männer waren. Die Hände ſpielen bei dieſen Tänzen der Tänzerinnen eine viel größere Rolle als die Füße; in den graziöſen Bewegungen, beſonders der Arme, liegt die Kunſt und der Ausdruck. Der Gegenſtand, welcher dargeſtellt wurde, war aus der Geſchichte von Majapahit entnommen. Die Tänzerinnen waren aus dem Harem des Regenten, der 25 Weiber hat. Nur Eine iſt von vornehmer Herkunft und die legitime Frau, welche die Honneurs macht. Sie iſt ſehr dick, nicht mehr jung, aber äußerſt freundlich. Sie präſentirte mir lachend einige der Bei-

weiber, damit ich das Coſtüm in der Nähe ſehen könnte. Sie behandelte dieſe Weiber ſehr despotiſch und de haut en bas, obgleich die Favorite dabei war.

Den 18. fuhren wir von Tjanjor ab nach der Wynkoopsbai, (Pelabohan ratae); wir übernachteten in Tjimahie, und kamen den 19. zu Pferde an der Wynkoopsbai an. Der letzte Theil des Wegs iſt ſehr wild, zerriſſen und waldbedeckt; wir ſahen rechts und links vom Wege Tigerfallen; ſie ſind mit Fallthüren verſehen ganz wie unſere Mäuſefallen, nur daß eine lebendige Ziege ſtatt des Specks darin ſitzt. Pelabohan ratae iſt eine offene Bucht, die eine große Flotte aufnehmen kann. Während des Oſtmouſſon liegen die Schiffe darin ſicher; aber zur Vertheidigung iſt ſie nicht geeignet, weil der Eingang 4 Meilen breit iſt. — Es iſt da ein Salzdepot, ein Kaffee-Packhaus und eine Kaſſe; — es waren 120 Tauſend Gulden in Kupfer vorräthig. Der Packhausmeiſter, Herr Harbort, iſt ein Hannoveraner. Wir traten am 20. den Rückweg an, in der Richtung nach Tjikidang, übernachteten zu Parakang-Salak in dem Theegarten des Herrn van der Hucht, am Fuße des Vulkans Solak, und kehrten am 21. wieder nach Tjanjor zurück.

Den 22. früh machten wir uns auf den Weg nach Bandong, eine Diſtanz von etwa 12 Stunden Wegs von Tjanjor. Man paſſirt zwei Flüſſe, den Tji-tokkan und Tji-tarum, welche durch tief eingeſchnittene Thäler oder vielmehr Schluchten fließen und bedeutende Defilés bilden. Die Flüſſe ſind ſehr reißend und ſchwellen nach ſtarkem Regen ſchnell an. Ueber den Tji-tokkan iſt eine amerikaniſche Brücke gebaut; den Tji-tarum paſſirt man auf einem Floß, doch iſt ein Beſchluß genommen, daß auch darüber eine Brücke gebaut werden ſoll.

Dann paſſirt man den Berg Meſſigit; man ſteigt von der Station Tji-patap etwa 1½ Stunden. Auf dem Rücken iſt die Station Tji-ſitoe; dann fällt der Weg bis Tji-padalarand, wo

man das Plateau erreicht, das ſich ziemlich offen bis nach Bandong erſtreckt, welches in einem weiten Gebirgskeſſel liegt.

Wir wurden bei dem Regenten logirt und ſahen ſo eine indiſche Wirthſchaft in der Nähe. Nach dem Diner wurde der Tanz von acht Bedajas ganz in demſelben Coſtüme und Geſchmack wie zu Tjanjor aufgeführt. Der Regent iſt ein ausgemergelter Schwächling; die Bedajas ſind zugleich ſeine Beiweiber; er und ſeine Damen ſind immer krank.

Am 23. machten wir eine Tour in der Gegend, in der Richtung von Krawang; wir ſahen zwei Waſſerfälle im Gebirge und ſehr ſchöne Kaffeegärten. Der Regent lieh mir dazu ſeine Reitpferde — Macaſſaren. — Tags zuvor hatte ich die Pradjoerits inſpicirt, die Dorfſchule und die Naturalienſammlung des Aſſiſtent-Regenten Herrn Nagel geſehen. Er hat eine Sammlung an den König von Hannover geſchickt und dafür das Ritterkreuz des Guelphenordens erhalten. — Abends hatte ich die Ehre ſeine Frau (die heute zum erſtenmale erſchien) an Tafel zu führen. Sie iſt nicht häßlich, aber ſehr einſilbig, auch gegen die, welche mit ihr ſprechen können. — Abends wieder Rongings und Bedajas.

Am 24. fuhren wir von Bandong nach Garoet. Unterwegs ſahen wir bei der Poſt Tji-noenock die Stelle, wo ein Fort projectirt war; auch den Rand des Moraſtes Baloeboer. Dann überſtiegen wir das Gebirge bei dem Paß Paſſir-glap, zwiſchen den Bergen Mangola-wangi und Boejang, ſtiegen ins Thal von Leles hinab, kamen am Fuße des Vulkans Goenong Goentaer vorbei, deſſen Krater wir rauchen ſahen, und erreichten endlich unſer Nachtquartier Garoet, in unvergleichlich ſchönem Thale gelegen, wo wir mit den hergebrachten Feſtlichkeiten und Ceremonien empfangen wurden. Mich freut am meiſten bei den Excurſionen in den Preanger Regentſchaften die Liebe und das Zutrauen der Einwohner, welches der Reſident General Clurens ſich erworben hat.

Abends ſah ich die Pradjoerits und wohnte dann einem Bogenſchießen bei. Die Regenten ſind faſt ohne Ausnahme artige, wohlgezogene Leute.

Am 25. machten wir uns früh auf den Weg nach Telaga Bodas (das weiße Meer), ein ehemaliger Krater mit ſchwefligem Waſſer gefüllt, in der Nähe noch Solfotoros und ſiedende Quelle. Die Ausſicht von der Höhe auf das gegenüber liegende Gebirge iſt ſehr ſchön. Auf dem Rückwege ſahen wir ein ſogenanntes Affenkind, d. h. einen Menſchen, deſſen Hinterkopf ſo klein iſt, daß man ſagen kann, er hat keinen. Er iſt ſtumpel und taubſtumm; die Bewegungen haben viel von denen eines Affen, aber mit Cretins iſt er nicht zu vergleichen.

Der Regent ließ uns ſeine Europäiſchen Pferde ſehen; Abends war große Tafel, wobei ich einen Malaiſchen Toaſt in derſelben Sprache zu beantworten hatte.

Der Regent hatte den Wunſch ausgedrückt, ich möchte in Java bleiben; — ich antwortete: Trimah-Kossih, toewon Demongong, saja trada tau radja poenja printah, tetapi kapan saja poelang, selamanja tra bolei Coepa orang djawa poenja bai, tra bolei loepa itoe tanah bagoes; selamanja saju hurap tanoh Djava poenja selamat.

Am 26. fuhren wir von Garoet nach Warong Nayrak zurück, und über Baloeboer, Limbangan, Halembong, Indiahiang nach Manoudjaja, wo ich wieder bei dem Regenten wohnte. Manondjaja liegt in dem ſchönen und angebauten Thale der Tjitandoi; es war ein warmer und mühſamer Tag, wir kamen ſpät in unſer Quartier.

Am 27. verließ ich Manondjaja und ging nach Tji-amis, das nicht mehr zu den Preanger Regentſchaften, ſondern zu der von Cheribon gehört.

Gefechte zwiſchen Böcken und wilden Ebern, die ich ſowohl zu Monandjaja als Tji-amis ſah, ebenſo zwiſchen Ebern und

Hunden, will ich nicht beſchreiben. Die Verhältniſſe waren ſo, daß die Böcke und Hunde ſiegen mußten. Die Böcke hatten Meſſer oder Dolche zwiſchen den Hörnern feſtgebunden.

Cheribon-Samarang.

27. März bis Auguſt 1845.

Den 27. März. Der Regent von Tji-amis ſchenkte mir mächtige Büffelhörner zum Andenken; in einer Dimenſion, welche auch hier zu Lande für eine große Seltenheit gilt. Sie ſollen Hornau zieren.

Den 28. machte ich eine Excurſion zu Pferde nach der Grenze von Banjoemaas bis über Keppel, und kehrte nach Tji-amis zurück. Intereſſante Bekanntſchaft des Controleurs Herrn Blommeſtyn.

Den 29. machten wir uns wieder zu Pferde auf den Weg, ließen das Sawal-Gebirge links und ritten über Kwolu nach Pendjalou; ein Weg, der ſehr ſchöne Poſitionen bietet.

Pendjalou iſt prächtig am nördlichen Fuße des Sawals, an einem Gebirgsſee gelegen; mehrere inländiſche Regenten und auch einige Europäer waren ſchon in frühern Zeiten ſo entzückt von der Lage, daß ſie auf einer Inſel des Sees begraben ſein wollten.

Am 30. ritten wir über den Bergpaß Tjindana nach Koeningan, wo wir bei dem Regenten, einem ſehr artigen jungen Mann, der gut Holländiſch ſpricht, übernachteten.

Am 31. von Koeningan nach Cheribon. Der Weg läuft am Fuße des Tjereme-Berges, welcher links bleibt.

Cheribon liegt am Strande in einer fruchtbaren Ebene von Sawafeldern. Der Reſident Herr Ament iſt ein ſehr unterrichteter Mann, der ſeine Carriere ſich ſelbſt zu danken hat. Er war beſonders dem Miniſter van den Boſch nützlich bei Einführung des neuen Culturſyſtems; er kennt dieſe Partie à fond.

Den 1. April verblieb ich in Cheribon, ſah einige Merkwürdigkeiten, als: ein altes Luſtſchloß der Sultane, das im Verfall iſt; hier wurde ein Thiergefecht gehalten.

Ich beſuchte den Sultan Oerm, der uns in ſein Dalam oder Harem einführte; dies iſt eine große Ehre, aber doch nichts Unerhörtes wie bei den Türken. Nach der Präſentation führten die Enkelinnen des Sultans, Mädchen von 12 bis 18 Jahren, eine Pantomime auf. Abends war Soirée und Ball beim Regenten; die Tochter des Regenten hat einen Sohn des Sultans geheirathet und beide waren anweſend. Das Feſt war ſehr belebt; der alte Sultan betrug ſich ſehr anſtändig; des munteren Regenten Toaſte, die kein Ende nehmen wollten, waren zuletzt vom Wein inſpirirt.

Am 2. fuhr ich nach Tagal, wo Herr Varkewiſſer Reſident iſt, bei dem ich wohnte.

Am 3. nach Pekalongan, Reſident Herr Halewyn, ein ſehr artiger, freundlicher Mann. Weder Tagal noch Pekalongan liefert etwas Merkwürdiges.

Am 4. kamen wir in Samarang an. Ich logirte mich im Wirthshauſe ein, um freier zu ſein. Aber Herr Smiſſaert, der Reſident, iſt ſehr artig.

Ich brachte zunächſt 3 Wochen in Samarang zu (Briefe Nr. 21 und 22 d. d. Samarang, den 7. und 22. April 1845), ganz mit meiner Commiſſion und mit Inſpectionen beſchäftigt.

Die einzige Epiſode während dieſes meines dortigen Aufenthalts bildete die Ankunft des Herrn Lagrénée, des außerordentlichen Franzöſiſchen Geſandten nach China, der mit ſeiner Frau und Gefolge eine Reiſe im Indiſchen Archipel macht, in Erwartung der Ratification ſeines mit China abgeſchloſſenen Vertrags, die er dann noch auswechſeln ſoll. Sie iſt eine Ruſſin; Beide hatten den Vater in Darmſtadt kennen lernen, wo Lagrénée Geſandter geweſen iſt. Es wurde viel von China und Athen (auch da war

Lagrénée Geſandter geweſen), aber auch viel von Rußland und Darmſtadt geſprochen. Die erſten beiden Kapitel habe ich mehr mit dem Herrn, die letzten beiden mit der Dame abgehandelt, die behauptete dem Vater in Darmſtadt den Hof gemacht zu haben. Auch iſt Mad. Lagrénée ſehr eingenommen von der Herzogin von Orleans; ſie kann nicht genug rühmen, wie ſehr dieſe in Paris geehrt und geliebt iſt. Es wird den Herzog Bernhard freuen, das zu hören.

Für mich war der Contreadmiral Cécile, der die Franzöſiſche Escadre commandirt, noch intereſſanter als Lagrénée. Er iſt ein ſehr offener, artiger Mann. Während des Kriegs Englands mit China iſt er mit ſeiner Fregatte Euridice allen Bewegungen der Engliſchen Flotte gefolgt und war Augenzeuge der Begebenheiten. Er rühmt den Muth, — aber auch das Glück der Engländer. Uebrigens haben deren Landungstruppen ſich nie ſehr von den Schiffen entfernt, ſondern faſt nur unter den Kanonen ihrer Flotte gefochten. Die Legationsſecretäre, die Herrn Lagrénée hier begleiten, heißen d'Harcourt und Macdonald.

Während dieſes meines Aufenthalts in Samarang verbreitete ſich das Gerücht, daß Herr Rochuſſen zum Generalgouverneur von Niederländiſch-Indien ernannt ſei. Ich halte das für eine ſehr gute Wahl, und ſie würde mir auch perſönlich angenehm ſein, da ich Herrn Rochuſſen kenne. Doch auch des Herrn Reynſt, des ſtellvertretenden Generalgouverneurs, habe ich alle Urſache mich zu beloben.

Es iſt hier in Samarang ſtets um mehrere Grade wärmer als in Batavia; die bevorſtehende Reiſe ins Gebirge wird mich wieder etwas abkühlen; doch bin ich vollkommen geſund; auch meine Officiere ſind es.

Am 25. April verließ ich Samarang, um die Reiſe durch Kadoe Benjaemaas und Bageb anzutreten; ich blieb 6 Wochen

unterwegs; es war die ermüdendſte Tour, die ich zu machen hatte; die folgenden ſind es weniger, weil ſich das meiſte zu Wagen erreichen läßt. Ich bin durch das viele Schwitzen und die ſtarke Bewegung ſo mager geworden, daß mir die Kleider am Leibe ſchlottern. Dies iſt aber ſehr gut und ein Zeichen, daß man acclimatiſirt iſt. Jetzt (den 3. Juni) in Samarang zurück, brauche ich 8 oder 10 Tage, um auszuruhen und meine Notizen zu ordnen. Nach hier beendigtem Geſchäft wird Alles mehr eine Luſtreiſe ſein; aber die hieſigen Geſchäfte nehmen meine Zeit und meine Gedanken ſo ſehr in Anſpruch, daß ich auf allen Dilettantismus verzichten muß. Nur mit der Malaiſchen Sprache beſchäftige ich mich neben dem Hauptgeſchäft; denn ich habe ſie hier nöthig. A. Schleiermachers in Darmſtadt Malaiſche Grammatik, welche der Vater mir geſendet hat, macht mir viele Freude. Die von Roorda van Eiſinga, welche ich bisher benutzt hatte, iſt mehr für die Officiere berechnet, welche ſich auf den Umgang mit ihren Javaniſchen Jungen und Haushälterinnen vorbereiten wollen.

Am 5. Juni brachte mir die Poſt eine unerhörte Maſſe von Briefen und Packeten, darunter zwei Briefe des Vaters, voll von intereſſanten Nachrichten. Mit geſpannter Erwartung ſehe ich auf das, was in Preußen vorgeht; es kann nicht ohne Wirkung auf die Nachbarſtaaten bleiben; — und wer kann die Folgen vorausſehen? Eine Folge ſehe ich voraus, aber ich weiß, daß Mar meine Meinung nicht theilen würde. Ich behaupte, daß die politiſche Bewegung in Preußen die religiöſen Zänkereien in Deutſchland ganz in den Hintergrund drängen wird. Die Menſchen müſſen ſich für Etwas intereſſiren, und lebhaft intereſſiren, damit das Blut in Wallung kommt. Da ihnen die politiſchen Schranken in Deutſchland verſchloſſen waren, haben ſie die alten Theſes aus der Reformationszeit hervorgeſucht, um ſich darüber zu zanken. Aber dieſe Disputationen werden ſich

bald auf einen kleinen Kreis von Zuhörern beſchränken. Ich finde in den Nachrichten aus Europa noch keinen Aufſchluß, was definitiv den König von Preußen bewogen hat, eine repräſentative Verfaſſung zuzugeſtehen; ich wünſche dieſen zu erhalten. Des Vaters „Mein Antheil an der Politik V. der zweite Pariſer Frieden", den er mir geſendet, hat mir viele Freude gemacht; in demſelben Maße als ich mich davor gefürchtet hatte. Die Eigenheiten, in denen er ſich ſchon mit 40 Jahren gefiel, wird er mit 80 nicht ablegen; aber bewundernswürdig bleibt die Friſche ſeines Geiſtes, die Wärme und Energie, die Harmonie und der gehaltene Ton durch ein ſo langes Leben. Die Dedication an den König hätte ich, was den Inhalt betrifft, durchaus, auch für mich ſelbſt, nicht anders gewünſcht; ſie iſt würdig und ſehr geeignet, dem beſten Theil auch der Holländiſchen Nation zu gefallen; das Ende beſonders iſt vortrefflich.

Auf meiner Reiſe durch Kadou habe ich die merkwürdigen Tempel Bramaniſchen und Buddhiſtiſchen Urſprungs in Borobuddor geſehen, die aus dem 13. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung datiren. So viel ich weiß, iſt der Umſtand unerklärt, daß beide Secten der Indiſchen Religionsanſchauungen hier offenbar vermiſcht waren. Im Tempel von Borobuddor ſind Buddha und Siwa in der ſchönſten Eintracht beiſammen; die Statuen ſind Buddha's, die Basreliefs, mythologiſchen und allegoriſchen Inhalts, beziehen ſich auf Buddha und Siwa. An mehreren der kleineren Tempel ſieht man unverkennbar, daß ſie niemals fertig geweſen ſind; z. B. halb vollendete Basreliefs. Es iſt zwar erſchwert, hieſige Alterthümer wegzuführen; aber man kann ſich ſolche Götzenbilder doch verſchaffen und einen Ganeſa (den Gott der Weisheit mit dem Elephantenrüſſel, nach der Buddhiſtiſchen Mythologie) mußte ich nothwendig nach Hornau ſtiften.

Ich hatte daher Einleitung getroffen, und gebe von meinen

weiteren Acquiſitionen hier Rechenſchaft. In ſehr wohlerhaltenen Exemplaren habe ich: Siwa, Durga, Buddha, Ganeſa, Lingam und Yoni. The hindu Pantheon giebt die Erklärung dieſer mythologiſchen Perſönlichkeiten. Der Lingam iſt in ſehr decenter Form als oben abgerundeter Cylinder; man kann ihn überall aufſtellen. Durga iſt die Gemahlin des Siwa, ſie iſt the goddess of active virtue; ich habe zwei Statuetten von ihr.

Wo werden wir denn dieſe Steinbilder in Hornau aufſtellen? auf der Brücke geht es nicht, weil ich den heiligen Nepomuck, der dort ſchon ſteht, in ſeinen Rechten nicht kränken will; das Bosquet wäre ein geeigneter Platz; ſie werden hoffentlich keine fanatiſchen Bewegungen veranlaſſen. Auch ſende ich einen antiken bronzenen Buddha nach Hauſe, den ich mir ſelbſt vorbehalten will.

Am 15. Juni verließ ich abermals Samarang, um mich nach Soerakarta zu begeben, wo ich eine Woche blieb.

Ich habe den Soeſoehoenan oder Kaiſer von Solo beſucht und ſeine Hofhaltung geſehen. Am 21. Juni habe ich vor ihm die Revue über 3 Bataillone Infanterie, 2 Escadrons und eine Batterie abgehalten und ihm dabei die Honneurs gemacht. Er war entzückt von meiner Artigkeit. Ich habe hier den Herrn Grube gefunden, der für Preußen in Handelsintereſſen reiſt. Nach ſeiner Ausſage iſt China (wo er geweſen iſt) kein Markt für Deutſche Induſtrie. Der arme Mann iſt ſehr krank und niedergeſchlagen; ich habe ihn mehrere Male beſucht und von ihm gehört, daß er in Hornau war und auch Heinrich kennt. Er wohnt in Soerakarta bei Herrn Gericke, der Miſſionär, d. h. proteſtantiſcher Bibelüberſetzer und Orientaliſt iſt. Dieſer überſetzt jetzt die Bibel in's Javaniſche.

In den letzten Junitagen habe ich auch den Hof von Djokjokarta beſucht, wo ſich daſſelbe Spiel wie in Soerakarta wiederholte. In Djokjokarta wohnte ich einem Tigergefechte bei, wobei

fünf Tiger auf dem Platze geblieben sind. Dann erstieg ich auch von hier aus den Vulkan Merapi und bin so weit gekommen, als man ohne Gefahr kommen kann; d. h. bis die herabrollenden Steine und der Schwefeldampf verhindern höher zu steigen.

Zu Anfang Juli war ich in Samarang zurück, um wiederum meine Notizen zu ordnen und meinen Bericht vorzubereiten. Gleich nach meiner Rückkunft erhielt ich die Nachricht, daß Herr Grube wenige Tage nach meiner Abreise von Soerakarta dort gestorben sei. Seine Wittwe muß in Düsseldorf wohnen und man wird wohl für sie sorgen. Nichts macht mir mehr Freude, als wenn ich Gelegenheit habe, einige Erzeugnisse des hiesigen Klima's in die Heimath zu senden. Heute (17. Juli) schicke ich einen Blechcylinder ab, der zwei Tiger- und zwei Leopardenfelle von seltner Schönheit enthält. Solche Felle sind sehr gesucht. Nebst Cigarrenetuis und Bambusrohr sende ich auch einen Fascikel auf Java verfertigter mythologischer Bilder, d. h. Bilder für Kinder, deren Gegenstand aus der Indischen Mythologie entnommen ist; die Erklärung ist dabei. Es soll in Hornau nicht an Indischen Erinnerungen fehlen. Nicht weniger habe ich die kleine Thorheit begangen, oder vielmehr durch einen meiner verschwenderischen Adjudanten begehen lassen, zwei der größten Indischen Glocken (Gongs) für 400 fl. zu kaufen. Der Ton ist aber wirklich so schön und imposant, wie ich noch keinen gehört habe. Sie werden aufgehängt und mit einem Schlägel von Gummi elasticum angeschlagen; die eine ist für Hornau, die andere für Mousheim*): Gaudeatis igitur.

*) Beide befinden sich jetzt innerhalb der Heidelberger Schloßruine, Eigenthum des Castellans.

Sourabaya, Madura.

23. Auguſt bis 2. November 1845.

Den 23. Auguſt bin ich in Sourabaya, meiner dritten und letzten Hauptſtation auf Java (die erſte Batavia, die zweite Samarang), angelangt.

Mit dem Fortgang meines Geſchäfts und mit meinen Begleitern bin ich fortwährend zufrieden. Ich hoffe durch gründliche und kluge Behandlung meiner Aufgabe Ehre einzulegen; doch muß ich hinzufügen: die Mannichfaltigkeit der Geſchäfte nimmt mich ſo in Anſpruch, daß ich ſeit einem Jahre faſt keine anderen Ideen in mir beherbergen kann, als ſolche, die darauf Bezug haben; und ich freue mich auf den Augenblick, wo ich wieder mit freiem Geiſte etwas Anderes treiben kann. Auch unſer Aller Geſundheit iſt gut und ich bin nun ſchon ſo eingewöhnt, als wenn ich unter den Palmen und Piſang groß geworden wäre.

Vom 20. September bis 15. October beſuchte ich die Oſtſpitze von Java, die Reſidentſchaft Banjouwangie, die durch Naturſchönheiten wie durch Alterthümer merkwürdig iſt.

Ich habe den Bromo beſtiegen, einen Vulkan im Tenger'ſchen Gebirge. In dieſem Gebirge wohnen noch Anhänger des Braminiſchen Gottesdienſtes; ich habe mich viel mit einem alten Braminen unterhalten; ſie haben nur noch ſchwache Traditionen und alte Gebräuche, von deren Bedeutung ſie wenig Rechenſchaft zu geben wiſſen; ſie werden ſich nach und nach unter den Muhammedanern verlieren.

Dann habe ich die Ruinen von Molang-Singoſari in Blitar beſucht; alte Indiſche Tempel, die ſehr im Verfall ſind. Viele Statuen, zum Theil verſtümmelt, liegen umher.

Vom 15. zum 21. October war ich in Sourabaya zurück, wo wir die Nachricht fanden, daß der neue Generalgouverneur Rochuſſen den 30. September in Batavia angekommen war,

und daß Generallieutenant Cochius, der Commandant der Niederländiſchen Armee in Oſtindien, ſeine Penſion verlangt habe. Vom 21. zum 27. October*) beſuchte ich die Inſel Madura, wo ich meinen 51. Geburtstag bei dem Sultan von Sumanap

*) Am 27. October von Madura zurück, ſchrieb Fritz:

An die Mutter.

Sourabaya, den 28. October 1845.

Beſte Mutter. Dieſer Brief gilt dem 1. November und Ihrem Geburtstag; ich muß ihn heute ſchreiben, weil morgen Poſttag iſt. Alſo die herzlichſten Glückwünſche, wenn ſie auch ſpät in Europa ankommen.

Ein und fünfzig Jahre bin auch ich jetzt alt geworden: aber zu keiner Epoche meines Lebens fühlte ich mich geſünder und kräftiger. Noch nicht einen Tag war ich ernſtlich unwohl in Indien, — Unberufen!

Ach Mama! Wie wird es zu Weihnachten in Hornau und überall hergehen. Jedermann bekommt etwas, nur ich gehe leer aus. Wenn Sie aber recht ſparen, dann können Sie mir die nächſten Weihnachten, die ich wieder in Hornau zubringe, etwas recht Schönes ſchenken; ich will auch recht artig ſein und brav necken. — Nun, beſte Mutter, will ich wieder ernſthaft werden und Ihnen erzählen, daß mein Geſchäft auf Java faſt beendet iſt, und daß ich in wenig Tagen über Samarang nach Batavia zurückkehre.

Von dem neuen General-Gouverneur habe ich einen ſehr freundlichen Brief erhalten, worin er mich einladet, einige Zeit in Buitenzorg bei ihm zuzubringen; das werde ich alſo thun.

Seit ein paar Monaten hatte ich den Wunſch, wieder eine Sendung von allerlei Kleinigkeiten und Großigkeiten nach Hornau abgehen zu laſſen, aber es geht nicht recht, bis ich wieder in Batavia bin. Sarongs, Stöcke, Glocken oder Gongs, Waffen, Alterthümer, — Alles das liegt hier und da zerſtreut; es fehlt an Gelegenheit, — in Batavia werde ich ſie finden.

Schreiben Sie doch, liebe Mutter, dem Onkel Karl, daß ich am 1. November, an welchem Tage er Ihre Geſundheit ausbringt, ſeiner beſonders gedenken werde. Sein ſchönes Gedicht: „Der Vater an der Spitze und auf Java der Fritze" — iſt mir noch heute beim Ordnen der Briefe in die Hände gefallen. Wie oft meine Gedanken bei Ihnen ſind! beſonders an den in Indien immer ſo ſchönen Abenden! Aber es iſt keine Abwechſelung, immer Sommer! Wie gern möchte ich manchmal mit dem Vater durch den Schnee patſchen oder durch den Koth — des Nußberg*) hinaufſteigen, oder die Mutter Klavier ſpielen hören — die alten Lieder und Märſche; oder Wachholderbeer-Sauce zum Schwarzwildpret eſſen, oder einmal recht frieren und mich am Ofen wärmen, und mit dem Vater eine Partie Schach ſpielen, oder ihm eine

*) Dicht bei des Vaters Wohnung in Hornau.

gefeiert habe; wirklich, weil meine Officiere es dem Sultan verrathen hatten. Aber Geſchenke habe ich nicht erhalten, ein wahrer Profit, weil ich keine Gegengeſchenke zu geben brauche. Es regieren übrigens auf Madura zwei Sultane unter Niederländiſcher Souverainetät, die uns Truppen liefern.

Endlich, faſt am Vorabend meiner Abreiſe, um nach Batavia zurückzukehren, wird mir ein Packet Bücher und Deutſcher Novitäten, die Mar mir ſendet, — die erſte ſolche Sendung, — als mit dem Dampfſchiffe ankommend, für morgen (29. October) angekündigt. Ich freue mich darauf ſehr.

Nachdem ich nun Java durchſtreift habe, iſt das Hauptreſultat doch, daß ſich die Menſchen, — die Männlein und die Fräulein, — überall und unter allen Zonen gleichen, und daß ich an nichts weniger zweifle als an der gemeinſchaftlichen Abſtammung von Adam und Eva.

Aufenthalt in Batavia.

Vom 29. November 1845 bis 21. Mai 1846.

Gedenkbuch: **1845.** Miniſter Rochuſſen kommt an als Generalgouverneur; General Cochius verlangt ſeine Penſion wegen Rangſtreitigkeiten. Ich habe auch im December 1845 bei Cochius gewohnt in Weltevreden, dann eingezogen bei Chauban im Hotel de Provence.

Zeitung wegnehmen, ehe er ſie geleſen hat, — oder der alten Lies am Poſttag auf dem Sodener Pfad entgegengehen, um ihr die Poſtſchätze abzunehmen. — Nun gut! in einem Jahr oder 15 Monaten komme ich den Kelkheimer Weg hergefahren, ehe Sie es denken. Aber eine Bedingung mache ich gleich zum Voraus, daß ich nicht länger als höchſtens 3 Tage ruhig in Hornau bleibe; ſchon am vierten muß mir der Vater die unſägliche Freude machen, mich als ſeinen neuangekommenen, überraſchend gearteten Indiſchen Bären bei allen Diplomaten und auch an den meiſten kleinen Höfen herumzuführen. Leben Sie wohl, beſte Mutter, den Vater darf man nicht necken, darum müſſen Sie ihm dieſen Brief gar nicht ſehen laſſen. Wir haben jetzt 90 Grade Hitze, vor Eintritt der Regenzeit (November) iſt es immer am wärmſten; das Necken kann ich aber doch nicht laſſen, und ſäße ich auch mit den drei Männern im glühenden Ofen.

Ihr Fritz.

1846. Batavia. Madame le Bron de Vexele, geb. Baumgart. Der Whiſtclub. Mr. van Broom. Den 7. Mai habe ich meinen Rapport über Java geſchloſſen. Die Expedition nach Bali iſt aufgehalten durch Mangel an Transportſchiffen.

Den 2. November reiſte ich von Sourabaya ab, längs der Nordküſte von Java, und gelangte abermals über Samarang, wo ich mich noch einige Tage aufhielt, den 29. November in Batavia wieder an. Ich wohne während des December bei General Cochius, weil mein Quartier noch nicht eingerichtet iſt. Meinen Diener Mathes habe ich ganz zufrieden und wohlbeleibt wieder gefunden; er hatte während meiner Abweſenheit über nichts zu klagen als über Langeweile.

Der ſchwierigſte und mühſamſte Theil meines Auftrags iſt nun vollbracht, nämlich das Sehen, Hören und Unterſuchen. Es blieb mir dabei wenig Zeit zum Ausarbeiten. Es iſt nun noch übrig meinen Rapport aufzuſetzen, und zu dieſem Zweck werde ich wenigſtens vier Monate in Batavia bleiben müſſen. Die Schreiberei beginnt alſo jetzt erſt; ich bin aber über das, was ich zu ſagen habe, im Reinen.

Auch meine außerdienſtliche Correſpondenz iſt ſehr ſtark, da ſich viele Leute in ihren Angelegenheiten an mich wenden; und wenn ich auch gewöhnlich in ſolchen Sachen nichts thun kann, ſo muß ich doch höflich antworten.

Meine Zufriedenheit mit meinen Begleitern habe ich ſchon wiederholt ausgeſprochen. Auch mit General van der Wyck, wie überhaupt mit den hieſigen Autoritäten, lebe ich auf dem freundſchaftlichſten Fuße, — das war der ſchwierigſte Punkt meines Auftrags, und ich habe darüber ſchon ein Compliment aus dem Haag erhalten. Van der Wyck's Bruder auf Salotiga iſt ein ſehr guter, unterrichteter junger Mann, der eine der artigſten Frauen von Java hat. Mit ihm habe ich den Vulkan Merapi erſtiegen und wir haben uns zuſammen der Studentenjahre erinnert.

Der neue Generalgouverneur Herr Rochuſſen iſt ein alter

Bekannter, den ich hier mit Vergnügen wiedergeſehen habe. Er gefällt hier ſehr und hat gewiß alle Eigenſchaften für ſein höchſt ſchwieriges Amt. Die Anweſenheit dieſes Mannes, der ſehr hell ſieht und viel Energie hat, wird gewiß günſtig wirken; er hat mich ſehr freundlich empfangen.

Ende December war ich wieder ganz in Batavia etablirt: meine Wohnung iſt viel weniger elegant als die vorige; es war aber keine beſſere aufzutreiben. Einer meiner Officiere, Liſt, hat ſich entſchloſſen hier in Indien zu bleiben; er hat ſchon alle Schritte dazu gethan; ein anderer von ihnen, George, iſt eben, Ende Januar 1846, krank, aber nicht bedenklich, ſondern nur langwierig.

In ein paar Tagen gehen von hier wieder 4 Kiſten an die Adreſſe von Mar ab; eine Kiſte mit vierfüßigen Thieren, eine Kiſte mit Vögeln, eine ſolche mit Inſekten und eine, welche ein Herbarium enthält. Schon früher iſt eine mit Vögeln abgegangen. Die meiſten Species ſind in Doubletten vorhanden, d. h. zwei Männchen und 2 Weibchen; es wird alſo leicht ſein, eine billige Theilung zu machen, wenn Heinrich noch die Abſicht hat, ein Geſchenk an das Darmſtädter oder Mainzer Muſeum zu machen.

Der neue Biſchof, der kurz nach mir aus Europa in Batavia angekommen iſt, hat auch angefangen zu ſpuken, und auch hier haben wir jetzt katholiſche Wirren. Der Biſchof, ein braver aber beſchränkter Mann, hat ein paar junge fanatiſche Prieſter mitgebracht, die ihn leiten. Eine ſtrengere Disciplin der Geiſtlichkeit ſollte eingeführt werden, aber man iſt dabei mit Uebereilung und übertriebener Strenge zu Werk gegangen. Den Geiſtlichen, die ſeit vielen Jahren hier ſind, und die vielleicht dem Klima ein wenig nachgegeben haben, hat er Vorſchriften gegeben, wogegen ſie proteſtirt haben. Nur einige Beiſpiele: Der Biſchof hat junge Geiſtliche, die er mitgebracht hat, bei den alten Geiſtlichen der verſchiedenen Gemeinden (ohne Vorwiſſen des Gouvernements)

einlogirt, und zwar ganz auf Koſten dieſer alten Geiſtlichen. Er verlangt, daß die Prieſter eben ſo gekleidet gehen wie in Europa; mit dreieckigem Hut, der Soutane, kurzen Hoſen. Er predigt: der Umgang mit den inländiſchen (Javaniſchen) Frauen ſei ärger als Sodomiterei; er verbietet gemiſchte Ehen und fordert für die Katholiken einen von den Proteſtanten getrennten Kirchhof. Die Freimaurer, ſo ſagt er, ſeien im Bunde mit dem Teufel. Durch dieſes Alles macht ſich der Biſchof nur lächerlich; fanatiſiren kann man die Leute hier nicht; die Sonne iſt zu drückend und Jeder fühlt das Bedürfniß der Seelen- und Leibesruhe. Der Biſchof hat nun die alten Geiſtlichen interdicirt und wollte neue inſtalliren. Das Gouvernement hat den alten die Beſoldung belaſſen und den neuen verboten zu officiiren. Die Gemeinden haben ſich an das Gouvernement gewendet, um Beibehaltung ihrer alten Geiſtlichen gebeten, mit denen ſie zufrieden waren und ſind, und drohen ſich auch zu ſepariren. Dem Gouvernement iſt das Alles ſehr unangenehm. In den Hospitälern z. B., wo natürlich Proteſtanten, Katholiken und Muhammedaner neben einander liegen, hat man gepredigt, wer nicht im katholiſchen Glauben ſterbe, ſei ewig verdammt. Wie kann man ſolche Narrheiten dulden? Da man hier Ruhe haben will und muß, ſo hat der Generalgouverneur den Biſchof im Januar 1846 nach Hauſe geſchickt.

Auch die Deutſchen ſogenannten religiöſen Wirren, von denen ich jetzt neuerdings leſe, intereſſiren mich wenig und ich kann ihnen die Bedeutung nicht zuerkennen. Ich ſehe darin nur eine politiſche Bewegung im Sonntagsrock. Aus Ronge's deutſch-katholiſcher Kirche kann nichts werden, was Beſtand hat. Der Chriſt, der ſich der Autorität der Kirche unterwirft, iſt Katholik, — wer ſeiner eignen Ueberzeugung folgt, Proteſtant; non datur tertium. Eine fanatiſche oder enthuſiaſtiſche Aufregung begreife ich, wenn die Gemüther durch Intoleranz erbittert werden, wenn man Zwang

anthun oder unterdrücken will; oder wenn neue Ideen praktiſch ins Leben treten wollen. Keines von Beiden iſt in Deutſchland der Fall. Die Ultrakatholiken wollen mittelalterliche Prätenſionen wieder geltend machen; die Ultraproteſtanten wollen die Volksreligion in ein abſtractes Philoſophem auflöſen; beides iſt unpraktiſch und nicht durchzuführen; aber wenn man die Leute ruhig gehen läßt, ich meine die Altgläubigen in die alte, und die Neugläubigen in die neue Kirche, ſo muß ja das ruhig ablaufen. Doch ich raiſonnire zu abſtract. Hätte ich zur Zeit der Reformation gelebt, ich würde wahrſcheinlich Katholik geblieben ſein, aus religiöſem Conſervatismus.

Ich leſe nun Thiers und die Fortſetzung von Schloſſers Geſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

Der Vater hat ganz recht, wenn er ſich über den wenig bedeutenden Inhalt meiner Briefe beklagt; aber es iſt ſchwer aus Indien andere Briefe zu ſchreiben. Das Leben iſt hier ſehr eintönig; ein Tag geht hin wie der andere; die Nachrichten aus Europa ſind faſt der einzige Stoff der Unterhaltung. Die Allgemeine Zeitung erhalte ich jetzt ſehr ſchnell, mittelſt der Overlandmail, deren der Gouverneur ſich bedient. Aber wie leer iſt ſo ein Monat der Zeitung; Deutſche Politik erſcheint darin täglich erbärmlicher. Ich werde Europa wohl wieder finden, wie ich es verlaſſen habe. Aber Hornau, das mir liebſte Plätzchen, werde ich wohl wieder verſchönert finden.

März 1846. Die Engländer haben einen harten und blutigen Kampf am Sutledj gefochten; ein paar ſolcher Siege würden ſie ſehr ſchwächen; der Verluſt an Officieren war ungeheuer; aber ſie wiſſen ihre Macht zu behaupten. Es intereſſirt mich ſehr dieſe Armee kennen zu lernen. Hier iſt eine Expedition gegen die Inſel Bali, öſtlich von Java, im Project; ein widerhaariger König dieſer Inſel ſoll gezüchtigt werden.

Im Monat April war ich zum erſten Male etwas unwohl,

doch blos durch Hämorrhoiden, auf welche das hieſige Klima ſehr ſtark wirkt. Die Unpäßlichkeit machte aber, daß ich zur Arbeit wenig aufgelegt war, und daß ſich dadurch mein Aufenthalt in Batavia verlängerte. Ich bin nun, Ende April, wieder ganz wohl und ſehr heiter, wozu nicht wenig beiträgt, daß ich mit allen Menſchen hier im beſten Einverſtändniß lebe, und von dem Generalgouverneur, der mich als Commandanten en chef der Armee hier zu behalten wünſcht, mit beſonderem Vertrauen beehrt werde.

Der 15. Mai 1846 iſt mir ein intereſſanter Tag; denn erſtlich habe ich nach langem Warten endlich wieder Briefe von Hauſe empfangen, mit nur guten Nachrichten; dann habe ich heute meinen Rapport geſchloſſen und unterſchrieben, ſo daß ich den wichtigſten Theil meiner Commiſſion als abgethan anſehe. Ob es ein militäriſches Meiſterſtück iſt, — ob man mit den Reſultaten meiner Arbeit zufrieden ſein, ob man alle meine Vorſchläge gut heißen wird, — weiß ich nicht, — sub judice lis est — daran iſt auch weniger gelegen; — aber ein diplomatiſches Meiſterſtück war es: daß ich bei ganz pflichtmäßiger Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit im Urtheil und im Handeln doch mit allen Autoritäten im beſten Einverſtändniß und auf freundſchaftlichem Fuß geblieben bin, bis zum letzten Augenblick. In zwei Punkten alſo wird man mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen: daß ich keine Mühe geſpart habe, — und daß ich mit Klugheit und Umſicht zu Werk gegangen bin.

Was würde der Vater, was die Brüder dazu ſagen, wenn mir der Antrag gemacht würde länger hier zu bleiben, oder hierher zurückzukehren? Wie die Sachen hier ſtehen, kann ich errathen, daß ſo etwas im Werk iſt. Aber ich wünſche es nicht, — und am wenigſten wenn es in Europa noch etwas für mich zu thun gäbe. Auf jeden Fall will ich erſt nach Europa zurückkehren, und dort den Entſchluß faſſen, je nachdem die Bedingungen

ausfallen. Ohne daß bedeutende Vortheile geboten werden, wäre es eine Thorheit. Geld kann man freilich hier beſſer zurücklegen; von meinem Auftrage werden mir 30 bis 40000 Gulden übrig bleiben, die Anſchaffungen ungerechnet; das iſt kein großes Kapital, mais une poire pour la soif.

Wie es ſich auch geſtalten mag, ich bin vor nichts bang, weder vor der Ruhe, die meiner vielleicht wartet, noch vor Verwicklungen. Wenn ich nur in der Familie alles wohl, einträchtig und zufrieden wieder finde!

Es wird an dieſer Stelle, beim Schluß des Hauptaufenthalts meines Bruders in Batavia, die Mittheilung im Auszug eines Briefes gerechtfertigt erſcheinen, welchen ein Niederländiſcher Corps-Commandant von Sumatra aus, ehe Fritz dahin kam, an einen militäriſchen Freund in den Niederlanden geſchrieben hat, welchem Letzteren wir die Mittheilung verdanken. Es giebt dieſer Brief Zeugniß, ebenſo ſehr von der Schwierigkeit der Stellung meines Bruders in Niederländiſch Oſtindien, als von ſeiner Haltung unter ſolchen Schwierigkeiten.

Bandar-Alam (Sumatra), d. d. 26. Mai 1845.

„Et maintenant, mon cher ami, pour ce qui concerne la mission du Général de Gagern, je suis entièrement de votre avis. Peut-être étois-je le seul de mon opinion, avant l'arrivée du Général. — Un tel disoit que c'étoit une humiliation pour le Général Cochius, qui maintenant n'avoit qu'à prendre sa pension, parcequ'il ne pouvoit plus rester à la tête de l'armée avec honneur. Un autre se trouvoit humilié parceque la mission étoit donnée à un Allemand. Beaucoup d'autres mauvaises opinions éxistoient encore, parcequ'on étoit en erreur sur le véritable but de la mission. J'ai combattu ces opinions. Aux uns je disois: pourquoi ne vous trouvez-vous pas humilié de ce que tous les trois mois

un officier de l'administration vient contrôler les détails de votre bataillon etc. Aux autres, qui prétendoient qu'on aurait dû choisir parmi les officiers généraux hollandois de naissance, je passois en revue nos généraux qui pouvoient aspirer à cette mission par quelques capacités et services rendus, — mais ne possédoient pas les connaissances réquises pour une mission aussi délicate, où il falloit donner un aperçu général de tous les moyens de défense de Java, de l'armement, etc. Je fis une parallèle entre le Général de Gagern et plusieurs autres, je fis reconnaitre l'amabilité, la réserve et la modestie du premier. Je peignis les services des Gagern, père et fils, au service de Hollande et je démontrai qu'il étoit si Hollandois que nous. — Maintenant que le Général de Gagern est sur les lieux, recevant beaucoup d' officiers et les recevant avec plaisir et aisance, on le loue. Dans les inspections il tient note de tout, sans faire jamais de remarque. Il est très réservé, même boutonné, ce qui est la conduite d'un homme sage. On dit qu'il a trouvé l'infanterie, surtout les compagnies indigènes, meilleures qu'il ne s'y étoit attendu; par contre il doit avoir trouvé l'artillerie fort médiocre, — de même la cavalerie, — toutes deux dispersées qu'elles sont par compagnies dans tout le pays. — Dans ma dernière expédition, moi-même, je n'ai eu que trois compagnies, chacune de 90 baïonettes; l'une de Bouguinois (de Boni à Macassar), la seconde une jeune compagnie de Javanois, la troisième Africaine; je n'ai pas d'Européens et j'en rends graçes à Dieu, car ils ne seroient pas capables de soutenir les fatigues d'une campagne pareille, dans un pays (Sumatra) sans routes." etc.

Nach Sumatra.

Tagebuch. 1846. Vom 21. Mai bis 8. September Reise durch Sumatra. General Michiels: Oberstlieutenant de Kock. Zurück nach Batavia auf dem Meere. —

Mehr als ein Jahr hat mein Tagebuch geruht: meine Geschäfte ließen mir zu wenig Zeit übrig; und ein Tagebuch, das

nicht con amore geführt wird, hat wenig Intereſſe. — Jetzt iſt der wichtigſte und ſchwierigſte Theil meines Auftrags abgethan und ich kann mit freierem Geiſt das Reiſeleben genießen, d. h. nicht blos ſehen und hören, ſondern auch darüber gloſſiren.

Nachdem ich den 15. Mai meinen Rapport über Java geſchloſſen und abgeſchickt hatte, las ich die folgenden Tage noch einige Acten, welche Sumatra betreffen, machte die Vorkehrungen zur Reiſe, empfing noch am Abend des 20. das ganze Officiercorps von Batavia, über 100 Officiere, die geſpeiſt und getränkt wurden, und ſchiffte mich am 21. ein.

Das Kriegs-Dampfſchiff Veſuvius war diesmal beſtimmt, uns nach Sumatra zu bringen. Der Commandant, Capitain Tulleken, iſt ein ſehr freundlicher, gefälliger und beſcheidener Mann, der es durchaus nicht merken läßt, daß es eine große Laſt iſt, die Kajüte einem Fremden abtreten zu müſſen.

Wir fuhren bei gutem Wetter durch die Straße Sunda; die Seekrankheit, vor der mir ein wenig bange war, hat mich diesmal verſchont; ich bin mit ein wenig Schwindel, der nicht lange gedauert hat, abgekommen.

Am 23. Mai Abends kamen wir in der Nähe von Benkoelen an, wo ich mich ausſchiffen ließ, um mit dem Aſſiſtent-Reſidenten van Royen abzureden, auf welche Weiſe im Auguſt die Reiſe von Benkoelen nach Palembang quer durch Sumatra zu machen ſei, und um ihm aufzutragen dazu das Nöthige vorzubereiten. Dieſe Reiſe iſt nämlich nur ein- oder zweimal von Europäern unternommen worden, und man hält dieſelbe für mühſelig und gefährlich. In Batavia wollte man mir dieſe Unternehmung abrathen, ſowohl wegen der perſönlichen Gefahren, als weil daraus leicht Unruhen im Innern entſtehen könnten. Ich bin aber ſchon gewohnt, mich durch ſolches Gerede nicht abhalten zu laſſen; dieſe Warnungen und Uebertreibungen haben gewöhnlich ihren Grund in dem Wunſche, ſich oder ſeinen Bekannten eine

Mühe und Anſtrengung zu erſparen, wozu die Trägheit und Schlaffheit der Oud-gasten — (Alt-Gäſte, Aelter-Anſäſſige) — ſich nicht gern verſteht. Ich übernachtete alſo bei dem Aſſiſtent-Reſidenten von Benkoelen in demſelben Hauſe, welches der bekannte uns feindlich geſinnte Sir Thomas Raffles als Engliſcher Gouverneur ſo lange bewohnt hat.

Hier machte ich die Bekanntſchaft des famöſen Ali Paſcha oder Sintot, der als Anführer der feindlichen Truppen im Kriege auf Java uns am meiſten zu ſchaffen gemacht hat. Er war damals ein ſehr junger Menſch, zwar von guter Abkunft, aber doch anak gundik, d. h. Sohn eines Beiweibes; er verdankt ſeine Stellung ſeinem Muth und ſeinem Talent. Die Geſchichte ſeines Uebergangs zu unſeren Intereſſen iſt bekannt; auf Sumatra hat er eine Legion commandirt, aber er gab Anlaß zu Mißtrauen, ſo daß man die Legion hat eingehen laſſen. Er lebt jetzt in Benkoelen mit geringem Einkommen in einer etwas maskirten Verbannung und unter Aufſicht. Er hat viele Schulden, und ſein Coſtüm, worauf die Javanen ſo viel halten, iſt etwas delabrirt. Blick, Lebendigkeit und Haltung, — Alles verräth bei ihm Muth und Unternehmungsgeiſt. Ich freue mich ihn ſpäter näher kennen zu lernen; er will mich nach Palembang begleiten.

Den 24. früh ſetzten wir unſere Reiſe fort; am 25. Abends hatten wir die Rhede von Padang im Geſicht, aber der Commandant des Veſuvius wollte ſich bei einbrechender Nacht nicht nähern, da er dies Fahrwaſſer noch nicht kannte. Am andern Morgen ſchifften wir uns aus; der Donner der Geſchütze begrüßte; am Ufer empfingen mich die Stabsofficiere der Garniſon, und ich begab mich zum General Michiels, auf deſſen Bekanntſchaft ich mich ſehr gefreut, und bei dem ich wohnen ſollte.

General Michiels iſt ſeit mehreren Jahren Civil- und Militär-Gouverneur der Weſtküſte; mit Talent, Energie und Glück hat er die häufigen aufrühreriſchen Bewegungen auf Sumatra unter-

drückt, viele Eroberungen gemacht, und dadurch unſere wirklich botmäßigen Beſitzungen auf Sumatra anſehnlich vergrößert. Er genießt das Vertrauen der Soldaten und die Eingebornen fürchten ihn; ſie nennen ihn den kleinen Teufel. Das Gouvernement ſchätzt ihn, aber glaubt ſeinen Eroberungsgeiſt im Zaum halten zu müſſen. Auch abgeſehen von der Gefahr neuer Verwickelungen und Aufſtände, legt die Colonial-Regierung Hollands wenig Werth auf ausgedehntere Beſitznahme, die nichts einträgt, und viele Beſatzung und Geld koſtet. Ich hoffe darin heller zu ſehen, wenn ich Sumatra wieder verlaſſe; ich werde in Michiels Begleitung die Reiſe durch ſein Gouvernement machen.

Die folgenden Tage beſchäftigte ich mich mit der Inſpection der Garniſon und militäriſchen Einrichtungen. Am 30. Abends fuhren wir nach dem Landhauſe des Generals Michiels, das 1 Stunde von Padang von ihm ſelbſt, am Ufer des Flüßchens, das bei Padang in die See fällt, angelegt worden iſt. Es beſteht erſt ſeit ein paar Jahren, aber die kräftige tropiſche Vegetation läßt das kaum bemerken. Michiels pflanzt hier hauptſächlich Muskatnüſſe; am meiſten aber erfreuten mich die herrlichen Weinſtöcke, die dreimal im Jahre vortreffliche Trauben geben.

Die Pfingſttage über blieben wir auf dieſem Landhauſe, aber es fehlte nicht an zahlreicher Geſellſchaft aus der Stadt, und alle Abende wird eine Partie Whiſt geſpielt.

Den 2. Juni in Padang die Artillerie und das Arſenal inſpicirt und einige Vorbereitungen für die Reiſe gemacht, Pferde gekauft ꝛc.

Den 3. und 4. wieder auf dem Landhauſe; der Schwiegerſohn des Generals Michiels, Oberſt-Lieutenant van der Hart, Reſident von Tappanoeli, iſt angekommen.

Zu Padang ſah ich die topographiſche Aufnahme von Sumatra, welche Capitän Beyerink geleitet hat. Unter ihm nehmen zum größeren Theil Unterofficiere mit Bouſſole und Meßkette das

Jahr im Durchschnitt 50 Quadratstunden des Landes auf. Es ist freilich eine bloße Recognoscirung, wo Vieles, ja das Meiste, nach dem Auge eingetragen wird; aber es ist doch sehr viel in diesem Klima und in diesem kaum noch zugänglichen Lande. Die meisten dieser Ingenieure sind Deutsche; so habe ich darunter einen jungen Steck aus Darmstadt (der Vater ist Schauspieler) gefunden, den mir Heinrich empfohlen hat; er soll mich nach Palembang begleiten.

Das Capitel des Verhältnisses der Deutschen im hiesigen Dienst ist ein langes, — das ich heute nicht abhandeln will; ich darf den Wunsch, ihnen, wenn sie es verdienen, zu helfen, nicht zu lebhaft äußern, um bei den Holländern nicht den Verdacht parteiischer Vorliebe gegen mich zu erwecken.

Den 6. Juni wohnte ich zu Padang einem Balle bei, in der sogenanten Societät oder Casino; es waren etwa 40 Damen zugegen. Der Stock der Padang'schen Gesellschaft, d. h. die ansässigen Europäischen Familien, sind Englischer Abkunft; die Englische Sprache ist bei ihnen die des gemeinen Lebens und des Umgangs. Die Kinder dieser Familien erhalten ihre Erziehung gewönlich in Calcutta oder in England. — Auch viel gemengtes Blut war dabei; schöne Frauen nur eine, die Madame Boyle, die Enkelin eines Holländischen Beamten, der vor 60 Jahren als Küfer hier ankam und der nun Beisitzer des Gerichts ist. Er heißt Intwelt, ist 80 Jahre alt und blind. — Man war munter, und General Michiels tanzte noch eifrig mit. Ich setzte mich an den Whist-Tisch.

Bis zum 12. Juni blieb ich auf dem Landhause des Generals Michiels, mit Lectüre über Sumatra, und anderen Vorbereitungen zur Reise beschäftigt.

Den 12. Juni zogen wir von Padang aus, nordwärts mitten durch das Land; immer zu Pferde; an Wagen ist noch nicht zu denken. Sumatra ist ein sehr pittoreskes Land, aber im

Vergleich mit Java noch eine Wildniß. Es giebt hier außer Gold, Tiger und Rhinoceros auch Elephanten in Menge, welche letztere auf Java fehlen. Auf dem Wege trifft man überall ihre Fußstapfen und ihre Losung an.

Im Fort van der Capellen (Meneng-kaban) machten wir für einige Tage Halt. Das Fort van der Capellen liegt im Lande Tanah-datar, und an der Stelle wo die Könige von Meneng-kaban früher ihren Sitz hatten. Es war deren Reich ein schwaches Reich, und obgleich die anderen kleinen Könige oder Radjas die Suprematie von Meneng-kaban anerkannten, so war diese Oberherrlichkeit doch auf das Schiedsrichteramt beschränkt. Spuren von voriger Größe finden sich nirgends; nur einige alte Steine mit Javanischen Inschriften, die man aber noch nicht hat entziffern können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Religion der Hindus früher hier eben so wie auf Java geherrscht habe, bis sie durch die Muhammedanische verdrängt worden ist.

Das Land Tanah-datar ist sehr fruchtbar und angebaut; dabei sehr pittoresk, da einige hohe Vulkane von allen Seiten den Horizont begrenzen. Um von der tropischen Natur des Landes einigen Begriff zu geben, will ich die Früchte aufzählen, die gestern (20. Juni) unseren Tisch zierten: Ananas, Granatäpfel, Bananen, Orangen, Djambaebol, Mangka (Wasser-Melonen), Boewa-nonna, Manguſtan, ꝛc. Eine schöne Ananas kostet noch keinen Kreuzer. — Meneng-kaban eignet sich sehr der Centralpunkt der Niederländischen Besitzungen auf Sumatra zu werden, sowohl seiner Lage nach, als wegen des Einflusses, den der Name noch auf die Bevölkerung ausübt.

Merkwürdig ist, daß unter den Malaien auf Sumatra republikanische Einrichtungen bestehen, während auf Java der orientalische Despotismus seit undenklichen Zeiten einheimisch ist. Das Land ist in Distrikte von 6 bis 12 bis 50 kleinen Dörfern eingetheilt; die Einwohner solcher Distrikte bilden Stämme, die in

ihren Einrichtungen einige Aehnlichkeit mit den Clans haben; aber die Vorſteher der Stämme werden gewählt; die Verſammlung der Vorſteher bildet einen Rath worin nach Stimmenmehrheit entſchieden wird.

Ein ſonderbares Erbrecht beſteht bei den Malaien; die Kinder erben nicht von dem Vater, ſondern von der Mutter und dem mütterlichen Oheim, wie das Letztere auch bei den alten Deutſchen der Fall war.

Es herrſcht unter den Stämmen viel Anarchie; die beſtändigen Kriege der Bevölkerungen untereinander haben uns die Eroberung des Landes erleichtert; die Einwohner ſind aber noch immer zum Aufſtande geneigt, und unſere Beſatzungen ſind ſtets au qui-vive.

Von Meneng-kaban gelangten wir über Fort de Kock am 28. Juni nach Bonjol; von hier ging es am 30. durch die wilderen und weniger bewohnten Gegenden, über Rau und Fort Elaut, in den nördlicheren Theil unſerer Beſitzungen, der nicht mehr von Malaien, ſondern von den Battah bewohnt wird, einem viel roheren, aber doch gutartigen Volksſtamm, der ſeine eigne Sprache und Schrift hat.

Ihre Religion beſteht aus ſehr ſchwachen Nachklängen der Hindu-Religion; auf den langen Stäben ihrer Prieſter ſind die ſogenannten Indiſchen Götzenbilder: Shiwa, Pravati, Lingam ꝛc. eingeſchnitten; aber keine Tradition aus früheren Zeiten iſt unter ihnen übrig geblieben. Man nennt ſie Heiden (Kafir), weil ſie nicht Muhammedaner ſind.

Alles weiſet darauf hin, daß man es nicht mit Wilden, ſondern mit einer zurückgegangenen, und durch den Islam zertretenen Civiliſation zu thun hat. Ihre Adat, d. h. ihre Staatsregelung und Gewohnheitsrecht, ſind ſo kunſtmäßig, eigenartig und zum Theil complicirt, daß man leicht begreift, es müſſe früher hier ein höherer Grad der Cultur geherrſcht haben. — Wir dürfen

uns daran nicht ſtoßen, daß ſie wirklich Menſchenfreſſer ſind, d. h., daß ſie, wenn ſie durch unſere Aufſicht nicht daran verhindert würden, ihre nach Urtheil und Recht hingerichteten Feinde und Miſſethäter aufzehren würden. Vor acht Jahren hat das noch ſtattgefunden, und in den uns nicht unterworfenen Landestheilen geſchieht es noch. Sie thun dies aber nicht aus Wohlgeſchmack am Menſchenfleiſch, ſondern das Gefreſſenwerden des Miſſethäters macht bei ihnen einen Theil der Strafe aus, wie bei uns vor Kurzem noch das freilich viel rohere Rädern und Viertheilen. Sie martern ihre Gefangenen nicht, wie denn überhaupt ihre Geſetze mild ſind, und die meiſten Verbrechen mit einer Geldbuße nach einem Tarif abgekauft werden können.

Unter den Beamten und Officieren hier giebt es viele Deutſche, die meiſtens ihren Schiller und ihren Goethe beſitzen. Zufällig fielen mir neulich „die Wahlverwandtſchaften" in die Hand und ich las darin: (aus Ottiliens Tagebuch): „Niemand wandelt ungeſtraft unter Palmen und Niemand wird lange mit Tigern und Elephanten wohnen, ohne die Geſinnung zu ändern." Ich verſpüre davon gar nichts, wie denn überhaupt die Palmen keinen großen Eindruck auf mich gemacht haben; es iſt ein ſehr eintöniger Anblick. Anders verhält es ſich mit den herrlichen Waringin (ficus religiosa), von denen ich ſchon früher geſprochen; indem der Baum mit ſeinen niederſteigenden Luftwurzeln eine Gothiſche Kirche mit ihren Hallen darſtellt; anders mit den hohen gerade aufſteigenden Tandu-allas, deren Wurzeln Strebepfeiler bilden, und mit den Rieſenfarren und Lianen. Doch wozu beſchreiben, was man in Büchern beſſer leſen kann.

Den 12. Juli erreichten wir aus dem Innern wieder die Küſte in Tappanoeli. Auf dem dieſer Stadt nahen Landhauſe des Reſidenten, des bereits genannten Oberſtlieutenant van der Hart, in Padang Sidoem-poeang, machten wir Raſttag und ich wurde hier durch eine Maſſe langerſehnter Briefe erfreut, die vor einigen

Tagen aus Batavia angekommen waren, darunter sieben Nummern vom Vater. Ueber allen diesen Briefen habe ich eine halbe Nacht um so lieber durchwacht, als ich auch nicht durch eine einzige wesentliche ungünstige Nachricht betrübt wurde.

Mit General Michiels verstehe ich mich fortwährend sehr gut; wir haben am 18. Juni zusammen die Erinnerung an Waterloo gefeiert.

Am 14. Juli brachen wir von Padang Sidoem-poeang auf, um das Gebirge Looboe-Radja (d. h. Königswüste) zu ersteigen, dessen Gipfel 9 bis 10,000 Fuß hoch ist. Ich ertrage das Alles sehr gut und fühle mich sehr wohl; überhaupt ist es im Gebirge in Indien, d. h. wenn man sich nur einmal 2000 Fuß über dem Meeresspiegel befindet, nicht viel heißer als in dem südlichen Europa.

Nachdem wir den Gipfel erstiegen hatten, das Bivouac aufgeschlagen und eine gute Mahlzeit eingenommen war, begaben sich meine Gefährten zur Ruhe. Ich machte ganz allein eine Excursion, um eine freie Aussicht nach Norden zu gewinnen. Der Gipfel bildet aber ein sumpfiges Dickigt; die hohen mit Moos bewachsenen Bäume faulen zum Theil ab, viele sind umgestürzt. Ueber Stock und Stein und durch Morast hatte ich mich eine halbe Stunde Wegs durchgewunden, als ich eine offene Stelle traf. Und was sah ich! — Eben auch nur Berge und Wälder und die Sonne, die eben untergehen wollte. Ich eilte zurück, aber die Nacht, die im tropischen Klima so plötzlich hereinbricht, überfiel mich, und ich konnte den Weg nicht mehr finden. Nach langem vergeblichem Rufen faßte ich den Entschluß auf einem bemoosten Baume mein Nachtlager zu bereiten und den Morgen abzuwarten. Gefahr war wenig, denn Tiger, Elephanten und Rhinoceros gehen nicht so hoch, weil es auf dieser Höhe kalt ist und weil sie da keine Nahrung finden. Vier Stunden, von 6 bis 10, habe ich auf diesem Baume zugebracht und war

ſchon eingeſchlafen, als ich durch Rufen geweckt wurde. Meine Gefährten, die lange geſchlafen hatten und mich beim Erwachen nicht gleich vermißten, waren erſt unruhig geworden, als ich beim Nachteſſen nicht erſchien. Nun ging Alles ans Suchen — mit Fackeln; d. h. mit aus dem großen Bivouacfeuer gezogenen Scheitern Holz. Die Battah's, die Menſchenfreſſer, die uns etwa dreißig an der Zahl auf den Berg begleitet hatten, liefen voran. — Man hätte die Freude dieſer Menſchen ſehen ſollen, als ſie mich wiederfanden; ſie zitterten und konnten nicht ſprechen. Ihre Angſt war groß geweſen, nicht wegen der wilden Thiere, denn ſie wiſſen recht gut, daß die ſich nicht auf ſolche Höhe begeben, ſondern wegen der vielen Teufel, Begus, die auf dem Berge hauſen; ein Battah geht nie allein auf dieſen Berg Looboe-Radja. Daß ich wohlbehalten wiedergefunden ſei, erklärten ſie ſo: die Teufel haben es nicht gewagt den Tuwan-beſaar (großen Herrn) anzupacken.

Von dieſen Battah's könnte ich viel erzählen, doch ich werde auch ein Buch mitbringen, worin ihre Sitten und ihre politiſche Haushaltung geſchildert iſt; — ein Beamter, der ein paar Jahre unter ihnen gelebt hat, hat es geſchrieben. Ich wiederhole jetzt nach eigener Beobachtung, man hat hier nicht Wilde nach dem gewöhnlichen Begriff, ſondern offenbar eine zurückgegangene Civiliſation vor ſich, die von den Hindus gegründet war. Was von religiöſen Gebräuchen übrig geblieben iſt, deutet darauf hin. Den politiſchen Zuſtand kann man kurz ſo auffaſſen: Es ſind kleine ariſtokratiſche Republiken mit einer Bundesverfaſſung. Obgleich alle arm und ungebildet ſind, beſteht ein ſtrenger Unterſchied der Stände, aber keine Kaſten. Kein öffentlicher Gottesdienſt, keine Tempel, keine Prieſter, aber Hausgötzen und Zauberer, die zugleich Aerzte und Wahrſager ſind. — Ich bringe einen Zauberſtock mit, auf dem unverkennbar die Bilder der Indiſchen Mythologie eingeſchnitten ſind: Durgo, Naga, Lingam ꝛc.

Die Rückreiſe von Tappanoeli nach Padang haben wir zu Schiffe gemacht, und kamen am 28. Juli wieder in Padang an, nach dem wir 47 Tage auf dieſer Reiſe durch das Innere von Sumatra, doch der Weſtküſte näher, zugebracht hatten. In Padang blieb ich beſchäftigt bis gegen den 10. Auguſt, ging dann zu Waſſer nach Benkoelen, und trat von da den letzten Theil dieſer Reiſe an, den Weg von Benkoelen nach Palembang, von der Weſtküſte nach der Oſtküſte, quer durch die Inſel. Dieſe Reiſe hatte eine romantiſche, d. h. abenteuerliche Seite, weil ich 12 Märſche durch einen Landſtrich gemacht habe, der ganz mit Wald bedeckt und von einem wilden, raubſüchtigen Volksſtamme, den Redjangs, bewohnt iſt. Ich hatte ein paar hundert Mann Escorte, die nicht überflüſſig ſein mochten. Alles iſt aber ohne große Beſchwerlichkeit, ohne eine Spur von Feindſeligkeit von Seiten der Redjangs abgelaufen.

An der Oſtküſte, in Palembang iſt Obriſtlieutenant de Kock Gouverneur, bei dem ich mich, wie in der Umgebung von Palembang mehrere Tage aufhielt; und Anfangs September war ich in Batavia zurück; ſehr befriedigt von meiner Reiſe nach Sumatra, wo es mir ſehr gut gefallen hat; doch hat mich dieſe Reiſe viel Geld gekoſtet, verhältnißmäßig viel mehr als die durch Java.

Die letzten Wochen in Batavia.

8. September bis 1. November 1846.

Den 15. October hatte ich meine Arbeit beendigt und den letzten Theil meines Rapports abgehen laſſen; die folgenden Tage wurden mit Vorbereitungen zur Abreiſe und mit Abſchiedsbeſuchen zugebracht.

Während dieſes meines letzten Aufenthalts in Batavia machte ich noch die Bekanntſchaft des jungen Grafen Karl Görtz, der

auf einer größeren Reiſe zu ſeinem Vergnügen und zu ſeiner Belehrung begriffen iſt; ebenſo die des Franzoſen Eugène Delessert, der mit Jenem in Gemeinſchaft reiſet.

In jeder Beziehung habe ich Urſache mit meinem Aufenthalt in Indien zufrieden zu ſein; und ich muß dankbar anerkennen, daß ich bei dieſer ganzen Unternehmung ſehr viel Glück gehabt habe; das größte Glück aber iſt, daß ich hoffen darf alle lieben, theuren Verwandten wieder zu finden. Nur das betrübt mich, daß ich einen meiner Begleiter, den Lieutenant George, zurücklaſſen muß, der an Dyſſenterie ſchwer erkrankt iſt, und ſobald er hergeſtellt iſt, direct nach Holland zurückkehren wird. Liſt wird Capitän und Adjudant des General-Gouverneurs Rochuſſen; dagegen wird außer Leclercq Herr van Aerſſen, früher Legations-Secretär in Brüſſel, der Herrn Rochuſſen nach Java begleitet hatte, nach Europa mit mir zurück kehren. Bis zum letzten Augenblicke ſind meine Dienſtverhältniſſe ſehr angenehm geweſen; der Gouverneur Rochuſſen behandelt mich mit Freundſchaft und Vertrauen. — Ich war vom 18. zum 22. October in Buitenzorg, um Abſchied zu nehmen.

24. October. Ich bin heute 52 Jahre alt geworden und bei dieſer Gelegenheit blicke ich mit großer Seelenruhe rückwärts und vorwärts. — Was das „rückwärts" betrifft, ſo halte ich es mit Leſſing's Spruch: „Viel zu grübeln was man Alles hätte thun können, iſt das Schlimmſte was man thun kann."

Bei dem „vorwärts" muß ich allerdings an Indien denken. Es wird mir wahrſcheinlich angeboten werden als Commandant der Armee dahin zurückzukehren, und für mich iſt es, ob ich annehme oder nicht, — wie die Dinge in Europa ſtehen, weſentlich eine Geldfrage; d. h. ob man mir ſolche Bedingungen macht, daß ich in 5 oder 6 Jahren ein unabhängiges hübſches Ver-

mögen erwerben kann. Wenn ich das thun kann, warum ſollte ich die Gelegenheit vorbeigehen laſſen?

Unabhängigkeit iſt conditio sine qua non um mit Anſtand eine politiſche Rolle zu ſpielen. Ich bin viel zu alt um dieſe noch zu ſuchen; wenn aber die Fata es ſo wollten, möchte ich wenigſtens freie Hände haben. Uebrigens werde ich die Wünſche der Eltern und Familie gewiß berückſichtigen; vor der Penſion erſchrecke ich gar nicht, — weit mehr vor einem ganz unbedeutenden Wirkungskreis (einer Sinecur) in Holland. An Beſchäftigung ſoll es mir nicht fehlen; ich freue mich darauf, zur Wiſſenſchaft und Litteratur zurückzukehren, die ich in den letzten Jahren ſo ſehr vernachläſſigen mußte, daß ich ein elender Nachzügler geworden bin.

Ich hoffe bei meiner Rückkehr einige Tage in Hornau zuzubringen, ehe ich nach dem Haag gehe, wo ich wahrſcheinlich ſo viel Beſchäftigung finden werde, daß ich nicht ſogleich wieder abkommen kann.

Meinem Diener Mathes Steyer aus Hornau habe ich heute ſeinen Abſchied gegeben; er kehrt in den nächſten Tagen mit dem Kauffahrteiſchiff Amboina (Capitän Laureus) nach Europa zurück, und wird alſo vor mir ankommen. Ich mußte den Mathes bei meiner Reiſe ins Innere von Java und nach Sumatra in Batavia zurücklaſſen; die Einſamkeit und Langeweile haben ihn verdorben. Er ließ ſich verleiten die Geſellſchaft von Unterofficieren und Muſikanten aufzuſuchen, und ſo iſt er in der letzten Zeit ein arger Trinker geworden, bis zum delirium tremens. Uebrigens habe ich keine Klage gegen ihn und er hat mir verſprochen ſich zu beſſern, worauf ich aber wenig baue. Man ſoll ihn in Hornau freundlich behandeln, aber ihn nicht in das Haus ziehen, denn ich nehme ihn gewiß nicht wieder. An Geld fehlt es ihm nicht; ich habe ihn gut bezahlt, und er hat etwas erſpart.

Ich habe noch einen Rhinoceros- und Tigerkopf zum Geſchenk erhalten, die ich an Mar abgehen laſſe; auch hat man mir ein Tapirfell verſprochen, das aber erſt von Sumatra kommen muß. Alle dieſe Sendungen ſind für Heinrich und Mar beſtimmt; ich will durchaus in den Naturalienkabinetten nicht paradiren, weder in natura noch durch meine Geſchenke. Solche Eitelkeiten gehören in S. Brandt's Narrenſchiff.

Reiſe von Batavia über Engliſch-Indien in die Heimath.

Gedenkbuch: **1846.** Batavia verlaſſen den 1. November; Singapore, Ceylon, Madras, Calcutta.

1847. Den 2. Januar Calcutta verlaſſen. Reiſe im Palankin über Benares, Allahabad, Lucknow, Agra, Delhi, Umballa, Lahore, Simla, Murut, Agra, Gwalior, Indore, Ajunta, Ellora, Aurungabad, Poona und Bombay. Gouverneur Mr. Clerk. Den 15. April Bombay verlaſſen. Aden, Cairo, Alexandrien. (Ibrahim Paſcha, der Niederländiſche Conſul Herr Schütz.) Den 26. Mai Alexandrien verlaſſen. Sira, Corfu, Trieſt, Venedig (Herzog von Bordeaux und Herzogin de Berry), Mailand, Splügen, Zürich, Baſel. Den 20. Juni in Hornau, den 30. Juni im Haag.

Den 1. November früh 7 Uhr begaben wir uns auf den Merapi, daſſelbe Dampfſchiff, auf dem ich nach Indien gekommen war. Die Officiere der Garniſon Batavia gaben mir das Geleite bis an den Boom, die Stelle am Hafen, wo man die Schaluppe beſteigt.

Um 5 Uhr Abends reiſen wir ab. Die Reiſe von Batavia nach Singapore mit dem Dampfſchiffe dauert gewöhnlich 74 bis 75 Stunden. Zu Muntok auf der Inſel Banka und bei Riouw an der Inſel Bintang, ſchon nahe Singapore, wird angehalten, um die Correſpondenz abzugeben.

Den 4. Abends kamen wir zu Singapore an und ſtiegen im London-Hotel ab. Es iſt gut und reinlich bei mäßigen Preiſen; man bezahlt 3 Spaniſche Matten, ohngefähr $7\frac{1}{2}$ Gulden täglich.

Den 5. Morgens machte ich Beſuch bei dem Gouverneur, Colonel Butterworth, der uns ſehr freundlich empfängt. Die Engliſchen Officiere in Garniſon machen mir den erſten Beſuch. Colonel Butterworth ſchlägt mir eine Spazierfahrt vor, wobei eine Converſation über die Colonialverhältniſſe in Oſtindien ſich entſpinnt. Der Umſatz auf Singapore beträgt jährlich 5 Millionen Pfd. Sterling. Noch immer wird viel gebaut; doch fürchtet man, daß Makaſſar — als Freihafen — Singapore den Boegineſiſchen Handel entziehen werde. Butterworth that mir Fragen über unſer Vertheidigungsſyſtem, und ob der Sitz des Gouvernements von Batavia nach dem Binnenlande verlegt werde? Was Ambrawa für uns bedeute? Singapore, das 1819 gegründet wurde, hat nun 17,000 Einwohner und iſt in ſtetem Zunehmen. Die Chineſen machen den größten Theil der Bevölkerung aus. Bei der Beſichtigung der Stadt am 6. November fällt mir, außer der Moſchee, der Chineſiſche Tempel auf, der ſchön iſt. Die Propaganda fidei, welche über ſehr viel Geld verfügt, baut eine neue Kirche; viele Chineſen werden zur katholiſchen Religion bekehrt.

Ich ſah das Hospital, das Seapoy-Regiment in Garniſon und das Detaſchement der Ceylon rifles.

Den 6. Abends war ich bei dem Gouverneur Butterworth zu Tiſch mit etwa 30 Perſonen: Officiere der Garniſon und von der Marine, die angeſehenſten Kaufleute und die fremden Conſuln; dazu ein halbes Dutzend Damen.

Auf der Rhede, die einen guten Ankergrund hat, liegt eine große Menge von Schiffen; die kleinen Prouwen mitgerechnet, wohl einige Hunderte. Die Toko's (Chineſiſche Kaufladen) in Singapore ſind nicht ſo gut verſehen wie die in Batavia.

Singapore hat keine Vertheidigung, nicht einmal ein Fort. Der Gouverneur Butterworth ſprach davon, er ſei in einiger Verlegenheit geweſen, was zu thun, als der Ausbruch eines Kriegs mit Amerika gedroht habe.

Den 7. um 12 Uhr schifften wir uns ein auf dem Englischen Dampfschiffe Lady Mary Wood; wir sind von Singapore bis Ceylon 10 Tage unterwegs geblieben, da wir Gegenwind und Gegenstrom hatten (Counter-Currants). Bei Poelo-pinang hielt das Dampfschiff einige Stunden an, so daß wir Zeit hatten, uns umzusehen. Diese Insel ist sehr gebirgig; St. Georgetown hat ein vierseitiges bastionirtes, revetirtes Fort, das die Rhede beherrscht. Die Garnison besteht aus der andern Hälfte des Madras-Seapoy-Regiments, wovon die eine Hälfte in Singapore liegt. Die Stadt ist häßlich und bietet dem Beschauer wenig Interesse.

Unsere weitere Fahrt führte uns dicht an der Nordwestspitze von Sumatra, Cap Atchin, vorbei; von da sahen wir bis Ceylon kein Land mehr.

Die Gesellschaft auf der Lady Mary Wood war angenehm und interessant, meistens Englische Officiere, die aus China zurückkehren, davon gern erzählen und einer neuen Bestimmung entgegen gehen. Die meisten klagen über Langeweile auf Hongkong. Auch ein Französischer Missionär, der père Gobet, war auf dem Schiffe; kein Gelehrter, aber ein recht wohlwollender, mittheilender Mann, der Vieles gesehen und erfahren; er hatte zehn Jahre in China, der Tatarei und in Tibet zugebracht. Merkwürdig war es mir, daß er sehr unbefangen und vorurtheilsfrei über Alles, selbst über religiöse Gegenstände, sprach, — bis auf eine Marotte, in der er befangen war; diese Marotte ist der Teufel! Er behauptet nämlich, der Teufel habe unter den Heiden viel mehr Macht als unter den Christen; in der Christenheit wage er kaum mehr sich sehen und spüren zu lassen; aber in China und in der Tatarei spuke er jeden Tag; und zum Beweise erzählte er eine Menge von Teufelsspuk, dem er theils vollen Glauben schenkt, theils ihn selbst erlebt haben will. So soll nach ihm der Teufel die Kunst besitzen, die Todten aufzu-

wecken und zum Schreck der Lebendigen ſpazieren zu führen. Er fügte bei, um dieſem Spuk zuvorzukommen, begraben die Chineſen ihre Todten ſehr ſchnell, und daher werden Viele lebendig begraben. Ich halte den Mann für unfähig abſichtlich zu lügen; man ſieht alſo, wie die Phantaſie ſelbſt ſonſt aufgeklärten Leuten mitſpielen kann.

Es wurde unter den Officieren viel über den Krieg mit den Sikhs geſprochen, den man als noch nicht beendigt anſieht. Einer dieſer Paſſagiere, Capitän Hill, iſt Auditeur in Nagpur und hat uns dahin eingeladen.

Montag Abends den 16. November kamen wir in Point de Galle unter einem Platzregen an, und ſtiegen im Hotel Mansion house ab, wo Görtz und Deleſſert Quartier für uns gemacht und der Erſtere einen Brief an mich zurückgelaſſen hatte, der durch die Güte des Herrn Dr. Ephraim Esq. noch an Bord der Lady Mary Wood an mich gelangte, und der für meinen Aufenthalt in Ceylon ſehr nützliche Winke enthielt.

Ceylon.

16. November bis 7. December 1846.

Point de Galle iſt ein großes, altes, Holländiſches Fort, ſehr unregelmäßig; doch wird es von den Engländern unterhalten. Nur 12 Stück Zwölfpfünder ſtehen in Batterie und beherrſchen die Einfahrt der Bucht, wo die Schiffe vor Anker kommen. Point de Galle iſt an ſich unbedeutend, nur die Ankunft der Dampfſchiffe giebt ihm Leben.

Auf Ceylon liegen 3 Regimenter, 2 Europäiſche und ein Malaiſches, die Ceylon-rifles. Der Stab der 3 Regimenter iſt in Colombo; Detaſchemente in Point de Galle, Kandy, Trinkomale und Nieuw-Aurelia (?), dieſe letzte eine Station im Gebirge, 6000 Fuß hoch.

Den 17. ſahen wir uns in Point de Galle um; ich erhielt die erſte Viſite von dem Commandanten Major Bonnor und von einigen Engliſchen Officieren.

Da wir 10 Tage wenigſtens auf Ceylon zu bleiben haben, in Erwartung des Dampfſchiffes, das uns nach Calcutta bringen wird, hatten wir Zeit zu einem Ausflug.

Den 18. nach Colombo (72 Engl. Meilen) mit der Mail-Coach; der Weg wird in 10 Stunden zurückgelegt; er iſt ſehr gut und läuft am Seeſtrande fort.

Die Ceyloneſen ſind ſchwärzer als die Malaien; ſehen, ungeachtet ihrer langen ſchwarzen Bärte, ſehr weibiſch aus, und haben durchaus jüdiſche Züge. Sie gehen faſt nackt; eine kurze Schürze, mit Gürtel um den Unterleib befeſtigt, welche die Blöße deckt, iſt ihr ganzer Anzug; die langen Haare tragen ſie wie die Frauen bei uns, mit Kämmen aufgeſteckt. Die Wohlhabenderen ſind weiß gekleidet. Man ſieht faſt keine Frauen.

In Colombo machte ich dem Gouverneur Sir Collin Campbell ſogleich eine Viſite; er iſt ein ſehr alter General, der ſchon alle Feldzüge in Spanien unter Wellington als Stabsofficier mitgemacht hat. Ich wurde zum Eſſen eingeladen; der General hat einen ſehr guten Franzöſiſchen Koch, ſo daß ich bei ihm das beſte Diner eingenommen habe, das mir ſeit 3 Jahren zu Theil geworden iſt. General Campbell trank ſehr herzlich die Geſundheit unſeres Königs, den er in Spanien gekannt hat.

Sowohl in Singapore als auf Ceylon iſt mir die Maſſe localer politiſcher Blätter von allen Farben aufgefallen. Auch in den Engliſchen Colonien herrſcht Preßfreiheit, und davon wird ohne Umſtände Gebrauch gemacht. Man genirt ſich nicht, die Maßregeln des Gouvernements durchzuhecheln. So fordert man jetzt auf Ceylon einen jüngeren*) Gouverneur, der kein Soldat,

*) Und doch hat Sir Collin Campbell noch vor Sebaſtopol rüſtig und tapfer gekämpft.

ſondern ein Geſchäftsmann ſei, und die Intereſſen der Pflanzer und des Handels begreife und zu Herzen nehme. Dies Gouvernement der Colonie dürfe nicht länger als eine Verſorgungsanſtalt für abgelebte Soldaten angeſehen werden.

Den 19. von Colombo nach Candy, 72 Meilen; der Weg durch das Gebirge iſt unvergleichlich ſchön. Das Gebirge iſt zwar nicht ſehr hoch, aber ſteil und mit ſcharfen Conturen; die ſchroffen Wände und Felsmaſſen von Gneiß bilden ſehr romantiſche Landſchaften; der Weg durch den Gebirgspaß iſt ſehr gut angelegt und wird mit Sorgfalt unterhalten.

Unterwegs ſahen wir Zelte aufgeſchlagen, da ein Regiment auf dem Marſche iſt von Candy nach Colombo. Auch begegneten wir einigen mit Elephanten beſpannten Bagagewagen, die einen ſehr ſonderbaren Anblick geben. Die Elephantenwagen werden auch zum Straßenbau verwendet. An der Straße ſteht eine Denkſäule zu Ehren des Ingenieurs, der dieſelbe gebaut hat und kurz vor der Beendigung, von Ermüdung aufgerieben, geſtorben iſt. Candy hat eine außerordentlich ſchöne Lage in einem Gebirgskeſſel; es erinnert ein wenig an Baden-Baden; doch hat es einige große Teiche, die man faſt See nennen kann, vor Baden voraus; das Hotel iſt ziemlich gut.

Wir beſahen die Merkwürdigkeiten und machten einige recht angenehme Bekanntſchaften.

Die Merkwürdigkeiten ſind: der botaniſche Garten unter der Aufſicht des Doctor Gardiner, der eine Reiſebeſchreibung durch Braſilien herausgegeben hat. Der Garten iſt ſehr reich und wohl unterhalten; er kann mit dem von Buitenzorg wetteifern. Die Höhe ſeiner Lage iſt 1700 Fuß über der Meeresfläche und die gemittelte Temperatur 75 bis 78° Fahrenheit.

Dann der Palaſt der Könige von Candy, der unterhalten wird und als Gouvernementsgebäude und Gefängniß dient. Er enthält auch den berühmten Buddhatempel, wo der Zahn des

Buddha als Reliquie aufbewahrt wird. Das Innere dieſes Tempels gleicht alten katholiſchen Kapellen; beſonders fielen mir einige Gemälde auf, die an die altdeutſche Schule erinnern. Bisher hatte ich nur Statuen von Buddha geſehen, und ſo war es mir unerklärt geblieben, was eine gewiſſe Spitze in triangulärer Form bedeute, die er auf dem Haupte trägt; ich hielt es für einen Kopfputz. Auf den gemalten Bildern wird es deutlich, daß es eine Flamme iſt, die aus dem Kopfe hervorſtrahlt; ein Gegenſtück zu unſerm Heiligenſchein oder zur Sonne, die das Haupt des Chriſtus umgiebt. Das Gewand Buddha's iſt immer gelb, die Stola roth. Auch alle Buddha-Prieſter tragen eine gelbe Toga, ihr Haupthaar iſt geſchoren; ſie tragen keinen Bart.

Der Zahn des Buddha wird in einer Menge von in einander paſſenden goldnen Kapſeln bewahrt und nur einmal im Jahre gezeigt und in Prozeſſion herumgetragen. Bei dieſer Prozeſſion figuriren auch weiße, heilige Elephanten, die ſich von ſelbſt auf die Kniee werfen, wenn der Zahn des Buddha vorbeigetragen wird. Es beſteht große Aehnlichkeit der Buddhiſtiſchen Lehren mit denen des Chriſtenthums; mehrere der zehn Gebote ſind wörtlich dieſelben; doch haben auch die Buddhiſten viele Klugheitsregeln, welche den Lehren des Chriſtenthums feind ſind, wie z. B. Alles bei ihnen Mißtrauen gegen die Frauen athmet.

Eine kleine Stunde von Candy iſt noch ein Buddha-Tempel, oder vielmehr eine Grotte in den Gneißfelſen gehauen; darin iſt eine koloſſale Statue des Buddha, liegend, ausgehauen; ſie iſt wenigſtens 36 Fuß lang und bemalt, in gelbem Gewande.

In beiden Tempeln ſieht man eine Menge kleiner Statuen des Buddha, von Gold, von Silber, von Holz, auch von Kryſtall, meiſtens von 6 Zoll bis 1 Fuß hoch; es ſind Weihgeſchenke.

Ich habe die Bekanntſchaft des Ingenieur-Oberſten Filpot gemacht, eines ſehr artigen, freundlichen Mannes, der lange in Canada gedient hat. Zum Frühſtück bei ihm eingeladen, fand

ich eine ſehr liebenswürdige Familie, darunter eine ſehr hübſche Tochter, und mehrere Engliſche Officiere der Garniſon.

Unſere Reiſe würde vom herrlichſten Wetter begünſtigt. Den 21. und 22. fuhren wir von Candy über Colombo nach Point de Galle zurück; das Hotel hier iſt gut, der Preis 4 Pfund die Woche, der Bordeaux (Clairet) koſtet 6 Schillinge die Flaſche. Der Zuſammenfluß der Fremden auf Point de Galle iſt ſehr groß; hier kommen an die Leute aus Calcutta, Singapore, China, Java, Bombay, Scinde (Indus) und Aegypten; hier erhält man die neueſten Nachrichten aus Europa. Ueberhaupt ſind die vielen intereſſanten Bekanntſchaften, die man auf einer ſolchen Reiſe macht, ebenſo viel werth als das, was man ſieht. So habe ich auf Colombo den Herrn Colvin getroffen, einen Secretär des Engliſchen Generalgouverneurs in Calcutta; er ſagte mir auch, man habe für mich einen Reiſeplan in Bereitſchaft, dem zufolge ich von Calcutta über Benares, Lukuow, Delhi nach Simla am Fuße des Himalaya gehen würde. In Simla iſt der Generalgouverneur Lord Hardinge, der ſich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen dort aufhalten muß, um in der Nähe des Pundjab und der Sikhs zu ſein, wo man neue Verwicklungen fürchtet.

Es war mir intereſſant in Point de Galle mit einem Corſikaner zuſammenzutreffen, einem alten Officier der Franzöſiſchen Armee Napoleons. Dieſer Corſikaner hat am Sutledj die Artillerie der Sikhs commandirt; er iſt ein ziemlich roher, ungehobelter Kerl, aber er erzählt gern und läßt ſeinem Haß gegen die Engländer freien Lauf.

Die Armee der Sikhs war ſeiner Angabe nach am Sutledj an 100,000 Mann ſtark, wohl geübt und mit Allem wohl verſehen. Die Artillerie ſoll in 250 Stücken beſtanden haben, die theils in Lahore, theils in Ispahan gegoſſen waren, doch Zwölfpfünder ihr leichteſtes Kaliber; die Cavallerie 25,000 Mann ſtark. Mein Corſikaner behauptet, am erſten Tage der Schlacht

wären die Sikhs auf dem Punkte gewesen zu siegen; und dann würden sie bis nach Calcutta unaufgehalten vorgedrungen sein und die Engländer aus Indien verjagt haben; es seien fünf Europäische Officiere in hoher Stellung bei den Sikhs gewesen: ein Franzose, General Mouton, habe die Infanterie; ein Deutscher, Schulz, die Cavallerie; er, der Corsikaner, die Artillerie; ein Spanier, Alcantara, das Genie commandirt. Das Commando war in Französischer Sprache, und das Französische Reglement wurde gefolgt. Die Häupter der Sikhs seien ohne militärisches Talent.

Der Corsikaner bewundert die Tapferkeit der Engländer; — nicht durch gute Dispositionen, sondern durch die Aufopferung der Europäischen Soldaten hätten sie den Sieg errungen. Besonders lobt er zwei Englische Cavallerie-Regimenter, Lanciers und Dragoner, die unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer die Linie der Sikhs durchbrochen hätten.

In Point de Galle habe ich auch noch einige Parsis-Feueranbeter kennen gelernt; es sind Kaufleute, die von Bombay nach China gehen; ich werde diese Classe in Bombay näher kennen lernen.

Den 23. wohnte ich dem Exercieren von zwei Compagnien Ceylon-rifles bei; es sind Malaien, und man hat ihnen eine bessere militärische Haltung beigebracht als wir unsern Javanen; sie marschieren sehr gut und sind auch im Tirailliren wohlgeübt. Das erste Glied fällt im Carrée und Klumpen noch auf die Knie. Die Kleidung ist ganz die der Europäischen Rifles, also dem Klima nicht angemessen. Doch davon hier genug.

Gestern (27. November) sind einige Englische Officiere von einer Elephantenjagd zurückgekommen, die 14 Tage gedauert hat, und wobei 20 Elephanten erlegt wurden. Wäre ich gewiß gewesen, so viele Zeit bis zur Ankunft des Schiffs, mit dem ich

weiter reiſe, übrig zu haben, ſo würde ich es mir nicht haben nehmen laſſen, dieſe Expedition mitzumachen.

Ceylon producirt den beſten Zimmt, guten Kaffee, Zucker und Kokosnuß-Oel. Der Reis gedeiht ſchlecht und das Erzeugniß davon iſt nicht hinreichend für die Conſumtion, ſo daß eine bedeutende Maſſe vom Indiſchen Continent eingeführt werden muß.

Die Revenüen beſtehen im Zehnten aller Produkte, in der Douane, die ſehr hoch iſt, und in dem Araks-Pacht. Die Einnahme übertrifft die Ausgaben, ſo daß einige Engliſche Regimenter von dem Ueberſchuß der Einnahmen bezahlt werden.

Bei dem großen Zuſammenfluß von Fremden lebt man hier in einer Babyloniſchen Sprachverwirrung: Holländiſch, Portugieſiſch, Engliſch, Deutſch, Franzöſiſch, Malaiſch, Hindoſtaniſch und Ceyloneſiſch, auch wohl Chineſiſch, — hört man ſtündlich, — und ich habe dabei dieſe Menſchen vor Augen, die Neger nicht zu vergeſſen und die Perſer, — Alle in ihrer nationalen Kleidung. Auf dem Dampfſchiffe Lady Mary Wood waren auch Abyſſiniſche Matroſen. Portugieſen, die ſich zuerſt auf Ceylon niederließen, und die noch die Portugieſiſche Sprache beibehalten haben, gehören zu den Einwohnern. Dieſe Portugieſen allein haben ſich hier ganz acclimatiſirt und mit eingebornen Frauen zahlreiche Nachkommenſchaft hinterlaſſen; die Nachkommen (Halfcast) der Holländer und Engländer ſterben aus, oder verlieren ſich in der eingebornen Bevölkerung; d. h. der Malaiſche oder Ceyloneſiſche Typus erhält das Uebergewicht.

Die Zeit bis zu der Ankunft des Dampfſchiffs brachte ich außer dem Allen zu mit Erledigung meiner rückſtändigen Correſpondenz mit Lectüre in der öffentlichen Bibliothek, die auch für Fremde offen iſt, und mit Excurſionen in der nähern Umgegend, wo noch manche intereſſante Buddhiſtiſche Tempel beſucht wurden. Auf der Bibliothek las ich in den Reviews meiſt Indica und militäriſche Aufſätze.

Wir lebten viel in Gesellschaft der Englischen Officiere und diese und wir fêtirten uns gegenseitig durch belebte Diners. Die Engländer sind sehr artig und zuvorkommend, wenigstens hier in ihren Colonien.

Endlich, am 7. December, kommt das Dampfschiff von Suez an, nachdem schon die Besorgniß hier entstanden war, es müsse ihm ein Unglück widerfahren sein. Zehn Tage über die gewöhnliche Zeit hatten wir darauf gewartet. Es war im Kanal (rothen Meer) ein Rad an der Maschine gebrochen, so daß man zurückkehren und ein anderes Schiff nehmen mußte *).

*) Zu der erwähnten rückständigen Correspondenz gehörte auch ein Brief von mir, den Fritz wohl noch auf Sumatra erhalten hatte. Ich habe ihm nicht oft nach Indien geschrieben, aber von Zeit zu Zeit über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland Bericht erstattet, in soweit mir in meiner Isolirung in Monsheim der Stoff zugänglich war. Doch datirte wohl jener letzte Brief aus der Zeit, in der ich durch mancherlei Anregung dem öffentlichen Leben wieder näher gerückt wurde. Es war das die Zeit des überall wieder erstarkenden Nationalbewußtseins, und in Preußen, nach dem Stillstandsjahr von 1844, die Zeit der erstarkenden Opposition gegen die Regierungspolitik, des entschiedeneren Verlangens nach Reichsständen, das sich in zahlreichen städtischen Petitionen an die Provinzial-Landtage aussprach, und dem endlich die Berufung des vereinigten Landtags auf den 11. April 1847 einigermaßen entsprach. Es war das auch die Zeit, die das Bedürfniß erzeugte, dem das Programm der Deutschen Zeitung bald darauf den Ausdruck verlieh:

„Bereit und reif sein", nannte ein großer Dichter das Ein und Alles der sittlichen Vollendung; es ist auch das Ein und Alles der politischen ꝛc."

„Bei dem mannichfachen Regiment, in das wir uns theilen, bei den ganz verschiedenen Stufen und Gesichtskreisen politischer Bildung in Deutschland werden mit den üblichen Wörtern von Position und Opposition, von Liberalismus und Conservalismus, von Fortschritt und Reaction so verschiedenartige Begriffe verbunden, daß es auf alle Weise rathsamer erscheint, lieber gleich das bestimmte Ziel zu nennen, *nach dem* man geht, als die Truppe, *mit der* man geht."

Was ich nun, an solche Ideen wohl anknüpfend, meinem Bruder geschrieben, das weiß ich nicht mehr; mein Brief ist nicht erhalten; es geht aber zum Theil aus seiner Antwort hervor, obgleich ich Ursache habe, ein Mißverständniß zu vermuthen; denn damals konnte es meine Absicht nicht sein, daß die Nothwendigkeit einer Trennung der Wege Oesterreichs und Preußens bei der inneren Entwicklung und Gestaltung Deutschlands zur Pa-

role gegeben werde. Die Lage und das Bedürfniß des Augenblicks wurde vielmehr bald in dem Programm der Deutſchen Zeitung, womit ich einverſtanden war, ſo bezeichnet:

„Seitdem Oeſterreich ſeine früheren Uebergriffe und ſelbſt viele Handhaben ſeines mächtigen Einfluſſes in Deutſchland mit freiwilliger Entſagung aufgegeben hat, ſeit Preußen eine weſentlich ganz Deutſche Macht geworden iſt und durch die uneigennützige Gründung des Zollvereins den Dank der Nation verdient hat, ſeit Bayern in patriotiſcher Haltung voranſchreitet, ſeitdem muß alle unſere Hoffnung darauf ſtehen und all' unſer Streben darauf ausgehen, für alle Zukunft Eintracht und Einigung über jedes innere Zerwürfniß erhaben zu ſtellen. — Ein Land und Volk fühlt ſich als Ganzes, in Eintracht und Einheit, vorzugsweiſe nur dem Auslande gegenüber ꝛc."

Wie dem aber auch ſei, die Antwort meines Bruders Fritz iſt bedeutſam und für ſeine eignen damaligen Anſchauungen charakteriſtiſch genug, um hier mitgetheilt zu werden:

Fritz an Heinrich.

Point de Galle auf Ceylon, den 17. Novbr. 1846.

Beſter Heinrich, es liegt mir ſchwer auf dem Herzen, daß ich gegen Dich ſo ſehr im Rückſtand bin; Du mußt Dir die Schuld ſelbſt zuſchreiben, denn Deine Briefe waren von ſo bedeutendem Inhalt und über manche Punkte ſo ausführlich, daß ich mich ſchämte oberflächlich darauf zu antworten, und zur gründlichen Beſprechung fehlte mir zwar nicht die Zeit, aber doch die Geiſtesruhe. Auch heute werde ich das Wichtigſte nur berühren. ....

Vom Vater habe ich ununterbrochen 60 Nummern Briefe erhalten, und ſtets freue ich mich über die Friſche ſeines Geiſtes und die warme Theilnahme an Allem. Wie ſehr erhöht das die Freude des Wiederſehens, wie werde ich der Vorſehung danken, wenn ich nach dreijähriger Abweſenheit alle Lieben wiederfinde! — Max ſchreibt nicht oft, aber immer ſehr intereſſante und gutgedachte Briefe. Auch über die religiöſen Fragen ſpricht er ſehr verſtändig, wiewohl er darin gar zu ſehr befangen iſt, — ich will damit ſagen, daß es ihn viel zu ſehr beſchäftigt. Ich habe vielleicht darin kein richtiges Urtheil, denn ich geſtehe, daß mich die religiöſe Bewegung in ihrer heutigen Geſtalt anekelt. Die Katholiken — ich meine die extremen — wollen uns die Grüfte des Mittelalters wieder öffnen; die extremen Proteſtanten regaliren mit den ſcharfen Gaſen ihrer chemiſchen Laboratorien. — Bei der Abreiſe aus Batavia ſuchte ich nach Lectüre auf dem Dampfſchiffe. Herders Stimmen der Völker fielen mir in die Hände, — die Paramythieen und Legenden, darin ſein Aufſatz über die Legende. Das weht an wie Frühlingsluft, und in demſelben Deutſchland ſchimpft man ſich 40 Jahre nachher bei Gelegenheit des heiligen Rocks. Doch will ich mich bei dieſem Gegenſtande nicht länger aufhalten; da ich nicht ſehr orthodox, ſondern ſehr tolerant bin, habe ich kein Recht mit den Orthodoxen und ihren Antipoden zu ſtreiten; ich behaupte nur, daß man

über alle dieſe Fragen in neuerer Zeit nichts Neues geſagt hat, und daß das Alte vor 40 Jahren viel beſſer geſagt worden iſt. ....

Du haſt mir Deine Anſichten über allgemeine Deutſche Politik mitgetheilt; beſonders in Beziehung auf Oeſterreich und Preußen. Ich geſtehe, daß ich nicht mit Dir übereinſtimme; hier ſind meine Gründe: Ich muß zugeben, daß eine ſolche momentane Trennung bei der politiſchen Entwickelung ſich als eine Nothwendigkeit aufdringen kann; es iſt aber beſſer, dies abzuwarten, als es im Voraus auszuſprechen; theils weil es an ſich unerwünſcht iſt, theils weil es viele Gemüther — beſonders die katholiſche Partei — entfremden wird. Mir ſcheint die Hauptſache, daß ſich die politiſche Einheit immer mehr, nicht blos als ein patriotiſcher oder poetiſcher Wunſch, ſondern als eine praktiſche Nothwendigkeit, als ein Bedürfniß herausſtellt; daß die Oppoſition in allen Kammern und in allen Staaten zu dieſem Zweck in Uebereinſtimmung, planmäßig, gleichzeitig wirkt. Wie die Einheit erreicht wird, wer kann das vorausſagen? Es iſt möglich, daß die kleinen Regierungen zur Einſicht kommen, es ſei beſſer für ſie, in einem großen Bundesſtaate wirklich Etwas zu ſein und zu gelten, als, bei dem Schein und bei der Eitelkeit auf die eingebildete Souveränetät, doch in der That von den großen Mächten nur als Spielball gebraucht zu werden. Man muß dieſe Möglichkeit vorausſetzen, wie gering auch die Wahrſcheinlichkeit ſein mag. Kommt es anders, — d. h. zum compelle intrare, — dann ſcheint es mir eine Thorheit prophezeien zu wollen, wie die Dinge ſich geſtalten werden. Ich führe das nicht weiter aus; ich meine keine Entwickelung weitausſehender Theorien, ſondern zuerſt praktiſch machen, das Bedürfniß gleichmäßiger übereinſtimmender Geſetzgebung und Verwaltung, das Bedürfniß gemeinſamer Organe, wodurch die Winkel-Souveränetät ſchon in Breſche gelegt wäre.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie ſehr ich wünſche Dich wieder in politiſcher Thätigkeit zu ſehen. Wenn auch für den Augenblick wenig zu thun oder zu erreichen iſt, ſo iſt es doch gut in der Uebung zu bleiben und mit tüchtigen Leuten in engerer und dauernder Berührung zu ſtehen. Ich weiß recht gut, daß Du dies nicht vernachläſſigſt; aber die nächſte Umgebung von Monsheim iſt doch arm an geiſtiger Unterhaltung. Deine Wahl zum Präſidenten des Landwirthſchaftlichen Vereins in Rheinheſſen, und die Art wie ſich die öffentliche Meinung dabei ausgeſprochen hat, war ein Triumph für mich; auch durch Max habe ich gehört, wie ſehr Dein Anſehen im Steigen iſt; an Deiner Wahl zum Landtage iſt alſo wohl nicht zu zweifeln.

Ich lebe ſeit 14 Tagen ganz in der Engliſchen Welt, und die Geſellſchaft der Engländer iſt eine wahre Erholung für mich. Die Holländer gehen kaum aus dem engen Kreis ihrer Ideen heraus, und wer ſie nöthigen will herauszugehen, gilt ihnen für einen Narren oder Betrüger.

Man glaubt an einen neuen Krieg mit den Sikhs, oder wenigſtens an einen neuen Kampf, der ſich ſchnell entſcheiden wird. Das iſt ſehr anlockend, und ich hätte wohl Luſt wieder einmal ſchießen zu hören. Du weißt, geſunde

und lebensluſtige Leute gehen gern in's Feuer. Im Haag kann ich das wohl verantworten, wenn es nicht zu lange dauert. Es wäre aber Unrecht, die Aeltern mit ſolchem Plan zu beunruhigen; dieſe müſſen es nicht eher erfahren, als bis der Spaß vorbei iſt. Die ganze Sache iſt aber noch ſehr ungewiß.

Fahrt von Point de Galle auf Ceylon nach Calcutta.

Vom 7. bis 15. December 1846.

Den 7. December Abends fuhren wir mit dem Dampfſchiffe Hindoſtanee ab. Das Schiff war voll von Reiſenden, beſonders vielen Damen, die gewöhnlich in dieſer Jahreszeit aus England kommen, weil man gern im Winter in Calcutta ſeine Entrée macht, ſowohl weil es dann dort ſehr geſund, als weil es die Epoche der Vergnügungen iſt. Die Beau Mónde kommt dann vom Lande in die Stadt.

Die intereſſanteſten Perſonen waren: Herr Colvin, Reſident (political agent) in Nepaul, und beſonders Herr Fenn Clerk, früher politieal agent in Agra und bei den Sikhs, nun Rath von Indien und ſehr einflußreicher Mann. Sonſt noch Capitän Ferguſon mit ſeiner ſehr gebildeten liebenswürdigen Frau, einer Schottländerin, und Major King, Commandeur eines Cavallerieregiments, ſehr artiger Mann, der viel in Deutſchland geweſen iſt, gut Deutſch ſpricht und ſich gern an uns anſchloß.

Eine Menge Miſſes, meiſtens Töchter Engliſcher Officiere und Beamten, die, in Indien geboren, mit 7 oder 8 Jahren nach England geſchickt werden, um vor den den Europäiſchen Kindern dieſes Alters verderblichen Einflüſſen des Klima's bewahrt zu bleiben und ihre Erziehung zu erhalten, und die dann mit 17 und 18 Jahren nach Indien zurückkehren. Sie erinnern ſich meiſtens ihrer Aeltern nicht mehr; es iſt eine neue Bekanntſchaft, die ſie zu machen haben. Einige dieſer jungen Damen waren recht hübſch, alle artig und geneigt Bekanntſchaften zu machen und zu plaudern.

Donnerstag Abends den 9. kamen wir auf der Rhede vor Madras an, wo das Dampfschiff gewöhnlich nur 8 bis 10 Stunden bleibt, gerade so lange als nöthig ist, um Passagiere und Briefe ein- und auszuladen und die Kohlenprovision anzufüllen. Hier in Madras nahmen wir unsere alten Bekannten von Batavia her, den Grafen Görtz und Eugène Delessert, die uns vorangeeilt waren, an Bord des Hindostance auf.

Ich benutzte die kurze Zeit, um am 10. Morgens Madras zu sehen. Die Merkwürdigkeiten sind: der Surf, d. h. die dort gefährliche Brandung; die Catimarans, Floße von drei Balken, womit die Eingebornen, 1 oder 2 auf einem Catimaran, der Brandung trotzen; die Reiter-Statue des Sir Thomas Munroe und die des Lord Cornwallis; das Hotel des Gouverneurs; die Hindutempel. In dem Fort sah ich außer den Festungswerken noch das Arsenal und Hospital. Bei den Hindutempeln werden ungeheure Wagen aufbewahrt, auf denen man, von Elephanten gezogen, die Götzen bei gewissen Festen in Prozession herumführt. In das Innerste der Tempel wird man auch um vieles Geld nicht eingelassen. Alles das ist von den Touristen beschrieben, so daß ich mich nicht weiter dabei aufhalte. Das Merkwürdigste für mich war eben, die eigentlich Indische Bevölkerung zum ersten Male in ihrem Thun und Treiben zu sehen; die Kasten und verschiedenen Secten nach ihrer Bezeichnung, die auf die Stirne geschrieben ist.

Calcutta.

Aufenthalt daselbst vom 15. December bis 2. Januar 1847.

Den 15. December kamen wir Nachmittags um 3 Uhr in Calcutta an, wo Herr Delessert durch den Französischen Consul Herrn Valette Quartier in Spence's Hotel für mich hatte bestellen lassen, eine Vorsicht, die in dieser Jahreszeit sehr nützlich ist.

Den 16. December traf ich Anordnungen und Einrichtungen

für den Aufenthalt und meldete mich bei Sir Herbert Maddock, dem Gouverneur von Bengalen, ſchriftlich an. Dieſem machte ich dann den 17. meinen Beſuch, ebenſo den Räthen von Indien: Millet, General Pollok, dem Helden von Afghaniſtan, Cameron, dem Lord-Biſhop; chief justice Sir Lawrence Peel, Deputy justice Herrn Clerk; und Colvin. Sir Herbert Maddock war ſehr artig, verſprach alle Unterſtützung für meine Zwecke: die militäriſchen Inſtitutionen von Engliſch-Indien kennen zu lernen, und bedankte ſich förmlich für die Hülfe, welche man auf Java dem aus China zurückkehrenden 98. Regiment geleiſtet hatte.

Mr. Colvin hat die Beſtimmung nach Tenaſſerim erhalten und muß in wenigen Tagen abreiſen. Abends excellentes Diner in dem Landhauſe des Sir Herbert Maddock (auch er hat einen Franzöſiſchen Koch), — a small party; nur Miß Maddock, zwei Adjudanten, der eine mit ſeiner Frau, Herr Clerk und Graf Nicolay, ein Franzöſiſcher Reiſender, waren anweſend; die Unterhaltung ſehr belebt und intereſſant. Ich bemerke, daß ich bei Sir Herbert Maddock ein für alle Mal eingeladen bin, wenn ich keine andern Engagements habe. Bei ihm habe ich die erſte Hukah geraucht; man muß im Anfang vorſichtig rauchen, denn die Compoſition iſt ſehr ſtark, nur zur Hälfte Tabak, der durch Roſenwaſſer eingeſaugt wird.

Den 18. December bin ich mit dem 98. Regiment, Colonel Campbell, Morgens 4 Uhr ausmarſchirt und habe auf dieſem Marſch meine militäriſchen Aufzeichnungen bereichert. Dann war an dieſem Tage public dinner von 72 Perſonen im Gouvernements-Hauſe; Abends hat Herr Clerk bei uns zugebracht und beim Thee mit uns geplaudert. Ich vergaß zu bemerken, daß ich den Tag nach der Ankunft in Calcutta mit einer Menge Briefe von zu Hauſe*), bis zu Anfang October gehend und nur gute

*) Bei der angetretenen Rückreiſe des Bruders nach Europa treten Euro-

Nachrichten enthaltend, erfreut worden bin, welche poste restante auf mich gewartet hatten.

---

päiſche und Deutſche Zuſtände wieder in den Vordergrund, und ſo finde hier ein politiſcher Bericht des Vaters ſeinen Platz, den Fritz in Calcutta vorfand.

Vater an den Fritz.

Hornau, den 28. Juli 1846.

Endlich, mein Theurer, ſind ſeit dem 25. die Nummern 36 und 37 in meinen Händen, bis zum 15. Mai; es fehlt alſo keine. Du biſt noch auf Sumatra, und bis dieſe Zeilen ankommen, längſt von da zurückgekehrt. ....

Männer, mit denen ich in Beziehungen ſtehe, die in der Lage ſind den Zuſammenhang der Europäiſchen Dinge zu ſehen und zu beurtheilen, ſehen ſchwarz und beſorgt und auf gar Vieles verächtlich herab.

Doch das Noviſſimum, was Deutſchland in Bewegung ſetzte, und die nächſten Folgen haben wird, — iſt die Holſteiniſche Frage und der ſogenannte offne Brief des Däniſchen Königs, womit er ſeine Monarchie für untheilbar erklärt. Darüber iſt Hallo überall, — in Holſtein, Schleswig — in den ſtändiſchen Verſammlungen. Am Bundestag wird das vorkommen und man kann nicht vorſehen, wohin das führen wird. Einſtweilen mehrt es gewaltig den Gährungsſtoff. Was mich betrifft, ſo vermeine ich, daß der König, der weder närriſch noch dumm iſt, den auffallenden Schritt nicht würde gethan haben, wenn er ſich der großen Kabinette nicht im Voraus verſichert gehabt hätte, — Preußen wohl ausgenommen. Dabei wird für das Haus Holſtein-Auguſtenburg ein Tauſch im Viſier ſein. Genug, rüſte dich zunächſt und zumeiſt davon in Europa, vielleicht ſchon in Aſien oder in Alexandrien zu hören.

Alsdann Preußen und Oeſterreich! Wenn man jene Herren hört, ſo ſind beide Monarchien in wahrer Auflöſung begriffen. Wahr iſt es, das dominirende Gefühl iſt Geringſchätzung. Die Vorgänge in Galizien ſind ſehr tragiſcher Art und haben den unterſten Ständen das böſeſte Beiſpiel gegeben; wenigſtens mit nicht zu beſchönigender Connivenz der Oeſterreichiſchen Beamtenwelt, angefangen bei dem Höchſten, den man nun heimgeſchickt hat. Dazu Metternich — gealtert — und Niemand im Hintergrund, auf den man die Augen werfen könnte!

Und Preußen mit ſeiner Irreſolution, die Du täglich ſelbſt in der Allg. Zeitung lieſeſt. Niemand traut auf ſein Wort; doch glauben Alle, daß irgend ein Conſtitutionsformular der Verkündigung ganz nahe ſei. Oder Aufruhr, da oder dort. Kurz, dem Anſchein nach war Deutſchland ſeit 1813 bis 1815 nie in größerer Aufregung. Doch ſetze ich hinzu, mehr in der Litteratur als in der Wirklichkeit. — Geringer noch iſt der Bundestag geſchätzt. Täglich wird Münch in Frankfurt erwartet; aber wenn ich gut unterrichtet bin, nur mit zwei Gegenſtänden und Umfragen beauftragt: 1) der Zuſtand der Preſſe; 2) die Frage, in wie fern die Deutſchkatholiken zu dem Communismus in naher Beziehung ſtehen. Wie bald Oldenburg dort offiziell gegen Dänemark und den offenen Brief auftreten wird, — ſteht dahin.

Den 19. December fuhr ich mit der Gouvernementsjacht nach Barrackpore, in Begleitung des Capitän Lang, military secretary des Gouverneurs. Barrackpore, 15 Engliſche Meilen von Calcutta, iſt der Landſitz des Gouverneurs; die Fahrt dahin, welche herrliche Anſichten und Ausſichten bietet, geſchieht auf dem Hoogly, dem Arm des Ganges, an dem Calcutta liegt, und der als beſonders heilig verehrt wird. Der Park von Barrackpore, in welchem wir des Abend uns ergingen, iſt ſehr ſchön und reich an Pflanzen, aber es iſt nicht die günſtigſte Jahreszeit um ſie in Blüthe zu ſehen. Eine Menagerie in einer künſtlichen Ruine enthält viele ſchöne und ſeltene Vögel, auch eine Giraffe, ein Känguruh oder Beutelthier, Strauße, Kaſuar, Schildkröten, Tiger, Bären, ꝛc. . . Barrackpore iſt das Lager der Sepoys, für ſechs Bataillone eingerichtet; ſie wohnen in Lehmhütten, die wie Zeltgaſſen angelegt ſind. Vor der Front hat jede Compagnie ein Waffenmagazin, wo Gewehre und Munition bewahrt werden. Diner mit dem Gouverneur Sir Herbert Maddock und Herrn Clerk, die uns nachgekommen waren.

Der 20. war ein Sountag. Morgens ging ich im Lager von Barrackpore herum und ſah die Einrichtung.

Dicht dabei iſt ein Elephantenſtall, der etwa 30 Elephanten, zum Commiſſariat gehörig, enthält, einige von ungeheurer Größe. Ein großer Elephant trägt 15 bis 20 Centner. Die Elephanten werden ſehr alt; vor 20 Jahren ſind ſie nicht brauchbar, aber dann dauern ſie auch 20 bis 30 Jahre; ſie ſind vielen Krankheiten unterworfen und bedürfen guter Pflege.

Abends fuhr ich mit Herrn Clerk über den Hoogly nach Serampore, der ehemals Däniſchen Beſitzung, die vor zwei Jahren an die Engliſch-Oſtindiſche Compagnie verkauft worden iſt. Wir beſahen die Stadt und einige Tempel des Koli (Durga).

Den 21. fuhr ich nach Dumdum, dem großen Artillerie-Etabliſſement; die angeſagten Uebungen konnten nicht ſtatt finden,

weil Regenwetter eingetreten war. Der Brigadier Shaw empfing uns; er hat eine Javaniſche Frau, halfcast, die ſich freute ein wenig Malaiſch mit mir ſprechen zu können. Wir ſahen das Arſenal, die Schlaghütchenfabrik, die Modellkammer, dann dicht dabei in Koſſipore die große Kanonengießerei. Alles iſt da in ſehr großem Maaßſtabe vereinigt, — Gießerei ſowohl für Metall- als eiſernes Geſchütz, — die Bohrerei, Schmieden, Wagenmacherei ꝛc. Das Etabliſſement liefert das Geſchütz für alle drei Präſidentſchaften Indiens. Alles nur militäriſch Bemerkenswerthe habe ich zu meinen Zwecken in einem eignen Notizbuche aufgezeichnet.

Den 22. fuhren wir von Barrackpore, wo ich ſehr angenehme Tage verlebt habe, nach Calcutta zurück bei ſehr ſchlechtem Wetter. Ich machte Einkäufe in einer Buchhandlung, die ich wohl verſehen fand. Abends war ich zum Diner geladen bei Herrn Cameron, Rath von Indien (legal adviser); er hat eine ſehr artige Frau, die gut Franzöſiſch ſpricht. Es ſoll dieß das eleganteſte und am meiſten beſuchte Haus in Calcutta ſein; die Geſellſchaft, die da vereinigt war, entſprach dem ſehr, es waren darunter viele hübſche und artige Damen, darunter eine Miſtreß Mackenzie, die lange in Dresden gewohnt hat und ſehr gut Deutſch ſpricht; Miſtreß Melvil, ſchön und ausgezeichnete Klavierſpielerin. Miſtreß Cameron iſt ſo mit Lord Hardinge liirt, daß er ihr von Feroziſchah am Abend der Schlacht einen Bericht geſchrieben hat; ſie correſpondirt auch mit Herſchell; in ihrem Album ſind viele Gedichte „to fair Julia;“ ſie ſagte mir darüber: the brave are always generous and gallant.

Sir Herbert Maddock ſprechen von der Abſicht, eine Eiſenbahn von Calcutta nach Delhi anzulegen; die Diſtanz iſt bei 1000 Engliſche Meilen; die Koſten ſind auf 15 bis 20 Millionen Pfund Sterling berechnet. Da die Ströme in der Regenzeit ungeheuer anſchwellen, müßten die Brücken mit Rückſicht darauf conſtruirt und das Niveau ſehr hoch gegriffen werden. — Sir

Herbert ſagt, die jetzige Finanzverlegenheit (die Kriege) haben den Bau verzögert, aber ehe 10 Jahre verlaufen ſeien, werde das Werk, wo nicht beendigt, doch ſchon ſehr gefördert ſein. Die Anlage einer Poſtſtraße hat auch Schwierigkeiten, weil in dem alluvialen Boden Steine fehlen. —

Herr Clerk iſt ſehr für Engliſche Coloniſation in Indien, — d. h. daß Engländer, gegen eine jährliche Recognition an die Zemindars, Land erhalten. Sie müſſen aber dazu einiges Capital mitbringen und blos die Aufſicht führen; denn der Europäer kann in Indien nicht ſelbſt Feldarbeit verrichten, auch nicht in den höher liegenden nordweſtlichen Diſtrikten. Herr Clerk ſagt, er habe es bei Umballa mit Vielen verſucht, aber es ſei nur mit Wenigen gelungen; die Luſt und Sucht in kurzer Zeit reich zu werden und dann wieder nach England zurückzukehren, ſei zu groß und allgemein; Niemand wolle ſich fixiren. Gefahr ſieht er in ſolchen Etabliſſements nicht, wenn nur hinreichend überwacht und die inländiſche Bevölkerung vor Bedrückung geſchützt werde. Doch ſind die Meinungen darüber getheilt.

Herr Cameron ſprach über die Einführung einer Engliſch-Indiſchen allgemeinen Civil- und Criminalgeſetzgebung; die Arbeit iſt beendigt und publicirt, aber noch nicht als Geſetz promulgirt. Herr Cameron übergab mir ſpäter dieſe Vorarbeiten, die ich Herrn Wichers in Batavia beſtimme. Viele fürchten Schwierigkeit in der Ausführung; wenigſtens ſind die Meinungen getheilt, ſowohl im Council in Calcutta als bei der Court of directors in Leadenhall-Street. Cameron — als Juriſt — theilt dieſe Befürchtungen nicht. Die größte Schwierigkeit ſei die Ueberſetzung in die fremde Sprache und Sprachen: d. h. ganz aequivalente Ausdrücke zu finden, und was als authentiſcher Text anzuſehen ſei?

Den 23. December ſahen wir: 1) das Mesmeric-Hoſpital, das Dr. Easdale errichtet hat. Anfangs fand dieſer von Seiten des ärztlichen Perſonals großen Widerſtand; ſein Triumph iſt,

daß er an Leidenden, die er durch magnetiſchen Schlaf fühllos gemacht hat, mit dem beſten Erfolg die ſchwierigſten Operationen vollzieht. Die günſtigen Reſultate haben bewirkt, daß es ihm zugeſtanden worden iſt ein Mesmeric-Hoſpital zu errichten, worin meiſtens arme Hindu operirt werden. Die merkwürdigſten Operationen ſind die der Elephantiasis scroti, eine Krankheit, welche dieſem Klima eigen iſt. Das Scrotum wächſt zu einem Auswuchs, der oft mehr als 100 Pfund wiegt und alle Säfte abſorbirt. Die ſchwierige Operation gelingt meiſtens, aber viele Operirte ſterben nach Wochen oder Monaten an ſchleichendem Fieber. — Die Operation iſt ganz ſchmerzlos, die Patienten erwachen niemals während derſelben, ſie werden weder gehalteu noch gebunden. — In dieſem Hoſpital ſah ich einen Brauminen, der als Assistent Surgeon fungirt; er iſt ein Zögling des medical college for natives.

Dann ſahen wir die Münze, ein ſehr großes Etabliſſement. Die Façade bietet dem Auge eine Joniſche Säulenordnung; Colonel Forbes, der der Münze vorſteht, hat das Gebäude vor 17 Jahren erbaut und die ganze Maſchinerie aufgeſtellt; ſie iſt muſterhaft und gilt für eine der beſten der Welt. Col. Forbes hatte die Gefälligkeit uns Alles im Detail zu zeigen und zu erklären. Das Silber, welches hier gemünzt wird, kommt meiſtens aus China und enthält 3 Procent Gold; die Scheidung geſchieht durch den galvaniſchen Apparat, der ſehr im Großen dargeſtellt iſt.

In dieſer Münze ſind, ſeit ſie beſteht, 17 Millionen Stücke Münze geſchlagen worden. Alle Arbeit wird durch Hindu's verrichtet; ich ſah nur ſehr wenige Europäer; außer dem Col. Forbes einen Factor, welcher als Essayeur dient, und einige Maſchiniſten.

Ich machte dem General-Advokaten Herrn Colvile einen Beſuch und ſpeiſte Abends bei Sir Herbert Maddock, in deſſen Landhaus Allipore; blos der Secretary of finances und die Adjudanten waren gegenwärtig. Die Converſation war intereſſant,

Zuerſt ſagte Sir Herbert: Ich wollte Ihren Conſul einladen, aber ich habe gehört, daß Sie keinen hier haben. Dann von dem Javaniſchen Handel: früher habe bedeutender Handel zwiſchen Batavia und Calcutta beſtanden, der wenigſtens 15 Schiffe beſchäftigte; nun ſei dieſer Handel ganz vernichtet; man ſehe faſt nie ein Holländiſches Schiff in Calcutta, und die Engliſchen Kaufleute und Capitäns beklagten ſich, daß die exorbitanten Abgaben ihnen den Handel mit Java unmöglich machten. Sie behaupten, man erlaſſe den Holländiſchen Schiffen die Abgaben, während die Engliſchen die doppelte Abgabe bezahlen müßten. Dies ſei gegen den Vertrag von 1824, worin feſtgeſtellt ſei, daß die Abgaben für auf Engliſchen Schiffen eingeführte Waaren nicht mehr als das Doppelte der Abgabe betragen dürften, welche von Niederländiſchen Schiffen erhoben werden. Das Engliſche Gouvernement könne dies nicht dulden, es habe ſich ſchon früher darüber beklagt, und man ſei genöthigt geweſen, neuerlich wieder ſehr dringende Vorſtellungen deßwegen zu machen.

Sir Herbert hält Sumatra für ſehr ungeſund, und dies für ein Hinderniß ſeines colonialen Aufblühens; das ſei wenigſtens der Fall mit der Nordweſtküſte, nach dem Berichte der Natives von Malakka und Poelo Pinang, welche ſehr abgeneigt ſich zeigten dort ſich niederzulaſſen; doch ſei der Handel zwiſchen Malakka, Poelo Pinang, Singapoere und dieſer Nordweſtküſte von Sumatra nicht unbedeutend; aber die Polizei der native Chiefs ſehr ſchlecht.

Er ſprach von allgemeiner Politik und der Gefahr eines allgemeinen Kriegs bei dem Tode Louis Philipps; dabei ſagte er: es ſei ihm keine politiſche Combination im Falle eines allgemeinen Kriegs denkbar, wobei Niederlands Intereſſe nicht mit dem Engliſchen und Deutſchen Hand in Hand gehe. Er äußerte ferner: der Lärm, welchen man bei der Heirath des Herzogs von Montpenſier erhoben habe, ſei stuf (einfältig); die Sache liege zu ferne, und ſelbſt die Vereinigung der beiden Kronen Frankreich

und Spanien würde Frankreich nur ſchwächen; die Spanier würden Franzöſiſchen Einfluß nicht lange dulden.

Der Communication der Overland Mail über Trieſt redete er ſehr das Wort; ſie ſei vorzuziehen als kürzer und unter gegebenen Umſtänden ſicherer; die einzige Schwierigkeit: die Paſſage der Tyroler Alpen während der drei Wintermonate; doch auch dieſe Schwierigkeit werde in Kurzem gehoben ſein, wenn die Eiſenbahn in Contiguität vom Rhein nach Wien und von Wien nach Trieſt hergeſtellt ſei; alsdann könne man ſich während der drei Wintermonate dieſer Eiſenbahn bedienen. Er beklagt, daß der Engliſche Einfluß in Egypten durch den Franzöſiſchen überwogen werde; die Franzoſen haben es dahin gebracht, daß Ali Paſcha den Bau eines Kanals oder einer Eiſenbahn nach dem rothen Meere nicht duldet. Die Affaire von Acre habe den Paſcha gegen England aufgebracht. —

Sir Herbert erkundigte ſich angelegentlich nach dem Könige; er würde ſich ſehr glücklich ſchätzen ſeine Befehle zu erhalten, wenn er mit einigen Merkwürdigkeiten, es ſei für die botaniſchen Gärten oder die Menagerie des Königs, dienen könne.

Ich vergaß zu bemerken, daß mir überall, auch wenn ich nicht in Uniform bin, in den öffentlichen Etabliſſements die militäriſchen Honneurs erwieſen werden; in Dumdum Salutſchüſſe, die ich nicht gezählt habe; in der Münze trat die Wache ins Gewehr; die Höflichkeit der Autoritäten iſt über alle Erwartung groß.

Den 24. December Morgens Beſuche gemacht; zuerſt bei Herrn Clerk, der eben ſeine Ernennung zum Gouverneur von Bombay erhalten hatte, und ſich darauf freute uns dort zu empfangen; dann bei den Colonels Forbes und Cheape, um die Beſichtigung der Merkwürdigkeiten zu verabreden.

Mit Herrn Cameron ſind wir in das Medical college gegangen, wo Inländer zu Aerzten gebildet werden. Ich ſah dieſe Schule im größten Detail; die gedruckten Reglemente und die

jährlichen Berichte wurden mir mitgetheilt, die ich nach Holland ſende, um auf eine ähnliche Einrichtung für Java*) anzubringen, welcher die Engliſche in Calcutta zum Vorbild dienen kann. Auch machte ich dort die Bekanntſchaft des Braminen, welcher zuerſt unter dieſen ſich zur anatomiſchen Section entſchloſſen hatte; während doch das Seciren der Leichen ihren religiöſen Vorſchriften zuwider iſt.

In dieſem Medical college ſah ich Werke über Anatomie in beiden Sprachen neben einander gedruckt. Ich berührte gegen Herrn Cameron die Frage, ob es zweckmäßig ſei, die Inländer mit den Europäiſchen Sprachen und ihrer Literatur bekannt zu machen; eine Frage, die auf Java ſehr controvers iſt. Herr Cameron ſagte mir, auch in Engliſch-Indien ſeien die Meinungen darüber getheilt; fügte aber hinzu: er halte es ganz unbedingt für zweckmäßig, die Engliſche Sprache in Indien zu verbreiten; die Erfahrung habe gelehrt, daß dies nicht blos die Aufklärung und Bildung befördere und nationale Vorurtheile verſcheuche, ſondern auch daß Inländer, welche Europäiſche Bildung erhalten hätten, ſich enger an das Engliſche Gouvernement anſchlöſſen, und gewiß diejenigen ſeien, die im Falle eines Aufſtandes ſich am treueſten und ergebenſten erweiſen würden.

Beſonders zweckmäßig ſcheint mir die Einrichtung, Eingeborne als chirurgiſche Gehülfen heranzubilden; es ſind meiſtens Söhne von Soldaten (Sepoys), die in einem 3jährigen Curſus ſo viel lernen, daß ſie als gewöhnliche Feldſcherer die einfachſten chirurgiſchen Operationen verrichten können. Sie ſind die Handlanger der Aerzte; die Ausgebildeteren werden aber auch wohl commandirt, kleinen Militär-Detaſchements ſelbſtſtändig als Chirurgen zu dienen; ſie haben blos den Rang als Unterofficiere und ſtehen unter militäriſcher Disciplin.

*) Darüber liegt ein eingehender Brief an meinen Bruder vor von Dr. Fromm in Batavia, dirigirendem Geſundheitsofficier daſelbſt, d. d. 20. September 1847.

Abends bin ich auf dem Corso spazieren gefahren, und nach dem Essen im Hotel habe ich in dem Hause eines reichen Persers dem (muselmännischen) Moharrem-Feste beigewohnt, wobei ich die würdevolle Höflichkeit und Gastfreiheit der Orientalen bewundern konnte; ich war in dem Hause ganz fremd, und trat ein mit dem großen Haufen, für den es an diesem Tage offen stand. Die Söhne empfingen mich, brachten mir einen Stuhl, besprengten mich mit Rosenwasser, riefen ihren blinden Vater, um mich zu bewillkommnen. In dem dicht gedrängten Haufen von allen Classen herrschte Anstand und Ordnung. Nicht blos die ausdrucksvollen Physiognomien, auch die verschiedenen Costüme und die geschmackvolle Drapirung durch Mäntel und Turbane zog unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Es war zugleich der Christabend. An diesem besuchten wir auch einige illuminirte Conditoreien, wo Eis und Backwerk für die Europäische Bevölkerung feilgeboten wird.

Den 25., den ersten Weihnachtstag, ging ich mit Major King in die Kirche. Der Bischof predigte; er ist ein schlechter Redner, und was er sagte, war ziemlich intolerant, ja fanatisch; losziehend gegen Personen, als z. B. Lord Byron. Das ewige Verlesen des Glaubens und der Litanei ist sehr langweilig. Ich machte dann einen Besuch bei G. Schöne, einem Deutschen (Hamburger) Kaufmann, bei dem Graf Görtz wohnt; des Nachmittags fuhren wir nach dem botanischen Garten und speisten bei dem Französischen Consul Herrn Valette, mit Görtz, Nicolay und Delessert. Dieser sagte dabei: die kleinen Französischen Colonien seien eine große Last für Frankreich, und Schuld, daß die ganze Bevölkerung Frankreichs Zucker und Kaffee theurer bezahlen müßte, blos um ein paar Pflanzer zu protegiren.

Den 26. Morgens früh wohnte ich den Pferderennen (Races) mit Major King bei, und ging dann mit Colonel Forbes in das Museum der Asiatic Society. Viele Alterthümer aus Java

ſind da aufgeſtellt, und überhaupt mehr Buddhiſtiſche als Braminiſche Denkmale. Das Local iſt dunkel und Alles ſteht durch einander. Das Naturalieneabinet iſt reich an Indiſcher Fauna.

Am 26. Abends habe ich die Säule beſtiegen, von der man eine umfaſſende Ausſicht über Calcutta hat. Calcutta iſt eine der ſchönſten Städte in der Welt; ſchöne Gebäude; der Ganges mit einem Wald von Maſten; der ſchöne Himmel; die Europäiſche und Hindu-Bevölkerung auf den Straßen gemiſcht; ſchöne Equipagen, prächtige Arabiſche Pferde fallen auf ꝛc. — es fehlt nichts als das Talent und die Geduld zu Beſchreibungen. Aber Calcutta iſt ganz neu, ſo daß von Hindu-Architektur und Alterthümern hier nichts zu finden iſt.

Abends bei dem Gouverneur zur Tafel; zahlreiche Damengeſellſchaft. Nach dem Eſſen mache ich mit ihm eine Partie Whiſt, wobei die Hukah geraucht wird.

Oberſt Forbes ſagte mir heute, es würden Experimente im Großen über das Cotton-Gunpowder (Schießbaumwolle) des Profeſſors Schönbein gemacht; die erſten Proben ſind ſehr günſtig ausgefallen, und es iſt ſchon ernſtlich die Rede davon, die Fabrikation des gewöhnlichen Pulvers in den Pulvermühlen Indiens zu ſiſtiren. Ich kann kaum glauben, daß es ſchon ſo weit gekommen ſei.

Heute hat Capt. Lang für uns den dawk, d. h. die Tragbahren-Poſt bis Delhi beſtellt; in einem Palankin (Sänfte), in der man aufrecht ſitzen kann, wird man, je nach der Schwere des Palankin, von 4 oder 6 Männern getragen, die, immer 12 für jeden Palankin, auf Stationen regelmäßig abgelöſt werden; 6 und 6 löſen ſich zwiſchen den Stationen alle paar Minuten unmerklich ab. Man kann ſo in 24 Stunden ſiebenzig bis achtzig Engliſche Meilen zurücklegen. Von hier nach Simla ſind 1200 Engliſche Meilen oder etwa 400 Stunden.

Den 27., Sonntags, bin ich Morgens mit Graf Görtz nochmals in das Muſeum der Asiatic society gegangen, um die Collection of drawings von Colonel Mackenzie zu beſichtigen. Ein Hindu, der als Unterbibliothekar angeſtellt iſt, zeigte uns Alles. Ich habe eine Converſation mit ihm angeknüpft, woraus Folgendes hervorging: Die Braminen ſind gar nicht entgegen, daß Engliſche Sprache und Engliſche Wiſſenſchaft verbreitet werde; ſo haben ſie ſich dem Medical College und den Sectionen nicht widerſetzt; aber ſie ſind aufgebracht über die Bekehrungsverſuche (conversions), die freilich bei den Hindu's eher Eingang finden als bei den aufgeklärteren Muhammedanern. Ich ſprach mit dieſem Manne über ſeine Religion und ließ mir einzelne Partien ſeiner Mythologie erklären. Die Hindus nehmen eben die Avatars und andern Abſurditäten als ihre Glaubensartikel an, über die man nicht grübeln müſſe. Sie betrachten ihre Religion als die ihnen vom Schickſal beſtimmte Form des Gottesdienſtes, als ihr Eigenthum, ihre Sitte, ihre Geſchichte und Nationalität, die ſie andern aufzudringen weder Beruf noch Verpflichtung fühlen, — aber ſich nicht nehmen laſſen wollen.

Anders verhält es ſich mit den Muhammedanern, die Haß gegen Chriſten nähren. Während des letzten Kriegs mit den Sikhs war die Furcht und die Spannung zwiſchen den verſchiedenen Nationalitäten und Religionsbekennern ſehr groß, und erſtreckte ſich bis nach Calcutta. Auch von anderer Seite habe ich gehört, daß Hindu und Muhammedaner damals ſchon die Köpfe erhoben und es nicht an bedrohlichen Aeußerungen fehlen ließen, z. B. den Europäern auf der Straße und in den Kaufläden ſchon weniger ehrerbietig begegneten.

Früher hatte mir Herr Clerk geſagt: Große Gefahren und auswärtige Kriege haben wir für Indien nicht mehr zu fürchten; die einzige Gefahr, welche die ſtete Aufmerkſamkeit des Gouvernements erheiſcht, kommt von den Muhammedanern, bei welchen

viel mehr Fanatismus herrſcht und beſonders größerer Zuſammenhang beſteht, als bei den Hindu's. Er hat die Ueberzeugung, daß unter den Muhammedanern über den ganzen Orient eine ſchleichende Conſpiration gegen die Chriſten oder Europäer beſtehe, und daß ſie ihr Heil von der in Europa überhand nehmenden Demagogie erwarten, wodurch die Europäiſchen Regierungen geſchwächt werden würden.

Uebrigens höre ich hier, daß bei den Sikhs Alles ruhig, und vorauszuſehen iſt, daß es wenigſtens in den erſten paar Monaten ſo bleiben wird. Während ich auf Ceylon war, lautete es anders.

Abends ging ich zu Fuß durch die Straßen, wo die Muhammedaniſche Bevölkerung noch fort das Moharremfeſt begeht. In den Straßen ſind Zelte und Boutiquen aufgeſchlagen, wo Eßwaaren und Backwerk verkauft werden. Auch Fechterkünſte und Jongleriеen werden auf den Straßen gezeigt, wobei zwei Dinge den Europäern auffallen müſſen: zunächſt die Ruhe, Ordnung und Stille, welche bei allem Gedränge unter dem Volke herrſcht; kein Laut wird gehört, kein Streit; Polizeidiener ſind nicht zahlreich und ſcheinen nichts zu thun zu haben; dann, daß auch nicht ein Weib zu ſehen iſt, weder alt noch jung; man kann auch bei Tage Stunden lang durch die Straßen gehen, ohne einer Frau zu begegnen, und ſieht man ja eine, ſo iſt ihr Geſicht verhüllt. Dieſe Verhüllung des Geſichts der Frauen, während ſo manches Andere dem Beſchauer ohne Anſtand preisgegeben wird, iſt ſehr ſonderbar. Auf den Straßen bin ich ſchon vielen, zum Theil ekelhaften Fakirs und Sunyaſſis begegnet; die Erſteren ſind Muhammedaniſche, die Anderen Braminiſche Bettelmönche oder Fanatiker.

Den 28. habe ich mit Colonel Cheape das Fort William, das Arſenal, die Kaſerne ꝛc. geſehen, und dann mit ihm das tiffin (ſo wird das zweite Frühſtück, Lunch, hier genannt), eingenommen. Die Citadelle, ein Siebeneck in Vauban'ſcher Manier,

mit Faussebraye, oreillons ꝛc. würde etwa eine Beſatzung von 6 bis 7000 Mann erfordern.

Den 29. Morgens bin ich wieder bei den Pferderennen geweſen; habe dann mit Capitän Lang die military orphan-institution beſichtigt; — Abends Corſo, dann Diner bei Herrn Colvile, dem juge avocat, einem Neffen des ehemaligen General-Gouverneurs Lord Aukland. Bei Herrn Colvile war die Geſellſchaft ſehr angenehm; außer ſeinen ſehr artigen Schweſtern, — Miſſ Ferguſon, Miſſ Jackſon, die ſehr ſchön ſingt und Klavier ſpielt.

Vom 28. habe ich vergeſſen zu bemerken, daß wir Abends die Nautch-girls ſahen; fünf Tänzerinnen (Hindu), die von den Naugings in Java ſehr verſchieden ſind, ſowohl was Kleidung als was Tanz betrifft. Die Kleidung iſt anſtändig; dabei haben ſie Ringe und Flittergold in Naſe und Ohren. Der Tanz iſt Anfangs decent, endigt aber mit einer Bewegung der Hüften, mit der ſie einem bis auf den Leib rücken. Die Sache iſt wohl ſchon mehr beſchrieben. Auch einige junge Hindus, die zur young India gehören, waren dabei. Dieſe young India hat Europäiſche Sitten angenommen, ſoviel es geſchehen kann ohne die Kaſte zu verlieren. Nachdem wir dem Tanz eine Stunde zugeſehen hatten, verließen wir das Haus, die Hindus aber blieben die ganze Nacht, und was ſie getrieben haben, kann ich nicht vermelden.

Den 30. Morgens früh fuhren wir auf dem Hoogly nach dem Bishop's College, wo uns Prof. the reverend Mr. Withers empfing und die Honneurs machte. Ein ſchönes Gebäude und koſtbare Anſtalt für katholiſche Erziehung; es hat aber nur wenige Zöglinge, weil Eltern, wenn ſie einmal ſo bedeutende Koſten auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden können, und auch aus Geſundheitsrückſichten, es vorziehen, ſie nach Europa zu ſchicken. Die Bibliothek des Bishop's College iſt nicht bedeutend. Die Lage am Hoogly und der Park ſind ſchön. Herr Withers theilte

uns mit, daß ein neuer Planet entdeckt sei. — Wir kehrten zurück, kauften einige Soldatenzelte, um in Batavia als Modell zu dienen, und machten mit Capitän Lang und dem Bankier Cockerill unsere Geschäfte für die Abreise.

Abends speisten wir in Allipoer bei Sir Herbert Maddock, in zahlreicher Gesellschaft: Mr. Clerk, Mr. Ferguson, ein Mr. Gough und seine Frau, — Neveu des commandirenden Generals, Herr und Frau Gorstins, die Familie Lang und die übrigen Adjudanten waren zugegen. Ich machte nach dem Essen meine Partie Whist mit Sir Herbert und rauchte seine Hukah.

Den 31. bin ich mit Grafen Nicolay zu dem katholischen Erzbischof gefahren, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Es ist zu lang, die Veranlassung zu erzählen, aus der dieser mir ein ungeschickt laudatorisches Artikelchen in einer Calcutta'er Zeitung gewidmet hat, worin vorkommt, daß ich ihn gebeten habe, meine Familie in sein Gebet einzuschließen; wenn aber die Leute vielleicht glauben, ich sei auf dem Punkte in die Fußstapfen des Mar zu treten, so will ich diese Meinung dahin berichtigen, daß ich in der Domkirche, in der Moschee und in der Pagode ohngefähr dieselben ehrerbietigen Empfindungen hege.

Der Erzbischof, ein sehr freundlicher und aufgeklärter Mann, der die Jesuiten von hier wegbugsirt hat, zeigte uns seine Kirchen, Klöster, Waisenhäuser und Institute. In dem Nonnenkloster ist ein Pensionat für junge Frauenzimmer, wo auch viele protestantische Kinder erzogen werden; es herrscht da die größte Ordnung und Reinlichkeit. — Er hat hier viele Kirchen erbaut, wozu ihm große Summen zum Theil von Muhammedanern und Hindu-Babu's dargereicht worden sind. Der Erzbischof scheint in großem Ansehen bei den Eingebornen zu stehen; einer der reichsten Babu's hat von ihm für seinen einzigen Sohn einen Geistlichen als Erzieher verlangt, nicht um den Sohn zum Christen zu machen, sondern zum Unterricht und zur moralischen Erziehung.

Abends war großer Sylveſterball im Gouvernementshauſe; ich habe meine Abſchiedsbeſuche begonnen.

Den 1. Januar 1847 verabſchiedete ich mich von Sir Herbert Maddock, bei dem ich mit Comte Nicolai den Abend in Allipoer ſpeiſte; am 2. beſuchte ich noch das Hindu-College, die Townhall und das Haus eines Babu's und rüſtete mich zur Abreiſe. In artiger Geſellſchaft, in der ich mich an dieſem Tage befand, lag auf meinem Tiſche ein Kupferſtich nach Overbeck. Er ſtellte ein bejahrtes Paar vor, Vater und Mutter, die mit Sehnſucht aus dem Fenſter eines alten Schloſſes in die weite Ferne ſehen; darunter in Gothiſcher Schrift ein Vers aus dem Buch Tobias: „Ich weiß, daß mein Vater und meine Mutter die Tage und Stunden zählen, bis ich wieder kehre.“ — Es mahnte mich.

Meine Vorliebe für die Engländer als Nation und als Individuen wächſt mit jedem Tage; man wird zur Anerkenntniß genöthigt, daß großartige Verhältniſſe die Seele und den Geiſt erweitern. Die intereſſanten Bekanntſchaften, welche ich mache, ſchlage ich höher an als die vielen Merkwürdigkeiten, welche ich ſehe.

Benares. Allahabad. Lucknow.

Vom 2. bis 18. Januar 1847.

Am 2. Januar 1847 habe ich Calcutta, im Palankin reiſend, verlaſſen; wir machen regelmäßig 3½ Engliſche Meilen in der Stunde. Nachdem wir in der erſten herrlichen Mondſcheinnacht den Hoogly paſſirt ſind, kommen wir den 3. und 4. durch eine einförmige, angebaute Fläche, den 5. und 6. durch Hügelland. Wir begegnen die beiden letzten Tage verſchiedenen Caravanenzügen mit Kameelen und Wagen; auch paſſirten wir eine Stelle, wo man mit Wegbauarbeiten beſchäftigt war, und wo ich Frauen unter den Arbeitern bemerkte. Männer wie Frauen tragen die Erde in Körben, wie das auch auf Java geſchieht.

In der Nacht vom 6. auf den 7. paſſirten wir den Soneſluß und frühſtückten den 7. in Saſſeram. Hier intereſſante Gruppen von Braminen. Die Geldwechſeler bieten Muſcheln (Cowries) an, die ſtatt Scheidemünze dienen.

Den erſten eigentlichen Halt machten wir in Benares, wo wir den 8. ankamen. Die einzige Klage, die ich bei dieſer Reiſe habe, iſt die, daß es zu ſchnell geht, ſo daß ich alles Merkwürdige mehr verſchlinge als genieße. Der Hauptgrund dieſer Eile iſt, daß man wegen der drückenden Hitze in Indien nach dem Monat März oder ſpäteſtens April nicht mehr reiſen kann; der ganze Reiſeplan mußte alſo ſo eingerichtet werden, daß wir vor dem 15. April Bombay erreichen.

Wir ſind in Benares bei Major Carpenter, dem Gouvernementsagenten oder Präfecten, abgeſtiegen, einem ſehr artigen, freundlichen, mittheilenden jungen Mann. Um Benares zu beſchreiben, müßte ich viele Blätter füllen; aber Emma Roberts, Scenes and Characteristics of Hindostan, hat das ſtatt meiner gethan; dieſe vortreffliche Schilderung, die ich in Allem bewährt gefunden habe, erſetzt, was in meinem Bericht vermißt werden wird. Auch L'Inde anglaise en 1843, par Ed. Warren, ancien officier au service de S. M. B. dans l'Inde, — iſt zu empfehlen. Benares iſt für die Hindus die heilige Stadt, in gewiſſer Beziehung der Centralpunkt ihres Gottesdienſtes. Shiva Mahadeva unter dem Symbol des Linga iſt der Gegenſtand der Verehrung. Die Hindutempel ſind hier nicht ſehr groß, und die Bauart ſchwerfällig. Schön und leicht ſind dagegen die Muhammedaniſchen Moſcheen, beſonders die große Moſchee, welche Aurengzeb an den Ufern des Ganges mitten unter den Hindutempeln gebaut hat. Die Straßen ſind ſo eng und überbaut, daß ein Wagen nicht durch kann; wir ſind immer auf Elephanten geritten; gewöhnlich konnte ich mit meinen Händen beide Häuſerreihen rechts und links zugleich berühren. — Ich habe alſo in Benares den 8., 9. und 10. zugebracht

und geſehen: die Stadt, die Hindutempel, das alte Hinduobſervatorium, einen Jaintempel, die Moſcheen, die Ghats (Treppen, welche zu dem Fluſſe führen), die Bazars, das Blindenaſylum und Dispenſary, wo mich der Aſſiſtent-Doctor ſogleich für einen Deutſchen erkannte; die Caſernen, von den Engliſchen Truppen ein Regiment Sepoys exercirend; die Engliſchen Truppen, die Artillerie-Practice im Polygon von Sultanpore; endlich habe ich einen ſchönen Caſchmir-Shawl gekauft.

Den 10. Abends verließen wir Benares und kamen den 11. in Allahabad an, wo ein ſehr gutes Hotel iſt, ſo daß ich nicht genöthigt war die Gaſtfreiheit anzuſprechen, die übrigens in Indien niemals vermißt wird. In dieſem Hotel fanden wir angenehme Geſellſchaft, — Officiere der Engliſchen Armee, junge und alte, die aber Alle etwas mitgemacht haben im Kriege gegen die Afghanen und die Sikhs. Capitän Haynes und Colonel Anderſon ſind unſere Führer. — Allahabad hat eine bedeutende Citadelle, welche Kaiſer Akbar gebaut und die Engländer noch mehr verſtärkt haben; ſie liegt am Zuſammenfluſſe der Djumna mit dem Ganges. Bei den Hindus iſt der Zuſammenfluß zweier Ströme immer eine heilige Stelle; Allahabad iſt aber beſonders heilig, und alle zwölf Jahre iſt hier eine Pilgerfahrt, welche Hunderttauſende aus allen Gegenden Indiens herbeiführt. Nun wiederfuhr mir das Glück, gerade zu dieſer Pilgerfahrt in Allahabad einzutreffen, es war das merkwürdigſte Schauſpiel, das ich in meinem Leben geſehen habe, und ich bedauere, daß ich mich auf die Beſchreibung deſſelben nicht eingehender einlaſſen kann.

Die Straßen, gefüllt mit Carawanen von Pilgern, zu Fuß, zu Pferd, in Wagen, auf Kameelen und Elephanten, alle in ihren Nationaltrachten, die in den verſchiedenen Theilen von Indien ſo verſchieden ſind, obgleich die weiße Toga von Baumwolle vorherrſcht. Die Männer gehen zu dieſer Pilgerfahrt meiſtens

bewaffnet; Weiber, die man in Indien ſonſt ſelten auf der Straße begegnet, fehlen bei dieſer Gelegenheit auch nicht; doch die meiſten ſitzen verſchleiert auf den Wagen.

Die Gegend von Allahabad iſt eine Ebene. Der Ganges und die Djumna haben ſehr flache Ufer, die im Regen-Mouſſon weithin überſchwemmt ſind, in der trocknen Jahreszeit aber einen breiten Strand bilden, der ganz aus weißem glänzendem Sand beſteht, der ſich aus der Ferne wie Schnee ausnimmt. Auf dieſer Sandfläche zu beiden Seiten der Flüſſe ſind nun hundert Tauſende von Pilgern in Zelten und Hütten gelagert, die für dieſen Zweck errichtet werden. Lange und breite Straßen ſind zu beiden Seiten beſetzt mit Kramladen; denn mit dem religiöſen Feſte iſt eine Meſſe verbunden. Koſtbarkeiten ſieht man da wenige, denn es iſt Gebrauch in Indien, daß Waaren von Werth, als: Shawls, Perlen, Edelſteine und Geſchmeide, nicht öffentlich ausgelegt, ſondern der Sicherheit wegen verborgen gehalten werden. Die Kaufleute, bei welchen ſolche Reichthümer zu finden ſind, gehen meiſtens ärmlich gekleidet. Was man auf dieſer Meſſe ausgekramt ſieht, hat Viel von einem Deutſchen Weihnachtsjahrmarkt, alſo: Flitterſtaat, Kinderſpielzeug, wenn auch nicht Nürnberger Waaren, doch daran mahnend; Roſenkränze für die Pilger, Götzenbilder, d. h. das ganze Hindu-Pantheon in Meſſing, in Holz, in Bildern; die nöthigſten Kleidungsſtücke, Hukahs d. h. indiſche Pfeifen mit langen Schlangenröhren; dann Backwerk, Garküchen, Barbierbuden; Buden, wo die Farben verkauft werden, mit denen die Hindus die Kennzeichen ihrer Secte auf die Stirne malen.

Längs dieſer Straßen ziehen die Pilger ſchaarenweiſe, um ſich am Zuſammenfluſſe der beiden Flüſſe zu baden und Abſolution zu holen; oft geht eine ſolche Schaar Hand in Hand, mit einem oder ein paar Braminen an der Spitze, welche als Führer und Prieſter dienen. In vorigen Zeiten war es gar nicht ungewöhnlich, daß ſich Hunderte bei dieſer Gelegenheit freiwillig

ertränkten, weil ihnen dadurch volle Sündenvergebung und augenblicklicher Uebergang in den Himmel zugesichert war.

Bettler ohne Zahl liegen an der Straße, sie erfüllen die Luft mit ihren Klagetönen, aber sie sind nicht zudringlich. Das merkwürdigste Schauspiel liefern die Bettelmönche (Fakirs und Sunyassis), die sich zu Tausenden einfinden, weil ihnen die Freigebigkeit der Pilger eine reiche Ernte sichert. Sie sind ganz nackt, mit langen struppigen Haaren und Bärten, der Leib mit Staub bedeckt, das Gesicht roth oder gelb bemalt, Alles darauf berechnet, sich ein wildes Ansehen zu geben. Einige stehen stundenlang auf dem Kopfe, Andere in anderen martervollen Stellungen, viele mit Ketten und eisernen Stangen beladen. Ganze Trupps dieser Sunyassis geben Vorstellungen und Fechterspiele mit allerlei sonderbaren Waffen; Andere haben Tempel errichtet und feiern ihren Gottes- oder Götzendienst; beschwören Schlangen, machen Taschenspielerkünste. Reiche Pilger kommen mit einem prächtigen Aufzuge von Elephanten, Kameelen, und errichten am Ufer ihre Zelte. Fahnen von allen Farben, mit den verschiedenartigsten Symbolen verziert, sind aufgepflanzt. Auch die Flüsse sind mit Jachten und Nachen bedeckt. An der Stelle, wo sich die Pilger ins Wasser stürzen, ist das Gedränge so groß, daß man nicht durchkommen kann; ich habe mich doch durchgewunden und es nicht verschmäht mich im Ganges abzuwaschen, obgleich das Wasser nichts weniger als reinlich war; — ich folgte dem Rath jenes Jesuiten: es kann ja nichts schaden; es ist immer gut, Freunde in allen Himmeln zu haben.

Die Sectenzeichen auf der Stirne der Hindu's, horizontale, vertikale Streifen, Dreizacken, Kreise, Halbmonde ꝛc. in weißer, rother, gelber oder schwarzer Farbe, geben den Physiognomien ein fantastisches Ansehen. Der Haupttempel, ein unterirdisches Gewölbe in der Citadelle, ist dem Shiwa geweiht. Das Symbol ist ein Linga, hat aber gar nichts obscönes; in der Mitte

eines flachen steinernen Beckens (Arga) mit einer Zotte (Yoni) steht ein kurzer, oben abgerundeter Kegel (Linga), Symbol der Fruchtbarkeit; — wer die Bedeutung nicht kennt, erräth sie nicht. Auch an die Nacktheiten gewöhnt man sich sehr schnell, und die Weiber gehen an den nackten Fakirn vorbei, ohne sich im geringsten daran zu stoßen. So viel in der Eile von der Pilgerfahrt in Allahabad; wenn ich einmal Zeit und belletristische Lust habe, will ich die Scene con amore ausmalen.

Nachdem ich mit Capitän Haynes noch den Garten mit den Moreskischen Grabmonumenten besucht hatte, reisten wir den 12. Abends ab, passirten den 13. Futtihpore, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgekommen wäre, und kamen den 14. früh nach Cownpore, wo eine Division (Seapoy, Cavallerie und Artillerie) unter General Thackwell stationirt ist. Die Kasernen, das Hospital, die Reitschule habe ich flüchtig eingesehen, da ich der Einladung entsprechen will, hierher zurückzukehren, und den 14. Abends reisten wir noch bis Lucknow weiter.

Den 15., 16. und 17. habe ich in Lucknow zugebracht, welches die Hauptstadt des Königreichs Oude ist, des einzigen Reiches in Indien, das noch einen Schein von Unabhängigkeit behalten hat. Ich bin in dem Hause des Englischen Residenten, Colonel Richmont, aufgenommen, lernte aber auch den Brigadier Wetter und den Dr. Login kennen. Am 16. habe ich eine Audienz bei Sr. Majestät von Oude gehabt, und bin mit einem Halsgeschmeide (Necklace) beschenkt worden, das etwa einen großen Thaler werth ist. Es ist der Gebrauch und ich verweise deshalb an Miß Emma Roberts.

Lucknow ist eine sonderbare Stadt; sie ist ganz neuen Ursprungs, viel Geld ist an Bauwerke verschwendet, in denen der Maurische und Europäische Styl auf sehr geschmackvolle Weise vermischt ist. Man findet hier Marmorpaläste, deren Wände mit den elendesten Europäischen Kupferstichen geschmückt sind;

herrliche Gärten, mit den elendeſten Gypsſtatuen, — ja in einem ſah ich zwei eiſerne Oefen in Urnenform als Zierrath aufgeſtellt. In den prächtigſten Gräbern der Sultane oder Könige iſt ſo viel Glas und Flitterwerk aufgeſtellt, daß ſie einer Bude von Steigerwald ähnlicher ſehen als einem Grabmonument.

Eben verzehre ich einen Granatapfel, den mir der König nebſt anderen Früchten geſchickt hat; ich denke nicht an die mit dem Granatapfel verknüpften Myſterien, ſondern halte mich heute an den Wohlgeſchmack.

Den 17. Abends kehrte ich nach Cownpore zurück, um die dortigen militäriſchen Anſtalten näher kennen zu lernen. Colonel Graham von der Artillerie iſt mein Führer, und beſonders das Artillerie-Magazin iſt bemerkenswerth. Am 18. Abends, nach einem Diner bei General Thackwell, ſetze ich meine Reiſe fort.

Agra, Futtehpore-Seeru, Burtpore, Muttra, Delhi.

Vom 19. bis 30. Januar 1847.

Die Tage vom 19. zum 25. Januar, an welchem ich heute dem Vater zum Geburtstag aus der weiten Ferne meine Glückwünſche zurufe, des nahen Wiederſehens mich doppelt erfreuend, waren intereſſante. Den 19. und 20. bot zwar die Reiſe mit Dawk nur die gewöhnliche Indiſche Scenerie, ſowohl auf dem Weg als in den Bungalo's; in der Nacht aber vom 20. auf den 21. kam ich in Agra an, wo Capitän Boileau von den Engineers mein Führer wurde. Agra iſt die ehemalige Reſidenz des Kaiſers Akbar; er und ſeine Nachfolger haben hier viele Monumente errichtet, wovon die meiſten wohlerhalten ſind: Feſtungen, Paläſte, Moſcheen und Gräber. Das Schönſte ſind immer die Gräber, die durchaus nichts Lugubres haben; es ſind Marmorpaläſte mit hohen Kuppeln, mit Kiosken und Minarets verziert; in der mittelſten Halle ſteht der Sarkophag; ringsumher

Roſengärten, Cypreſſen-Alleen, Baſſins und Springbrunnen. Das Ganze macht immer einen heitern Eindruck. Leclerque hat zwei Skizzen ſolcher Gräber gezeichnet, die beſonders ſchön ſind; die Taje-Mahal und das Grab des Etimad ow Doulah, alles weißer Marmor mit Moſaik von Achat eingelegt.

Im Arſenal von Agra ſind auch die famöſen Thore des Tempels von Somnauth deponirt, die dem Lord Ellenborough ſo viel zu ſchaffen gemacht haben.

Von Agra aus, wo wir bis zum 22. blieben, haben wir einen Umweg durch die Umgegend gemacht, wobei wir die ſchöne Pontonbrücke über die Djumna paſſirten, von der aus eine herrliche Ausſicht geboten iſt, um folgende merkwürdige Orte zu beſuchen:

Secundra, das Grab Akbars; Futtehpore-Secru, wo die Ruinen eines großen Palaſtes ſind, den Akbar bewohnt hat, ehe er Agra zur Reſidenz erwählte. In dieſen Ruinen, und zwar in der Bibliothek Akbars, habe ich die Nacht vom 22. auf den 23. zugebracht. Man kann dieſe Gebäude kaum Ruinen nennen, ſie ſind noch wohlerhalten, aber nur verlaſſen. Thüren, Fenſter, Oefen und Kamine kennt man in Indien nicht; anſtatt der Thüren und Fenſter hat man offene Arcaden und Balcons; anſtatt der Oefen Baſſins und kühle Gewölbe mit Springbrunnen.

Die Architektur der Muhammedaner iſt leicht, heiter und ſehr elegant, aber freilich auf unſer Klima nicht anwendbar. Die Tempel der Hindu ſind maſſiv und finſter; es ſind koloſſale vierſeitige Obelisken, die eine enge Kapelle enthalten, in welcher der Götze aufgeſtellt iſt.

Von Futtehpore-Secru aus, wo ich auch die Bekanntſchaft des Miſſionärs Hörnle aus Stuttgart machte, haben wir noch am 24. Burtpore und am 25. Deeg beſucht. Burtpore iſt der Sitz eines abhängigen Indiſchen Radjas (Königs); Deeg ein Palaſt dieſes Radja's, der uns bewirthete. Burtpore iſt im Jahre

1826 von den Engländern lange belagert und zuletzt mit Sturm genommen worden.

In Calcutta konnte ich die Overland-Mail nicht abwarten; ich hatte alſo meine Briefe nach Agra dirigirt, wo ich bei meiner Ankunft eine ganze Maſſe (darunter fünf vom Vater), theils aus Europa, theils aus Java vorfand; die Nachrichten von der Familie alle gut; aber aus Batavia habe ich die Trauerbotſchaft erhalten, daß mein armer George, den ich krank zurückgelaſſen habe, ſechs Tage nach meiner Abreiſe an Dyſenterie geſtorben iſt. Ich bedaure ihn ſehr, er war mir ein treuer, nützlicher und angenehmer Gehülfe, aber er hatte eine ſehr ſchwache Conſtitution. Von der Reiſe nach Sumatra wollte ich ihn dispenſiren; aber er ließ ſich nicht abhalten, und beſtand darauf, dieſe intereſſante Tour mitzumachen. Er war der einzige Sohn des braven alten Generals George, den ich ſehr gut kenne und dem es mir nun zur traurigen Pflicht wird, meine aufrichtigſte Theilnahme zu bezeugen.

Nachdem Graf Görtz uns wieder eingeholt und ſich uns angeſchloſſen hatte, ſetzten wir unſere Reiſe den 26. über Muttra, den 27. durch Bindrabun, wo dem Hindu-Gotte Crishna merkwürdige Tempel geweiht ſind, den 28. ohne während der fortgeſetzten Reiſe mit Dawk an dieſem Tage irgend etwas Bemerkenswerthes zu begegnen, nach Delhi fort, wo wir den 29. anlangten. Ich bemerke, daß der Gott Crishna in Muttra geboren ſein ſoll. Auch Crishna wird in Kindesgeſtalt verehrt und heißt dann Gopal; Muttra iſt ſein Bethlehem.

Ich blieb den 30. und 31. in Delhi, wo ich bei dem Gouvernements-Agenten Herrn Gubbins Gaſtfreundſchaft genoſſen; und wir ſahen die Stadt, die Jumma-Musjid (große Moſchee), die Cantonnirungen, das Arſenal, den Palaſt des Mogul, das Grab Magurs (Vaters des Akbar), die Säule (Minaret) in den

Ruinen, und um dieſe Merkwürdigkeiten alle zu ſehen, ritten wir auf Elephanten herum.

Ich nehme vom Grafen Görtz in Delhi wieder Abſchied, und ſetze meine Reiſe fort in der Richtung nach Lahore.

Paniput, Umballa, Ludhiana, Aliwal, Ferozepoor, Ferozeſchah.

1. bis 9. Februar 1847.

Die Eile, mit der ich vorwärts gedrängt werde, iſt ſteigend, und ich kann faſt nur noch eine Marſchroute geben. Ich reiſe mit Dawk und komme den 1. Februar durch Paniput, wo zwei große Schlachten gefochten ſind; Abends durch Kurnaul, den 2. Februar und bei Regenwetter nach Umballa. Hier im Dawk-Bungalo abgeſtiegen, werde ich von Major King und Colonel Heviland vom 14. Dragoner-Regiment begrüßt und erhalte eine ſehr freundliche und ſchmeichelhafte Einladung, mich an das Hauptquartier oder Lager des Generalgouverneurs Lord Hardinge anzuſchließen, welches den 24. Februar in Meerut eintreffen wird; ich kann daher bis dahin weitere Zwecke verfolgen. Mit Major King und Colonel Heviland, die mich abzuholen nach Umballa gekommen waren, reite ich zu Pferd in die Cantonnirungen der Cavallerie und reitenden Artillerie; bei den Officiers-Meſſen des 3. und 14. Dragonerregiments (3. u. 4. Februar) mache ich die Bekanntſchaft des General Gilbert, Colonel Stedmann, Colonel Mentyth ꝛc.; wohne am 4. einem Cavallerie-Brigade-Manoeuvre, am 5. einem Manoeuvre der reitenden Artillerie bei; empfange an dieſem Tage durch Colonel Wilde eine wiederholte Botſchaft des Generalgouverneurs, reiſe dann mit Dawk ab, den 6. durch eine einförmige Gegend, ſehe an dieſem Tage das erſte große Caravanſerai und komme in der Nacht vom 6. auf den 7. nach Ludhiana am Sutledj. Ich ſah hier, begleitet von Major Fiſher und Capitän Davis, das nicht un-

bedeutende Fort, aber auch zum ersten Male die Arbeit des Shawl-Webens. Den 7. Abends brachen wir wieder auf und gelangten den 8. durch eine flache und eintönige Gegend, Aliwal und Ferozeschah vorbei nach Ferozepoor. Zum ersten Male während dieser ganzen Reise durch Englisch-Indien war an diesem Tage der Dawk en défaut, und wir wurden durch den Mangel an Trägern der Palankins verzögert. In Ferozepoor fanden wir die freundlichste Aufnahme bei Colonel Lane, ich lernte die Capitäns Richardson und Anderson kennen, und mit diesen Officieren besuchte und besichtigte ich am 9. das Fort von Ferozepoor, die hier liegende Fußbatterie, und was mir vor Allem von großem Interesse war, das Schlachtfeld von Ferozeschah. Jene Officiere hatten der Schlacht beigewohnt und gaben mir die wünschenswerthen Erläuterungen über den Hergang der Schlacht.

Lahore, Umritsir, Ludhiana, Kossowlie, Haripour, Simla.

10. bis 22. Februar 1847.

Meine Reise hat sich etwas weiter erstreckt als Anfangs die Absicht war. Ich bin bis Lahore durchgedrungen, mußte aber die Reise von Ferozepoor über den Sutledj dahin am 10. auf Kameelen reitend zurücklegen.

Ich schreibe diese Zeilen, umgeben von vielen Mitbewohnern, in dem Zelte des Obristlieutenant Laurence, der als political Agent den Punjab regiert und von 12,000 Bajonetten unterstützt, die Sikhs beherrscht. Bei ihm ist mir der freundlichste Empfang geworden. Lahore ist jetzt der Punkt, in dem sich die Asiatische, wenigstens die Indische Politik concentrirt.

Ich mache die Bekanntschaft des Major-General Littler und Mr. Kor.

Am 11. sah ich die Stadt Lahore; die Moscheen und Tempel;

den Maharadja Djulep Singh; des Etablissement der Engländer im Palast, — „die Mauer am Eingang!“ (?)

Am 12. war ein großes Fest in den Shalimas-gardens; mit Illumination und Feuerwerk, bei welchem alle Chefs der Sikhs erschienen.

Am 13. fand eine Parade des 10. Regiments statt, zu der ich mit dem Maharadja Djulep Singh (dem Nachfolger und angeblichen Sohn Runjet Singh's) geritten bin. Nach der Parade war Frühstück bei Colonel Franks, Durbar im Palast des Maharadja, und ich machte Besuch bei Teising und Lena Singh.

Lahore verließ ich den 14. und gelangte nach Umritsir, wo ich Tempel, Stadt und Festung, ebenso das nahe liegende Fort Kovengar (Gowindghur) besichtigte. Von hier aus machte ich am 15. eine Fahrt, um das Schlachtfeld von Sabroan zu sehen, auf welcher wir Reise-Abenteuer zu bestehen hatten. Es war Regenwetter eingetreten und nicht ohne Beschwerde und Gefahr konnten wir die Furth Harriki passiren. Nachdem ich am 16., begleitet von Colonel Lane, den ich in Ferozepoore hatte kennen lernen, von dem Schlachtfeld von Sabroan Einsicht genommen, setze ich meine Reise mit dawk fort, wieder über Ludhiana (17.), Kalka (18.), Kossowlie, wo ich den 19., vom Capitän Joung geführt, das 29. Regiment in seinem Cantonnement gesehen habe, Haripour nach Simla, wo wir den 20. ankamen. Von Kossowlie an waren wir zu Pferde gereist; Haripour liegt schon 8000 Fuß hoch.

Meine Zeit ist mir zu kurz zugemessen, um umständlich berichten zu können, was ich Alles seit meiner Abreise von Delhi gesehen, und ich schäme mich bei so reichem Stoff so trocken sein zu müssen. Schon von Umballa aus, auf dem Wege von Delhi nach Lahore, hatte ich den prächtigen Anblick des schneebedeckten Himalaya-Gebirges; und von welchem Interesse waren für mich die Schlachtfelder vom vorigen Jahr, die ich besuchte: Mudkee, Aliwal, Ferozeschah und Sabroan. Mehr noch als das Land

intereſſiren mich die Menſchen; und ich habe die beſte Gelegenheit die Männer kennen zu lernen, in deren Hand das Schickſal dieſer Reiche liegt. Die Engländer ſind nicht blos ausnehmend höflich, ſondern auch offen und mittheilend gegen mich. Daneben bin ich auch ein großer Freund der Hindu's, ja ſelbſt ein bischen zum Hindu geworden; doch ich hoffe, nicht ſo ſehr, daß ich nicht mehr nach Europa paſſe.

In Simla bin ich von dem Gouvernements-Agenten Herrn Hodgſon gaſtfreundlich aufgenommen und ich lerne die Capitäns Hays und Hews kennen.

Ich komme ſo eben (21. Februar) von einem großen Ausflug von 15 Engliſchen Meilen in das Gebirge zurück. Geführt von Herrn Hodgſon, haben wir einige Punkte erklommen, von welchen man die hohe Kette und die Päſſe, welche nach Tibet führen, beſſer überſehen kann. Der Schneeberg, Jumnotree, an deſſen Fuße die Jumna oder Djumna entſpringt, iſt 24,000 Fuß hoch; einige Päſſe, die man deutlich unterſcheiden konnte, 15,000 F. und mehr.

Simla ſelbſt liegt zwar nur 8000 Fuß hoch, aber doch auf der Waſſerſcheide zwiſchen Ganges und Indus, oder genauer zwiſchen der der Djumna und des Sutledj, und man kann ſchon von hier aus die hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge ſehen, welche Indien von der Tatarei trennen. Es iſt jetzt hier Winter und Simla iſt ziemlich verlaſſen, aber im Sommer flüchten alle Europäer, welche abkommen können, aus den verbrannten Ebenen Bengalens hierher, um ſich eines ganz Europäiſchen Klima's zu erfreuen. Man wohnt hier in den Alpen, von Eichen, Tannen (Cedern) und Rhododendrons umgeben; nur die großen Cactus und die vielen Affen, welche überall herumſpringen, erinnern an Aſien. Gern würde ich hier ein paar Monate herumklettern oder dem Dalailama einen Beſuch abſtatten, wenn man bis dahin durchdringen könnte, aber es iſt Zeit umzukehren,

weil man ſpäter wegen der furchtbaren Hitze in Indien nicht mehr reiſen kann.

Ich bin nun ſchon auf alle erdenkliche Weiſen gereiſt, — im Wagen, in Sänften, im Tragſeſſel, zu Pferde, auf Elephanten, auf Kameelen, zu Fuß und in allen Arten von Schiffen; — was wird es nun geben, wenn ich nach Hauſe komme? — ſoll es dann heißen: huntsman, rest, thy chase is done? Ich habe zwar immer viel an die Heimath gedacht, aber heute, wo ich in den Bergen, im Schnee und zwiſchen den Fichten herumgezogen bin, wurden die Erinnerungen und das Verlangen noch lebendiger.

Es iſt wohl nicht möglich, in ſo kurzer Zeit mehr zu ſehen als wir ſahen, aber freilich die übergroße Eile ſchadet dem Genuſſe und vielleicht der Erinnerung. Hier im Himmala-Gebirge (ſo ſpricht man es hier aus) ſind die Einwohner viel lichter gefärbt als in Bengalen, und die rothen Backen kommen ſchon zum Vorſchein; auch das Haar iſt hie und da ſchon dunkelbraun und nicht mehr rabenſchwarz. Als die Engländer hier die Jury einführen wollten, war es nichts Neues, ſondern alte Sitte des Landes.

Von Simla über Meerut nach Agra zurück.

Vom 22. Februar bis 2. März.

Ich verließ Simla auf demſelben Wege, den ich gekommen war; die 44 Engliſchen Meilen über Koſſowlie nach Kalka legte ich zu Pferde den 22. zurück, und ritt die Nacht hindurch weiter bis Umballa. Hier machte ich am 23. dem General Gilberts meinen Beſuch, und reiſte den Abend mit Dawk weiter über Sheroupore, wo ich den 24. zum Frühſtück ſehr angenehme Geſellſchaft fand, und den 25. langte ich früh in Meerut an. Von Sheroupore an iſt das Land ſehr fruchtbar und angebaut, von Kanälen durchſchnitten. In Meerut blieb ich dieſen und den nächſten Tag, der Einladung des Lord Hardinge entſprechend,

und es ist nicht möglich, einen artigeren, einfacheren, offeneren und liebenswürdigeren Greis zu finden als ihn, — wenn ich meinen Vater ausnehme. Um von dessen fliegendem Lager einen Begriff zu geben, will ich nur bemerken, daß hundert Elephanten und ein paar hundert Kameele nöthig sind, um dasselbe zu transportiren. Das Küchenzelt allein (und Lord Hardinge ist stolz darauf, — wie wäre auch sonst solche splendide Gastfreiheit im Lager zu üben?) ist wenigstens viermal so groß als eines der Generalszelte, deren man sich in unsern Niederländischen Lagern auf den Nordbrabantischen Haiden bediente.

Im Lager des Lord Hardinge lernte ich an bedeutenderen Personen, außer ihm selbst, Mr. Elliot, Secretary to the Government, und Colonel Wood, Military Secretary, kennen, dann General Grey und Brigadier Scott. Auch war es mir von Interesse, ein Sikh-Regiment zu sehen, das sich nunmehr in Englischem Solde befand.

Den 26. Abends reiste ich mit Dawk ab, den 27. durch Alighur, und langte den 28. wieder in Agra an, das ich vor etwa fünf Wochen verlassen hatte, um die nördlicheren Excursionen zu machen.

Hier schon auf bekanntem Terrain, machte ich doch diesmal die Bekanntschaft der Herrn Allen und Thomasson, hatte den Genuß noch einmal, das Grabmal Taje-Mahal, das Schönste an Architektur und Anordnung, was ich bisher gesehen, bei Moudlicht zu bewundern; machte die Anstalten zur Abreise mit Dawk, nahm einen eingebornen Diener für die Reise bis Bombay an (Mulli) und reiste den 2. März Abends von Agra ab.

Von Agra nach Bombay.

2. März bis 15. April.

In Agra hatte ich den Grafen Görtz wieder gefunden, und wir vereinigen uns für die weitere Rückreise in die Heimath.

Den 3. kamen wir nach Dholpoor, der Reſidenz eines mediatiſirten Maharadja, der ſich zwar wegen des dem Gott Crishna geweihten Hooly-Feſtes entſchuldigen ließ, uns nicht ſelbſt ſehen zu können, der uns aber ſeine Herrlichkeiten, Palaſt, Gärten, Brunnen (bowlies) (d. h. zu kühlen Aufenthaltsorten eingerichtete mit großem Luxus gebaute Ciſternen), zeigen ließ, und uns noch am Abend zu einer Spazierfahrt einen ſchön geſchmückten Elephantenwagen, mit vieren dieſer mächtigen Thiere beſpannt, ſendete.

Noch den 3. Abends ſetzen wir unſere Reiſe fort und kommen den 4. in Gwalior an, wo wir bei dem Gouvernements-Agenten Sir Richmond Shakeſpear gaſtfrei aufgenommen werden. Aus Veranlaſſung dem Maharadja von Gwalior durch Sir Richmond zu übergebender Geſchenke, welche der Generalgouverneur geſendet hatte, ſahen wir eine Anzahl Mahratten-Chefs (Sirdars) nicht allein in pomphaften Aufzügen ankommen, ſondern auch den andern Tag im Durbar um den Maharadja, der faſt noch ein Kind iſt, verſammelt. Wir beſuchen dann noch am 5. die eigentliche, von dem Palaſt des Maharadja, in deſſen Nähe auch Sir Richmond wohnt, einige Meilen entfernte Stadt mit dem Fort, die Tempel und Felſengrotten von Gwalior, und reiſen am Abend wieder ab.

Nachdem ich gezwungen ein paar Monate lang mit großer Eile reiſen mußte, um alles Sehenswürdige zu ſehen, bin ich nun gezwungen, von Agra nach Bombay ſehr langſam zu reiſen, weil auf dieſer Straße an keine Ablöſung der Sänftenträger zu denken iſt. Man muß ſich mit denſelben Trägern behelfen, die natürlich nicht mehr als 25 bis 36 Engliſche Meilen (8 bis 12 Stunden) im Tage (oder beſſer in der Nacht, denn man reiſt des Nachts) zurücklegen können und auch zuweilen einen Ruhetag nöthig haben. Das Reiſen in Engliſch-Indien iſt alſo ſo gemächlich nicht, und wir haben viel mehr Nächte in unſeren Palaukins, als im Bette zugebracht. Wirthshäuſer giebt

es nicht, außer in den ganz großen Städten, ſondern nur Bungalows, d. h. Stationshäuſer, worin das ganze Ameublement aus einem Tiſche und ein paar Stühlen beſteht. Ein muhammedaniſcher Aufwärter (Kitmutgar) liefert Reis, Hühner, Eier und Milch; was man mehr haben will, muß man mitbringen. Wir führen alſo in tragbaren Kiſten bei uns: Wein, Thee, Zucker, Zwieback, Bouillontafeln, geräucherte Zungen und was wir der Art in den Städten auftreiben können. Aber wo man unterwegs Engländer antrifft, iſt ihre Gaſtfreiheit ſehr groß.

Dieſe langſame Art zu reiſen läßt mir wieder Zeit zur Lectüre, und ich leſe jetzt: Middleton, life of Cicero, das mein Vater mir ſo oft empfohlen hat. Ich leſe dieſes Buch mit dem größten Intereſſe, weil man daraus nicht blos den Mann*), ſondern auch dieſe merkwürdige Epoche der Römiſchen Geſchichte kennen lernt und gleichſam hinter den Couliſſen ſpielen ſieht.

---

*) Dieſe Lectüre des Lebens des Cicero gab zu einer Briefſtelle Anlaß, die zu charakteriſtiſch iſt, als daß ich ihrer nicht erwähnen ſollte. Max hatte dem Fritz von einer bevorſtehenden Heirath geſchrieben; darauf Fritz an Max, Burſud, den 11. März 1847:

„— — ſo hoffe ich, daß er in dieſer Verbindung ſeine Zufriedenheit finden wird. Das Wort Glück gebrauche ich nicht, es iſt mir überhaupt verhaßt, und es iſt gegen meine ſtoiſchen Grundſätze, das Glück in äußerlichen Dingen — als da iſt „eine Frau oder ein Mann“ zu ſuchen.“

Aber mit dieſer Uebertreibung ſtoiſcher Grundſätze war es ihm nicht ſo Ernſt; Niemand war empfänglicher für die Bereicherung des Lebens durch das, was er hier „äußerliche Dinge“ nennt, und gewiß war es die Trauer über die Entbehrung, welche mit zunehmenden Jahren ſeine ſchon von Natur ernſte Haltung noch ſtärker ausprägte. So beließ er es denn auch nicht bei jener Briefſtelle, ſondern ſchrieb weiter:

„Da mir die Lectüre ausgegangen war, habe ich in Agra das Leben Cicero's von Middleton aufgetrieben; es giebt viel Einſicht in die damalige merkwürdige Epoche. Von philoſophiſchen Schulen iſt darin auch viel die Rede; und damit will ich obigen Scherz entſchuldigen. Cicero bekennt ganz offenherzig: „Dolorem non nego; neque istam mihi adsciseo sapientiam, quam nonnulli in me requirebant; — eamque animi duritiem sicut corporis, quod cum uritur non sentit, stuporem potius quam virtutem putarem.“ (Schmerzen verläugne ich nicht; noch mache ich auf jene Weisheit Anſpruch, wie Einige

Den Tag des 6. März bringen wir in dem Bungalow Mahona zu, den 7. in dem Cantonnement Shepoory (Seepree), wo uns die Capitäns Elton und Alexander, dann Lieutenant von Mayern, ein Deutscher, die Honneurs der Station machen; den 8. in dem Budurwas-Bungalow, den 9. im Goonah-Bungalow, wo wir auch den 10. Ruhetag halten, den ich benutze, um sowohl an einige meiner Gastfreunde in Englisch-Indien, als an den Herzog Bernhard von Weimar zu schreiben.

Den Tag des 11. bringen wir in dem Bursud-Bungalow, wo ich an Mar schreibe, den 12. in Bioura, den 13. in Sarungpoor zu, wo wir in den Wendekreis zurückgekehrt sind, den 14. in Raywas, den 15. in Dewaß. Hier wurden wir von einem Minister des Radjas begrüßt, der uns einen Elephanten sandte, um die Stadt mit ihren bemalten Häusern, die Bazars und den Grottentempel auf einer Anhöhe nahe bei der Stadt zu sehen.

Den 16. gelangten wir nach Indore, wo wir den 17. und 18. blieben, wozu wir auch durch das leichte Erkranktsein des Herrn van Aerssen veranlaßt wurden. Wir brachten diese Tage sehr angenehm in dem gastfreien Hause des Assistent-Agenten Capitän Eden zu, dessen artige und schöne Gemahlin eine Französin aus Pondichery (née de la Selle) ist. Dann machte ich die Bekanntschaft des Capitän Beechy und des Dr. Murrai, der sich hier durch Gründung eines Hospitals und Dispensary, welche durch die Freigebigkeit der Rance (Mutter des Maharadja) unterstützt werden, und in den wir einer Operation beiwohnten, ein großes Verdienst erworben hat. Von dem Maharadja, der auch fast noch Knabe ist, wurden wir mit großer Auszeichnung

---

solche mir zutrauten; und diejenige Härte der Seele, welche wie die eines Körpers ist, der gefühllos bleibt, wenn er gebrannt wird, — würde ich für Stumpfsinn mehr als für Mannheit erachten.) Vielleicht würde ich das unter Umständen auch einmal bekennen."

behandelt; ſelbſt die Ranee war für uns ſichtbar und ſehr artig, und es wurde uns zu Ehren ein Durbar (öffentliche Audienz) veranſtaltet. Auch hier beſtiegen wir Elephanten, um die Stadt, die Tempel und Gräber zu ſehen.

Ich benutze den Aufenthalt hier, um Briefe zu ſchreiben und um meine Reiſenotizen zu vervollſtändigen. Aber Graf Görtz ſitzt mir gegenüber und beſchämt mich durch ſeine Schreibfertigkeit; er ſchreibt und beſchreibt den ganzen Tag. Ich lebe mit den Engländern und mit den Hindus und überlaſſe es dem Zufall, was davon an mir hängen bleibt. Dabei ſehne ich mich doch nach Ruhe; nicht nach phyſiſcher, — denn meine Geſundheit iſt nie beſſer, als wenn ich bis zur Ermüdung angeſtrengt bin; aber nach einem dreijährigen beſtändigen Wechſel der Umgebung, des Aufenthalts, des Sehens, Hörens und Thuns, — will man Zeit haben ſich zu ſammeln, wenn auch nur ein halbes Jahr. Ich entbehre ſehr die Allgemeine Zeitung und überhaupt Nachrichten aus Europa; ſeit beinahe fünf Monaten habe ich nichts Ausführlicheres aus und über Deutſchland geleſen. Die Engliſchen Zeitungen nehmen nur auf, was das Engliſche Publicum intereſſirt; die Spaniſch-Orleaniſtiſche Heirath und Krakau, darauf beſchränken ſich ihre foreign news. Aus den Briefen der Meinigen erſehe ich aber, daß wir in Deutſchland noch auf demſelben Fleck oder in derſelben Pfütze ſtecken, nur mit zunehmender Verlegenheit der Regierungen. Wie erbärmlich iſt die Oeſterreichiſche Politik in Beziehung auf Krakau! Sich ſo gleichſam den Ruſſen in die Arme zu werfen!

Den 18. Abends verlaſſen wir Indore, nachdem wir uns zu einer etwas beſchwerlicheren Reiſe gerüſtet hatten, weil wir, um Adjunta und Ellora mit ihren Felſentempeln zu ſehen, die große Straße verlaſſen. Wir fanden auf dieſem Seitenwege keine Bungalows, ſondern mußten uns mit Schuppen (hangars) begnügen, die Serais genannt werden. Wir nahmen daher ſchon

von Indore aus einen Kitmutgar (muhammedaniſchen Aufwärter) als Koch mit, der auf einem Kameel reitend, unſeren Palankins folgte.

Den 18. auf den 19. machten wir 30 Engliſche Meilen nach dem Bulwarra-Serai; auf den 20. 33 Engliſche Meilen nach Doorwan, und paſſirten die Nerbudda; auf den 21. gelangten wir nach zurückgelegten 36 Engliſchen Meilen nach Aſſargur, wo, nämlich in dem, auf einem 800 Fuß hohen Felſen in der Nähe von Aſſargur gelegenen Fort, wo Colonel Cavage unſer gaſtfreier Wirth war, den 22. geraſtet wurde. Am 22. Abends ſind wir wieder unterwegs und legten auf den 23. nach dem Antolee Serai 24 Engliſche Meilen, auf den 24. nach Bodur 28 Engliſche Meilen, auf den 25. nach Adjunta 40 Engliſche Meilen zurück. Wir ſchlugen unſere nomadiſche Wohnung in den von der Stadt Adjunta mehrere Engliſche Meilen entfernten phantaſtiſchen Grotten auf, brachten aber den 26. ſehr angenehm bei Capitän Gills und ſeiner artigen Frau (Miſtr. Powoll) in der Stadt ſelbſt zu, wo dieſe die einzigen Europäer waren und ein Muſelmänniſches Grab zu ihrer Wohnung eingerichtet hatten.

Die Wunder von Adjunta und Ellora zu beſchreiben, überlaſſe ich Anderen; dieſe Felſentempel ſind intereſſant, nicht blos wegen der ungeheuren Arbeit, ſondern auch weil es dabei noch ſo viele antiquariſche Räthſel zu löſen giebt; Buddhismus und Bramanismus erſcheinen auch in Ellora gemiſcht. Doch dahin kamen wir erſt nach weiteren drei Reiſetagen, wovon wir den 27. in dem Sailore-Serai, den 28. in Poolmurry zugebracht hatten. In Sailore habe ich den 2. Theil des Fauſt zu leſen angefangen und am 29. in den Felſentempeln von Ellora geendigt. Denſelben Abend reiſten wir wieder ab; ſahen den 30. früh die dem Nizam von Hyderabad gehörige Bergfeſte Dowlut-Abad und gelangten an dieſem Tage nach Aurungabad.

In dieſer Stadt iſt ſehenswerth das Grab der Tochter Aurungzebs,

welches aber doch nur eine ſpärliche und geſchmackloſere Nachahmung des Taje-Mahal bei Agra iſt.

Wir blieben den 31. und 1. April in Aurungabad, wo Brigadier Twemlow, der im Dienſt der Oſtindiſchen Compagnie eine Brigade des Nizam commandirt, mir ſeine Brigade vorführte und uns andere Freundlichkeit erzeigte. Hier in Aurungabad entließen wir unſere von Agra bis hierher mitgenommenen Träger und Diener, und reiſten den 1. April Abends, nunmehr wieder auf der großen Straße, mit Dawk und Ablöſung der Träger, gen Bombay weiter; den 2. April bis Toka-Bungalow, an dem Ufer des Godaverry, den 3. bis Achmednuggur, den 4. bis Sailoor, wo wir die Overland-Mail fanden und die neueſten Nachrichten aus Europa daraus ſchöpften; den 5. bis Boonah, wo Alles ſchon in der Nähe des Meeres und der Hauptſtadt belebter wird; den 6. bis Khundalah, auf dem Gipfel der Western-Ghats, von wo eine ſchöne Ausſicht ſchon auf das Meer ſich eröffnet. In der Nacht auf den 7. kamen wir nach Paunell, in einer Bay gelegen, von wo aus die letzte Entfernung von 20 Engliſchen Meilen bis zu dem auf einer Inſel gelegenen Bombay ſehr raſch zur See zurückgelegt wurde. Sir George Clerk hatte einen Dampfer zu unſerer Dispoſition nach Paunell beordert, der ein Boot ins Schlepptau nahm, und ſo kamen wir den 7. April früh in Bombay an. Ich hatte mich auf Bombay, wo wir bis zum 15. blieben, gefreut, weil ich den dortigen Gouverneur, Herrn George Clerk, ſchon von Point-de-Galle und Calcutta her ſehr gut kannte und der freundlichſten Aufnahme gewiß ſein konnte; Clerk iſt ſehr parteiiſch für die Deutſchen. Der achttägige Aufenthalt bei ihm würde mir noch angenehmer geweſen ſein, wenn ich nicht mit Blutſchwären an Armen und Beinen geplagt geweſen wäre, die mir jede Bewegung erſchwerten. Es iſt dieß in Bombay ein gewöhnliches Uebel, das vor andern klimatiſchen Krankheiten bewahrt.

Wir waren die meiſten Abende in Malabar-Point, dem Luſthauſe des Gouverneurs, wo wir in engerem Kreiſe bei ihm ſpeiſten, auch am 9. einem großen Repräſentationsdiner beiwohnten. Ebenſo beſuchten wir ihn den 10. in Parell, ſeiner gewöhnlichen Wohnung, wo er die öffentlichen Audienzen ertheilt. Bei ihm lernte ich den Lieut. General Sir Willoughby-Cotton, und Andere kennen. Am 12. und 13. ſah ich die Stadt, das Medical-College, das Muſeum, und beſuchte die Schulen. Den 14. machten wir einen Ausflug auf dem kleinen Dampfſchiffe des Gouverneurs nach der Inſel Elephanta, und ich ſpeiſte den Abend bei Sir Erskine Perry, dem Oberrichter.

Zu den Merkwürdigkeiten von Bombay gehören die tower of silence, eingezäunte und für uns unzugängliche, nur aus der Entfernung zu beobachtende Thürme, welche den Parſis, die ihre Leichname nicht verbrennen, als Grabſtätten dienen. Auf der Höhe des Thurmes werden die Leichname auf einen Roſt oder ein Gitter gelegt, und den Raubvögeln überlaſſen. Die letzten Reſte fallen dann durch das Gitter in die Tiefe des Thurms. Den 15. nahm ich Abſchied von Herrn Clerk und rüſtete zur Abreiſe, die am Abend ſtatt fand, auf der Dampf-Fregatte Muzuffer, die ich einige Tage vorher ſchon ihrer gerühmten und erprobten Bauart wegen eingeſehen hatte.

Von Bombay nach Aden.

15. April bis 1. Mai.

Wir brauchten 9 Tage zur Fahrt von Bombay nach Aden; den 21. begegneten wir dem Dampfſchiffe Aukland, das gefragt wurde; ſonſt hat ſich nichts Bemerkenswerthes auf dieſer Reiſe zugetragen; ich leſe unterwegs Gleig's history of British India und ſpiele viel Schach. — Am 24. kamen wir in Aden, an der Süd-Weſt-Spitze von Arabien an, um hier das correſpondirende

Dampfſchiff zu erwarten, das, von Calcutta und Ceylon kommend, uns nach Suez mitnehmen ſoll. In Aden waren wir in dem hotel prince of Wales, in einer wilden und hohlen Schlucht gelegen, eingekehrt; ich hatte den 25. den Beſuch des Schiffcapitän Haines, des political agent, der dieſen Brittiſchen Außenpunkt gleichſam geſchaffen hat; am 26. ſah ich die Stadt und die neuen Feſtungswerke, die faſt eine Deutſche Meile von unſerm Gaſthofe entfernt ſind, und wohin wir uns zu Pferde begaben. Den 27. machte ich die Bekanntſchaft des Lieutenant Cruttenden, Aſſiſtenten von Capitän Haines, welcher Letztere uns den 28. ein Diner gab. An dieſem Tage kam der Dampfer Akbar von Suez an mit vielen Paſſagieren, und den Londoner Zeitungen vom 7. April, die alſo nur 20 Tage alt waren.

Je näher die Zeit des Wiederſehns kommt, deſto reger wird das Heimweh oder die Ungeduld, und doch läßt die dreijährige Reiſe nur ſehr angenehme Empfindungen zurück. Ich habe auf ihr Blumen und Früchte gepflückt, ohne mich in die Dornen zu ſtechen; und doch hatte meine Aufgabe ihre Dornen, wie das tropiſche Klima reich iſt an Stachelpflanzen.

Die Blumen die ich gepflückt, ſind es nicht, an welche ich in Aden erinnert werde: der hieſige Aufenthalt iſt ein troſtloſer. Ich habe hier in den Stunden ungeduldigen Wartens verſchiedene Briefe*) geſchrieben, und endlich den 10. kommt der Had-

*) Auch einen Brief an mich, den ich einrücke:

Fritz an Heinrich.

Aden, den 28. April 1847.

Wenn ich der Wahrheit die Ehre geben ſoll, ſo muß ich geſtehen, daß ich Dir heute aus Langeweile ſchreibe, denn ich ſitze nun ſchon vier Tage hier in einem ſchlechten Wirthshauſe am Meere, umgeben von grauen und braunen vulkaniſchen Felſen, auf denen kein Strauch und kein Grashalm fortkommen kann. Wir erwarten das Dampfſchiff der Oriental-Company, das uns nach Suez bringen ſoll. Eigentlich wollte ich Dir erſt aus Aegypten ſchreiben, weil der Vater mich verſichert, daß ich dort Briefe von Dir finden werde, die mir Auskunft geben ſollen über Deine politiſche Stellung. — Ich bin jetzt

dington von Calcutta ꝛc. an, das Dampfſchiff mit dem wir nach Suez weiter reiſen. Auch die Grafen Blacas und Nicolay waren

---

ganz blind, denn ſeit 6 bis 7 Monaten habe ich keine Deutſche Zeitung geleſen, die Engliſchen befaſſen ſich wenig mit dem Auslande, und die letzte Landmail hat nichts gebracht als die Scandale der Lola Montez und eine ganz apokryphe Preußiſche Verfaſſung, womit ſich die Engliſchen Zeitungen unbegreiflicher Weiſe haben myſtificiren laſſen; der Vater hat aber die Güte gehabt mir die ächte zu ſchicken. Dieſe Verfaſſung iſt wegen der Folgen eine ſehr bedeutende Begebenheit, denn es ſteht ihr auf der Stirne geſchrieben, daß ſie nicht ſo bleiben kann. Doch die Politik wollen wir mündlich abhandeln. Mache nur, daß Du gegen den 20. Juni in Hornau biſt, denn ich kann keinen andern Abſtecher machen, und überhaupt bei dieſer erſten Durchreiſe nicht länger als höchſtens 5 bis 6 Tage verweilen. — Wo möglich, melde ich Dir aus Trieſt oder Italien den beſtimmten Tag meiner Ankunft. Auf Conſtantinopel habe ich für diesmal verzichtet.

Vom Vater habe ich ſeit meiner Abreiſe 83 Briefe erhalten, es fehlt auch nicht eine einzige Nummer. Der letzte war am Ende Februar, und beſchäftigte ſich hauptſächlich mit Dir.

Ich begreife die Beſorgniſſe und die Schwierigkeit des Verhältniſſes. — Man ſchmeichelt dem Vater in Darmſtadt jetzt; früher hat man das gar nicht gethan. Die geſelligen Verhältniſſe dort ſind ihm Bedürfniß, und er ſieht ſie nicht gern geſtört. Schone das, ſo viel Du kannſt. Für den 80 jährigen ſind die 50 jährigen noch immer Kinder, die belehrt und im Zaume gehalten werden müſſen. Uebrigens iſt die Geiſtesfriſche des Vaters bewunderungswürdig und ſein politiſcher Einfluß könnte noch immer bedeutend ſein, wenn er ſich nur enthalten könnte auch bei Fragen mitzuſprechen, bei welchen das Eigenthümliche ſeiner Lage ihn verhindert entſchieden aufzutreten, oder in welche er ſich bei ſeinem hohen Alter nicht mehr hineinſtudiren kann.

Von meiner indiſchen Reiſe rede ich nicht; Reiſebeſchreibungen kannſt Du in Büchern finden.

Ich bin mit den Engländern ſehr zufrieden, und man muß erkennen, daß großartige Verhältniſſe die Seele und den Geiſt erweitern.

Ein Capitän der Artillerie mit dem titulären Rang als Oberſt-Lieutenant, Herr Lawrence, herrſcht unumſchränkt über Lahore, einen Staat von 4 bis 5 Millionen Seelen. — Herr Clerk, der jetzige Gouverneur von Bombay, verdankt ſeine Stellung ganz allein ſeiner Energie und ſeinem Talent; er hat keine wiſſenſchaftliche Bildung und gar keine Protection.

Ich nehme wenig Intereſſe an den Merkwürdigkeiten, denen ich noch auf meinem Wege begegnen werde; mein Auge iſt ganz auf die Heimath gerichtet.

Die Engländer hier glauben, daß es bald Krieg mit Frankreich geben wird. Worauf ſie dieſe Meinung gründen, weiß ich nicht; ſie behaupten aber es ſei das allgemeine Vorgefühl. —

an Bord und gehen nun mit uns nach Europa zurück, zwei französische Carlisten, die ich in Calcutta kennen gelernt hatte; sehr artige, einfache junge Leute. Durch die politische Lage verhindert ihrem Vaterlande zu dienen, benutzten sie ihre Zeit und ihr Geld um die Welt zu sehen. Ich habe sie gern; par principe gehöre ich zwar zu der andern Partei, aber par goût lebe ich lieber mit dieser.

Von Aden nach der Heimath zurück.

1. Mai bis 30. Juni 1847.

Quae carent ora sudore nostro? Endlich am 1. Mai verließen wir Aden; ich lese auf dieser Reise R. Montgomery Martin's history of the British Colonies Vol. 1. Den 2. Mai sind wir auf der Höhe der Straße Bab-el-Mandeb, den 4. auf der Höhe von Mecca; den 7. sehen wir die Höhe des Sinai; den 8. früh kommen wir in Suez an.

Die Land-Mail vom 25. April, welche ich noch in Suez gelesen, enthielt die Eröffnung des Preußischen Parlaments (des vereinigten Landtags am 11. April 1847); das Bedeutendste, was seit langer Zeit in Deutschland geschehen ist. —

Nachdem wir die Reste des Kanals von Sesostris gesehen, brachen wir den 9. Abends von Suez auf und durchzogen, eine Anzahl Reisende mit uns in zwei Wagen, in der Nacht vom 9. auf den 10., und den 10 Mai die Wüste zwischen Suez und Cairo.

Wir wohnen im hôtel de l'Orient in Boulak, dem Hafenplatze Cairo's am Nil.

Am 11. sahen wir den Bazar, den Sklavenmarkt, die Citadelle, die große Moschee, das Egyptische Museum des Herrn Abbat; am 12. die Gärten von Chubra, auch machte ich einige

Beſuche, und an dieſem und dem folgenden Tage die Bekanntſchaft von Soliman Paſcha, den Oberſten Marie und Varin.

Am 13. beſuchten wir die Pyramiden von Gizeh, die wir bisher ſchon aus der Entfernung von unſern Fenſtern im Gaſthof angeſtaunt hatten; dann ſah ich auch die École de Cavalerie und einen Ofen, in dem die Hühner ausgebrütet werden.

Am 14. beſuchten wir die Gräber der Mamelucken-Fürſten und die der Familie von Ali-Paſcha; wir ſahen einen Tanz der Derwiſche, ich machte die Bekanntſchaft des Herrn Maugel, ingénieur du Barrage du Nil; dann erhielt ich Briefe von Hauſe und vom Miniſter der Colonien.

Den 15. machte ich Beſuche und traf Vorbereitungen zu der Tour, die wir den 16. nach Sakkarah, der Nekropolis des alten Memphis, und zu den vielen Pyramiden in der Nähe, den 17. nach dem Barrage du Nil unternahmen. Den 18. beſuchten wir wiederholt die Stadt, die Bazars, die Moſcheen, den Sklavenmarkt; den 19. ſtattete ich einen Beſuch bei Ibrahim Paſcha ab, in dem Hauſe, in welchem Napoleon gewohnt hatte, Kleber ermordet worden war; ich ſah Arabiſche Dampfbäder; ich hatte die Bekanntſchaft des Engliſchen Conſuls Mr. Murray und des Sir R. Arbuthnot gemacht.

Den 20. verließen wir Cairo nach einem zehntägigen Aufenthalt, und fuhren auf einem kleinen Nildampfboote nach Alexandrien hinab, wo wir den 21. ankommen und im hôtel de l'Orient abſteigen. Dem Niederländiſchen Conſul Herrn Schutz bin ich bereits aviſirt und er iſt ſehr zuvorkommend. Den 22. ſehe ich den Hafen, die Feſtungswerke, die Säule des Pompejus und den Obelisken (Cleopatra's Needle); den 23. den Palaſt des Paſcha, die Phare Catacombes und Bäder der Cleopatra; den 24. die Gärten von Alexandrien und ich vertiefe mich in die Allgemeine Zeitung, die mir hier ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder

durch die Güte des Oesterreichischen Consuls Herrn Laurent zu Gesicht kommt. Den 25. speiste ich bei dem Niederländischen Consul Herrn Schutz und nahm von demselben Abschied. Vier Tage genügen um in Alexandrien Alles zu sehen, Alterthümer, neue Festungswerke und Hafenanlagen. Von allen Merkwürdigkeiten Aegyptens stehen die Pyramiden von Gizeh oben an; dann die Katakomben, die Ruinen von Memphis und Heliopolis, die Citadelle, die Moscheen. Auch von merkwürdigen Menschen sah ich, außer Ibrahim Pascha, die meisten Franzosen, die jetzt in diesem Lande eine Rolle spielen und einen Rückhalt an ihrem heimischen Gouvernement haben: Soliman Pascha, Clot-Bey, den Ingenieur Maugel. Ali Pascha selbst war nicht zu sehen, weil er kürzlich einen Sohn verloren hatte und deßwegen auf dem Lande in Zurückgezogenheit lebte.

Der Aufenthalt in Aegypten ist unter den jetzigen politischen Umständen auch darum sehr interessant, weil die Rivalität zwischen England und Frankreich gerade hier einen Reibungspunkt hat; und bemerkenswerth ist des Pascha's Klugheit und Vorsicht, mit der er vermeidet, es mit einer der beiden Mächte ganz zu verderben. Jene Rivalität macht sich auch geltend bezüglich des Plans, einen Kanal durch die Landenge von Suez zu graben. Die Franzosen treiben zu diesem Bau an, während die Engländer einer Eisenbahn den Vorzug geben würden. Doch hat Sir Herbert Maddock in Calcutta in meiner Gegenwart *Kanal oder Eisenbahn* für ein Englisch-Indisches Bedürfniß erkannt. Gewiß ist es also falsch, wenn die Franzosen voraussetzen, die Engländer fürchteten einen Kanal in der Besorgniß, daß eine feindliche Flotte, die aus dem Mittelmeer den Kanal passire, Indien bedrohen könne; und die Franzosen täuschen sich, wenn sie aus diesem Grunde den Bau eines Kanals befürworten. Vielmehr behaupten viele Engländer, ein Kanal werde für große Segelschiffe von wenig Nutzen sein, wegen der langen und ge-

fährlichen Fahrt durch das rothe Meer und wegen der hier vorherrschenden heftigen Winde; auch würden die Kosten des Kanals sehr hoch sich belaufen. Dagegen sagen die Engländer weiter, der Pascha wolle die Eisenbahn nicht, weil sie den Arabern der Wüste, welche den Transport der Personen und Waaren mit ihren Kameelen treiben, den Verdienst nehmen würde.

Den 26. Mai fahren wir im Oesterreichischen Dampfschiffe Erzherzog Johann von Alexandrien ab, den 27. Creta, den 28. Delos und Naxos vorbei, und langen den 29. in Syra an, das jetzt die zweite Stadt von Griechenland ist.

Die Insel liegt nur eine halbe Tagereise von Athen entfernt; die Stadt präsentirt sich sehr schön, aber wegen der Quarantäne durften wir das Schiff nicht verlassen und mußten uns mit der Aussicht begnügen. Ich lese auf dieser Reise Ottfried Müller, und Daru, histoire de Venise.

Den 30. Mai gingen wir in der Bai von Syra auf das von Smyrna kommende Dampfschiff Imperatore über und fuhren den 31. ab, am 1. Juni zwischen Cythere und der Küste des Peloponnes hindurch, längs diesem am Cap Matapan (Tänarus), Modon (Methone), Navarin (Pylos) vorbei, am 2. Juni zwischen den Jonischen Inseln Ithaka und Cephalonien hindurch nach Corfu (Corcyra), wo wir im Hafen übernachteten. Bei den neuen Befestigungen, die hier ausgeführt werden, gedenkt man, daß Corfu auch durch die tapfere Vertheidigung der Venetianer gegen die Türken merkwürdig ist.

Die Gesellschaft auf den Schiffen war sehr uninteressant, aber eine ziemlich gute Bibliothek entschädigte einiger Maßen dafür. Ich hatte früher die Absicht über Constantinopel und die Donau herauf die Heimfahrt zu vollenden; meine Anfrage deshalb wurde mir im Haag auf die freundlichste Weise zugestanden; die Lust war mir aber vergangen. Ich habe in den letzten Monaten fast

zu viel geſehen; ſelbſt auf Italien und die Schweiz werde ich nur flüchtige Blicke werfen.

Den 3. Juni reiſen wir von Corfu ab, am 4. längs der Küſte von Albanien und Dalmatien; am 5. längs der Küſte von Iſtrien, wo wir im Hafen von Rovigno die Oeſterreichiſche Escadre ſehen, und langen am 5. in der Nacht in Trieſt an. Im Hotel Metternich, in welchem ich abgeſtiegen bin, wohnt eben der Erzherzog Johann, dem ich aufwarte. Ich beſehe mir während des 6. und 7. die Stadt, die Citadelle, das neue Hospital und den Hafen, und reiſe den 8. nach Venedig ab, wo ich denſelben Tag ankomme, den 9., 10. und 11. bleibe. Den 12. gehe ich nach Verona, den 13. Nachts nach Mailand, den 15. nach Como und Chiavenna; den 16. über den Splügen und die Via Mala nach Chur, den 17. nach Zürich, den 18. nach Baſel, den 19. Abends bin ich in Caſſel bei Mainz; den 20. in Hornau, wo ich bis zum 26. bleibe, dann reiſe ich über Frankfurt, Wiesbaden (27.), Cöln (28.), Arnheim (29.), wo ich Forſtner wiederſehe, in den Haag, wo ich am 30. Juni 1847 eintreffe.

Nach der Rückkunft in den Haag lautet der letzte Eintrag in das Gedenkbuch:

1847. Den 12. Juli zum Commandanten der Reſerve-Brigade und fungirenden Gouverneur der Reſidenz ernannt. Den 25. September mit Urlaub nach Hornau abgereiſt.

Es fehlte alſo für meinen Bruder nicht an Anerkennung von Seiten des Königs und deſſen Regierung. Seine Niederländiſchen Freunde, mit deren Mittheilung über den Zweck ſeiner Miſſion nach Indien ich dieſes Kapitel begonnen habe, ſprachen ſich über das Reſultat und ſeine Stellung in den Niederlanden, nach ſeiner Rückkunft aus Indien bis zu ſeinem Tode, in der Weiſe aus, die ich wohl beſſer in den eigenſten Worten wiedergebe:

Cette tâche quelque considérable qu'elle fût, n'était pas au delà des forces de l'Officier qui se chargea de la remplir; et l'expérience prouva qu'elle ne pouvait être mieux confiée.

Le Général remplit toute cette mission avec l'activité et le zèle, qui pour lui étaient une seconde nature. Il visita lui-même tous les lieux et jugea de l'importance stratégique de chaque point, et dans les différents projets qu'il soumit au gouvernement, il sut constamment réunir et faire concourir au même but et les forces actives et les moyens passifs, dont on devait pouvoir disposer dans l'intérêt d'une défense vigoureuse.

Les résultats en ont été des plus satisfaisants, et depuis et encore ses rapports servent comme de donnés surs et de jalons pour se tracer une bonne route.

L'approbation que le Général obtint à son retour se montra de la manière la plus évidente par le commandement le plus important dans l'armée dont il fût aussitôt investi. Le Roi le nomma Commandant de la Brigade de réserve et Gouverneur de la Résidence, et lorsque les mouvements révolutionnaires de 1848 menacèrent d'avoir quelque retentissement dans la ville où il commandait, on s'aperçut promptement que la fermeté et la prudence du Général opposeraient une digue infranchissable aux entreprises des malveillants, et que les bons et sages citoyens pouvaient se reposer en toute confiance sur l'énergie et le coup d'oeil militaire de celui qui répondait de leur sûreté.

Fritz ſelbſt aber ſchrieb in die Heimath:

An den Vater.

Haag, den 14. Juli 1847.

Heute melde ich Ihnen direct, daß die Ungewißheit über meine nächſte Beſtimmung aufgehört hat. Ich bin zum Commandanten der Reſerve Brigade (Garde) ernannt, womit die Functionen eines Gouverneurs der Reſidenz und Commandanten der Provinz Süd-Holland verbunden ſind. Es iſt eine große Auszeichnung und ein Poſten des Vertrauens,

finanziell ſind damit durchaus keine Vortheile verbunden, eher das Gegentheil, und die ſonſtigen eventuellen Schwierigkeiten dieſer Stellung errathen Sie ſelbſt.

Der König, bei dem ich geſtern geſpeiſt habe, war äußerſt gnädig und freundlich; er ſagte: Wir haben dieſe Stelle für Sie aufgehoben, ich weiß, daß ſie in guten Händen iſt.

Alles, was auf meine Indiſche Commiſſion Bezug hat, iſt noch unerledigt und der König ſcheint unſchlüſſig, wie er die Sache zu behandeln hat, da ſehr verſchiedene und auseinandergehende Anſichten dabei zu Tage kommen. Der König ſcheint überhaupt in Folge ſeiner Krankheit etwas unſchlüſſig bei Behandlung ſchwieriger Materien, und ſo verſchiebt er auch die Converſation mit mir über die Militär-Angelegenheiten Indiens. Lange kann es aber nicht ſo fortgehen, denn es ſind Dinge dabei, die ohne Nachtheil nicht unentſchieden bleiben können.

Ich bin in Soeſtdyk bei der Königin, im Loo bei den Oraniſchen Herrſchaften geweſen und überall gnädig empfangen worden, doch von der Königin mit beſonderem Wohlwollen. Bei ihr fand ich auch den Erbprinzen von Weimar und Gemahlin. Bei dieſer Excurſion habe ich Nepveu, van der Capellen und den alten General George aufgeſucht, dem ich den Sohn leider nicht wieder habe zurückbringen können.

An den Vater.

Haag, den 27. Auguſt 1847.

Der König, welcher vor einigen Tagen nach Weimar, Schleſien und Luxemburg abgereiſt iſt, hat mir den erbetenen Urlaub mit folgenden Worten verweigert:

„Ich habe Ihnen dieſe Stelle gegeben, weil ich einen geſcheuten Mann hier brauche; den brauche ich aber am allermeiſten, wenn ich abweſend bin. Ich fühle ſehr gut, daß es nach ſo langer Abweſenheit ihr Wunſch ſein muß, einige Monate bei Ihren Aeltern zuzubringen; ich verſpreche Ihnen, daß Sie Urlaub erhalten ſollen, ſobald ich von meiner Reiſe zurückgekehrt bin; dann bleiben Ihnen noch immer ein paar ſchöne Monate vor dem Winter.“ Sic.

Dabei mußte ich mich natürlich beruhigen; die Abweſenheit des Königs wird ſechs Wochen dauern.

Hier im Haag habe ich in meiner Eigenſchaft als Gouverneur der Reſidenz den König von Würtemberg empfangen müſſen, der einige Tage ganz incognito bei ſeiner Tochter verweilte; ich habe ſeine Whiſtpartie in ganz kleinem Comité gemacht.

Ich freue mich, daß Max den Herzog von Naſſau nach England begleitet; der Aufenthalt dort wird in jeder Beziehung intereſſant und lehrreich für ihn ſein; man athmet dort eine ſehr geſunde Luft.

Ich bin jetzt im Gleis; — aber ob ich lange in dieſem Gleis bleiben werde, iſt ungewiß. Es liegt wahrſcheinlich noch in meiner Hand das Commando in Indien anzunehmen; aber die Bedingungen werden ſchwerlich ſo brillant ſein, daß ich mich dazu bewegen laſſe.

Meine Verhältniſſe hier ſind ſehr angenehm, die geſelligen beſonders; le revers de la médaille iſt große Gebundenheit und unzureichender Gehalt bei unvermeidlichen außerordentlichen Ausgaben.

Mit allen hieſigen Diplomaten bin ich auf dem beſten Fuße, beſonders mit den Oeſterreichern, — Graf Eſterhazy und Fürſt Schönburg. Eben hatte ich den Beſuch des de Buſſieres, den Sie im Anfang der dreißiger Jahre in Darmſtadt kennen gelernt haben; er iſt nun hier Franzöſiſcher Geſandter und will Ihnen empfohlen ſein.

Von allen Seiten erhalte ich Beweiſe des Wohlwollens und Vertrauens. Auch mit dem Miniſter der Colonien ſtehe ich ſehr gut; der König wollte mir für die Sendung nach Indien eine Decoration geben; ich ſelbſt habe gebeten es nicht zu thun, bis mein Rapport geleſen und beurtheilt ſei.

Fritz an Max.

Haag, den 23. September 1847.

Der König, der geſtern wohl und zufrieden mit ſeiner Reiſe zurückgekommen iſt, hat mir ſogleich einen zweimonatlichen Urlaub zugeſtanden. Uebermorgen reiſe ich ab über Bugt und

Brüſſel, um Rigot und Noël zu beſuchen; an jedem dieſer Orte werde ich mich nur einen Tag aufhalten, ſo daß ich den 29. Abends in Cöln ankommen kann, und den 30. oder ſpäteſtens den 1. October bei Dir in Wiesbaden ſein werde. Uniform bringe ich nicht mit; ſonſt bin ich zu allen kleinen Excurſionen bereit, worunter die nach Monsheim freilich auf dem Vordergrund ſteht.

Wie iſt es möglich, daß den Vater meine Zukunft präoccupirt! Wenige Menſchen in der Welt haben ihre Zukunft ſo ſehr in der Hand als ich; wenige leben in ſorgenfreieren Verhältniſſen; warum alſo Geſpenſter ſehen? Doch dieſe und andere Fragen wollen wir mündlich abhandeln; und ex professo mit Dir und Heinrich die Deutſchen Angelegenheiten.

Die zwei Monate Ruhe in Hornau werden mir gut thun; unter Ruhe verſtehe ich blos zwei Monate ohne Uniform und Soldaten. Sonſt weißt Du wohl, daß meine Grabſchrift ſein ſoll: Obiit den und den, quo die primum quievit.

Zehntes Kapitel.

Das Jahr 1848 und der Tod.

Zehntes Kapitel.

Das Jahr 1848 und der Tod.

So war Fritz, nach dreijähriger Abwesenheit über See, während welcher er die vier andern Welttheile berührt hatte, zunächst zu der früheren Doppelstellung in den Niederlanden und zu Deutschland zurückgekehrt, bald auch in Europäischen Zuständen wieder heimisch geworden.

Worauf er beim Scheiden gehofft, was er in Augenblicken, in welchen seine Seele der fernen Heimath sehnsüchtiger zugewendet war, von der Vorsehung als eine Gunst sich erbeten, und dann, der Heimkehr näher, zum Voraus mit Inbrunst ihr verdankt hatte, das war in Erfüllung gegangen; aus dem engeren Kreis der Familie war kein Haupt geschieden.

Alle hatte er wieder gefunden: die greisen Eltern, noch ganz rüstig, in der vollen Empfindung des Glücks und dafür dankerfüllt, daß es ihnen beschieden war, den geliebten und ausgezeichnetsten Sohn wieder in die Arme schließen zu können; alle Geschwister in Eintracht, und die Brüder, bei dem dumpfen Grollen der herannahenden Stürme, jeder in seiner Stellung des „Capessite rempublicam“ eingedenk.

Die Eintracht unter uns Brüdern, auf die der älteste, gleich dem Vater, so großen Werth setzte, war zwar niemals ernstlich und dauernd gestört worden; doch darf ich hier nicht unerwähnt

laſſen, daß Max ſeine eigenen Bahnen gegangen war, die uns öfter Beſorgniſſe eingeflößt hatten. Mit ſeiner Parteinahme für die katholiſche Sache war er ſchon in Bonn 1837 durch Studien zu politiſchen Theorien, durch perſönliche Verbindungen in politiſche Kreiſe gekommen, die uns andern Brüdern fremd waren. Nach ſeiner Auffaſſung alter nationaler Berechtigung zur Einheit unter der Kaiſerkrone war er faſt ein Deutſcher Legitimiſt zu nennen. Wenn ſeine Anſichten auch nicht ſchroff hervortraten, ſo ſetzte er doch ſeine Hoffnungen für Deutſchlands Zukunft vielmehr auf wiederkehrende Concentration von Autorität und Macht, als auf parlamentariſche Entwicklung, die uns ältern Brüdern als die Vorbedingung der Zeit, als der Weg zum Ziel und als die Farbe der Familie galten. Er ſtand mit ſeinen Anſichten ſelbſt unter der Naſſauiſchen Staatsdienerſchaft allein. Die Macht der Ereigniſſe, die Nothwendigkeit zu handeln, gerade im Naſſauiſchen Intereſſe zu handeln und in unſre Wege einzulenken, brachten uns jetzt den jüngſten Bruder wieder näher, zur großen Befriedigung des Aelteſten und nicht ohne deſſen erneuerten Einfluß.

Fritz ſelbſt war, kaum nach Holland zurückgekehrt, mit Auszeichnung überhäuft worden und befand ſich ſofort in einer Stellung, in welcher es ſelbſt hohem Ehrgeiz nach äußeren Ehren hätte genügen können. Was aber mehr als dieſe neuen Ehren ſagen wollte, er war, unentnervt vom tropiſchen Klima, an Wiſſen und Erfahrungen bereichert, geiſtig verjüngt durch die mannigfaltigſten Eindrücke, welche Natur und Menſchen unter den verſchiedenen Zonen, und die Anſchauung großartigſter Verhältniſſe auf ihn geübt hatten, mit ſeiner ganzen Thatkraft und Thatenluſt, aber auch mit ſeiner ganzen Vaterlandsliebe, der Alte geblieben.

Es mochte des Glückes zu viel ſein, das mit des Bruders Rückkehr in dem Familienkreiſe eingekehrt war! Aeußere Ehren waren es nicht, die er geſucht hatte oder ſuchte; ſie ſchienen ihm nur in ſoweit von Werth, als ſie dem Thatendrang die Bahn

eröffneten. Schon von Aſien aus hatte er, ſeine möglichen Entſchlüſſe beſprechend, geäußert, daß er für ſeine Zukunft nichts ſo ſehr fürchte als eine müßige Sinecure, die ihn nach Holland banne. Leben iſt wirken, das war ſeine Loſung; für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu wirken, wo dazu eine Bahn ſich öffne, das war ſein Ehrgeiz. —

Während der Indiſchen Reiſe meines Bruders war auch in Deutſchland in weiteren Kreiſen der Ruf erklungen von ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit, von ſeiner patriotiſchen Richtung, von ſeinen Leiſtungen und Fähigkeiten.

Was ich dazu thun konnte, ſeitdem ich mich, von 1846 an wiederum durch Wahl in die 2. Kammer der Stände des Großherzogthums Heſſen berufen, an dem öffentlichen Leben und an den zur nationalen Einheit drängenden Beſtrebungen lebhafter betheiligte, das habe ich nicht verſäumt, und von jeher leuchteten ſtolzer des Vaters Augen, wenn er von ſeinem Aelteſten ſprach. Die politiſchen, militäriſchen und philoſophiſchen Aufſätze und Denkſchriften des Fritz, die er bei ſeiner Abreiſe nach Indien zum Theil in meinen, zum Theil in Marens Händen gelaſſen hatte, und von denen manche erſt dadurch und ſeitdem mir bekannt geworden waren, beſonders diejenigen unter dieſen Denkſchriften, welche die vaterländiſchen Zuſtände zum Gegenſtande haben und in dem erſten Theile enthalten ſind, waren unter meinen Freunden und näheren Bekannten von Hand zu Hand gegangen und gewürdigt worden. In anderen Kreiſen hatte Max ſeinen militäriſchen vormaligen Chef geltend zu machen gewußt, und es iſt die geiſtreiche Art bemerkt worden, in der Fritz ſchon früher den Vater um der kleinen Indiscretionen willen zu necken liebte, die dieſer mit einer andern Auswahl ſeiner für die Oeffentlichkeit nicht beſtimmten Aufſätze und Denkwürdigkeiten ſo gern ſich geſtattete. Es konnte daher nicht fehlen: wenn das Deutſche Reformbeſtreben, für welches im Laufe des Jahrs 1847 der

ſchwache Anfang einer Parteibildung beſtand, zu Kräften kam, und wenn ein neues politiſches Syſtem auch neue Menſchen erforderte, ſo mußte die öffentliche Aufmerkſamkeit auf Fritz ſich richten. Davon offenbarten ſich ſchon Spuren, auf die ich zurückkomme, als Fritz wiederum ſeinen erſten längeren Urlaub, in den Monaten October und November 1847, im Vaterlande zubrachte, wohin wir ihn am Schluſſe des vorigen Kapitels haben abreiſen ſehen. Nachdem er am 27. November in den Haag zurückgekommen war, fand er zunächſt viele, namentlich auf Indien bezügliche Geſchäfte vor, die während ſeiner Abweſenheit gereift waren; alsbald aber tritt in der Familiencorreſpondenz die zunehmende Verwickelung der Deutſchen Angelegenheiten in den Vordergrund, und daran knüpft ſich der Wendepunkt ſeines Schickſals.

Wie dieſe Blätter weſentlich die Beſtimmung haben von „dem Mann der That“ ein Spiegelbild zu geben, damit der Freund des Vaterlandes daran ſich erbaue und ein Beiſpiel nehme, ſo ſei an dieſem Wendepunkt des Schickſals meines Bruders, und in Beziehung darauf, neben der von ihm entworfenen Zeichnung des allgemeineren Charakterbildes „des Mannes der That,“ das am Schluß des dritten Bandes mitgetheilt wird, noch eines beſondern erwähnt.

Fritz hatte ſich in ſehr früher Zeit an einer dramatiſchen Skizze verſucht: der Tod des Stilicho. Von dieſer Skizze liegen außer der Anlage nur wenige Bruchſtücke mehr ausgearbeitet vor, unter dieſen ein Monolog, den er den Stilicho, auch einen Mann der That, in Vorahnung ſeines nahen gewaltſamen Todes ſprechen läßt. Mit dieſer Analogie iſt die Urſache gegeben, warum ich jener Jugendarbeit an dieſer Stelle gedenke. Wir haben geſehen, wie Fritz frühere poetiſche Anwandlungen ſpäter mit ſeinem Spotte

ſelbſt zu geißeln pflegte; nicht der poetiſche Werth oder Unwerth alſo, ſondern nur die Beziehungen zu ſeiner eignen Natur und Lebensphiloſophie ſind es, die zur Mittheilung folgenden Bruchſtückes beſtimmen.

Es wird mir klar, daß ich zum Ende eile.
Die Röm'ſche Erde iſt es müde länger
Den Stilicho zu tragen. O gewiß
Hat er die Todesworte ſchon geſchrieben,
Der bebende Tyrann, dem man nicht Haß —
Nur Mitleid zollen kann. — Verächtlich iſt
Vor allen Feigen doch ein feiger Fürſt!
Honorius, du zitterſt, wenn die Wache
Vor deiner Thür mit ihren Waffen klirrt;
Und naht ſich wirklich die Gefahr, — dann ſchüttelt
Das Fieber deiner Furcht dich ſo gewaltig,
Daß du den Dolch auf deinen Retter zückſt.
Doch keine Klagen! denn die Stunden eilen
Und warten nicht auf's Ende unſrer Klagen.
Was mir vom Leben bleibt, dem Rückblick ſei es
Auf die Vergangenheit geweiht. Schreibt doch
Der alte Weiſe vor, daß jeden Abend,
Bevor der Schlaf das müde Aug' erquickt,
Der Menſch mit ſich des Tages Rechnung ſchließe!
— Das iſt zu viel verlangt! Wie manche Nacht
Hab' ich durchwacht, das ſorgenvolle Haupt
Auf meinen Arm geſtützt, — um Rath zu ſuchen!
Die Zukunft lag mir ob, die That für morgen; —
Da war nicht Zeit die abgetha'nen Dinge
Lang' zu betrachten und gar zu erwägen,
Wie das Geſcheh'ne anders konnt' geſchehen? —
Jetzt, da mein Lauf vollendet iſt, da Nichts
Zu thun mehr bleibt als nur der eine Schritt —
Der unvermeidlich iſt, und eben darum
Der Ueberlegung nicht bedarf, — jetzt blick' ich
Mit Freuden hin auf meines Lebens Tage. —
Hab' Dank, du ew'ger Lenker der Geſchicke!
Der Thatkraft, die in meiner Bruſt ſich regte,
Haſt du die Schranken weit geöffnet! Kühn
Darf ich den Helden mich zur Seite ſtellen,
Die Roma's heil'ge Wiege einſt beſchützten.
Sie trafen in die Jugend ihres Volks,
Das, freiheitſtolz und ſelbſt vom Ruhm begeiſtert,
Sie auf der Bahn des Ruhmes mit ſich fortriß.

Die Glücklichen! Für ſie war kämpfen — ſiegen!
Mein Loos war nicht ſo ſchön; — nicht minder groß!
Ein müdes Volk hab' ich erweckt vom Schlummer;
Der Lorbeer, welchen tapfre Väter pflanzten,
Er lag entwurzelt von gewalt'gen Stürmen;
Mit ſtarkem Arm hab' ich ihn aufgerichtet.
Noch ſtehet Rom, ein ſtolzer Leuchtthurm, da!
Den Fuß beſpült der Wellenſchlag der Zeit,
Hoch in die Wolken ragt ſein ſtrahlend Haupt!
Ob's lang' noch ſtehen wird? — wer kann es ſagen!
Vielleicht iſt ihm der Tag des Schickſals nah,
Denn nur der Wechſel hat Beſtand auf Erden!
Das dürre Blatt fällt von des Herbſtes Wehen;
Dann ſproßt der friſche Keim. Der Väter Aſche
Zerſtreut der Fuß der jüngeren Geſchlechter,
Und neue Städte blühen auf Ruinen.
Des Menſchen Werk iſt nicht für Ewigkeiten,
Und was er baut, — vergänglich iſt's wie er! —
Beruhigt kann ich dieſe Welt verlaſſen,
Nicht als ein Schuldner werd' ich von ihr ſcheiden. —
Doch du, — du Jenſeits, das ſo dicht verhüllt
Und doch ſo nahe vor mir ſteht, darf ich
Mit Zuverſicht auf dich die Blicke richten? —
Wär's wahr, — was unſre Prieſter eifrig lehren,
Daß Demuth und Gebet die einz'gen Schlüſſel
Zur Himmelspforte ſind, — dann ſtünd' es ſchlimm
Mit mir; ich war ein ſeltner Gaſt im Tempel.
Ich mocht' nicht täglich meine Alltags-Noth
Hin zu den Stufen deines Thrones tragen,
Allmächtiger! Im Sturm hab' ich mir ſelbſt
Vertraut; im Schmerz verſchloß ſich meine Bruſt,
Verſtummend floh die unterdrückte Klage
Das Antlitz deiner ſtillen Majeſtät —
Doch in des Lebens höheren Momenten,
Wann großer Männer Beiſpiel mächtig ſpornte,
Wann edler Vorſatz, muthiger Entſchluß,
Wann Hochgefühl der Tugend mich durchdrang, —
Der Funke dann, der ewig iſt wie du,
Zur Flamme angefacht im Buſen glühte, —
Dann fühlt' ich deine Nähe; — der Gedanke
Stieg als Gebet empor, und dir geweiht,
— Glaubte ich — ahnungsvoll Unſterblichkeit.
Ja, von dem dunkeln Räthſel, welches uns
Die grauſam kalte Sphinx, das eigne Leben

Am Rand des Abgrunds, zu errathen giebt,
Iſt die Unſterblichkeit das Wort der Löſung;
Unſterblichkeit, du glänzend Meteor!
Du taucheſt aus dem Meere der Gedanken
So glühend auf, daß unſer Aug' erblindet.
Wie arm ſind unſre Dichter, unſre Weiſen,
Wenn ſie dich denken, dichten! O! Wer möchte
Bei deinen Göttern ruhen, Epicur,
Und, von Idyllen-Freuden eingewiegt,
Die thatenloſe Ewigkeit verträumen!
Leben iſt wirken! Einen Thatenhimmel!
Den fordre ich; und euch will ich vertrauen,
Ihr Sterne dort am Himmelszelt; ihr werdet
Als Sonnen leuchten in der Grabesnacht.

Der nachfolgende Briefwechſel iſt ein ziemlich vollſtändiger Faden, und nicht blos der Familiengeſchichte der nächſten Monate.

Fritz an den Vater.

Haag, den 12. December 1847.

In ein paar Tagen werden Sie ſich alſo nach Darmſtadt begeben; laſſen Sie auch von dort oft etwas hören.

Heinrich hat ſich feſt vorgenommen, ſo viel es ſeine Stellung erlaubt, Alles zu vermeiden, was Sie beunruhigen oder Ihnen den Aufenthalt dort verleiden könnte. Wenn nur die Verhältniſſe nicht ſtärker ſind als die Vorſätze; denn in Deutſchland und in ganz Europa ſcheint ſich Alles immer mehr zu verwickeln.

Die Angelegenheiten in der Schweiz beſchäftigen hier ſehr die Gemüther. Oeſterreich, das am wenigſten ſpricht, ſoll, wie ich höre, am meiſten entſchloſſen ſein zu interveniren. Mir ſcheint es, der König von Preußen hat ohne dringende Nothwendigkeit eine Kriſis herbeigeführt, deren Folgen ſchwer zu berechnen ſind, da das Franzöſiſche Gouvernement wahrſcheinlich nicht in der Lage iſt, eine eben ſo entſchiedene Sprache zu führen, gegenüber der im eigenen Lande herrſchenden Stimmung. Ich dächte der König von Preußen hat ohnehin ſchon Werg genug am Rocken. An Winterunterhaltung wird es wohl nirgends fehlen. — — —

— — — Die politiſchen Verwickelungen in Europa ſind aber auch vielleicht Urſache, daß man hier deſto vorſichtiger und gemäßigter iſt. Dieß gilt von der Oppoſition in den Generalſtaaten, womit aber nicht geſagt iſt, daß die Wünſche der Nation nicht weiter gehen.

Von Indien rede ich nicht mehr, denn es ſcheint mir ſehr ferne zu liegen. Ich glaube, man denkt nicht mehr daran, weil man fühlt, daß man es mir ohne große Vortheile nicht zumuthen könnte. Aber meine Indiſchen Geſchäfte gehen ihren Gang: der Miniſter der Colonien macht alle Vorträge an den König ganz im Sinne meiner Vorſchläge, und ſie erhalten meiſtens die Königliche Gutheißung. Die Geburtsfeſte ſind nun vorüber; der König hat mir das Großkreuz des Luxemburgiſchen Ordens gegeben, mit den Worten: „Das haben Sie aus Indien zurückgebracht.“ Der Prinz von Oranien hat mir mit einem eigenhändigen Briefe auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe die Decoration geſchickt, die er ſelbſt getragen.

Fritz an den Vater.

Haag, den 19. December 1847.

Aus Ihrem Briefe vom 14. habe ich mit Vergnügen erſehen, daß Sie mit dem Empfang und auch mit der politiſchen Einleitung in Darmſtadt zufrieden ſind.

Ich danke Ihnen ſehr für die Nachrichten von Heinrich, denn direct habe ich keine. Wenn Heinrich ſchreibt, ſind ſeine Briefe immer ſehr herzlich, ausführlich und in Alles eingehend, aber er entſchließt ſich ſchwer dazu.

Meine geſelligen Verhältniſſe ſind angenehm aber zeitraubend. Das Corps diplomatique überhäuft mich mit Einladungen. Der König und die Königin, der Prinz und die Prinzeſſin von Oranien, behandeln mich mit Auszeichnung und Vertrauen, — faſt zu viel, wenn ich an die Jalouſie denke. Mit allen Miniſtern, mit denen ich zu thun habe, ſtehe ich gut; beſonders mit denen des Kriegs, der Colonien, der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten. Ich will Ihnen meine Lebensweiſe erzählen:

Ich ſtehe vor 7 Uhr auf, frühſtücke und leſe bis es Tag geworden iſt, und abſolvire dann meine Dienſt- oder Privatcorreſpondenz. Zwiſchen 10 und 12 Uhr kommen ſucceſſiv die vier Perſonen, welche meinen Stab ausmachen: zuerſt Capitän van Troyen, der Adjudant für das Provinzial- (Territorial-) Commando; dann Lieutenant d'Harvant, mein Adjudant; dann Major van Voorſt, als Chef des Generalſtabs; dann Capitän Le Clercq für die Indiſchen Sachen. Von 12 bis 2 Uhr bleibe ich meiſtens zu Hauſe; — es iſt die Viſitenzeit; manchmal mache ich ſelbſt Viſiten in den Häuſern, wo ich familiären Zugang, oder bei einem der Miniſter, mit welchem ich Geſchäfte habe. Zwiſchen 2 und 3½ Uhr iſt die Zeit der Promenade, zu Fuß oder zu Pferde. Wenn ich den Uebungen der Truppen beiwohnen will, ſo geſchieht es zwiſchen 10 und 12 Uhr, das iſt aber im Winter ſelten. Von 3½ bis 5 Uhr gehe ich in den Club (das ariſtokratiſche Caſino des Hofs und der Diplomatie), plaudere, leſe die Zeitungen oder mache eine Partie Schach. Ein- oder zweimal in der Woche gehe ich in die große Societät, d. i. das Caſino für die Stadt, Beamte und Officiere. Um 5 Uhr iſt die Eſſensſtunde, ich eſſe in geſchloſſener Geſellſchaft, wo ſich ein Dutzend alter Junggeſellen von Rang (Generale, Staatsräthe u. dergl.) einfinden; aber in den Wintermonaten bin ich die meiſten Tage eingeladen, gewöhnlich zweimal in der Woche bei Hofe oder einem der Prinzen. Von 7 bis 9 Uhr kann ich in's Theater gehen; ich habe einen Freiplatz in der Königlichen Loge, aber ich mache ſelten Gebrauch davon. Um 8½ oder 9 Uhr fangen die Abendgeſellſchaften an. Es gibt viele Häuſer, die feſte Tage haben, wo man gewiß iſt zu Hauſe und zahlreiche Geſellſchaft zu finden. Zweimal in der Woche werde ich in der Regel zum Thee bei der Königin oder Prinzeſſin von Oranien eingeladen. Bei der Königin wird nicht geſpielt, bei der Prinzeſſin von Oranien wird eine Partie Whiſt gemacht. Sowohl bei der Königin als bei der Prinzeſſin iſt der Cirkel ſehr klein und auf die Perſonen, die zum Hofe gehören, beſchränkt. In den andern Häuſern findet man immer eine Partie, wenn man ſie will. Gegen Mitternacht trennt man ſich; bei Hofe meiſtens

ſchon um 11 Uhr. So verliert man den Tag. — Sie ſehen, daß es an Zerſtreuung nicht fehlt, wohl aber an Zeit zu ſolider Beſchäftigung. — Ich muß noch hinzufügen, daß dieſe Lebensweiſe gewöhnlich mit dem Geburtstage des Königs (6. December) anfängt und nach Oſtern aufhört. Im Sommer iſt der Haag ſtill, man iſt auf dem Lande. — Wie haben die Mächte (außer England) ſich in den Schweizerangelegenheiten blamirt!

Sie ſollten doch einmal Ernſt machen und während Ihres Aufenthalts in Darmſtadt Sachverſtändige beauftragen, Monsheim zu ſchätzen. Es iſt ja doch nöthig, darüber im Reinen zu ſein, wenn irgend ein definitives Arrangement zu Stande kommen ſoll. Die Schätzung bewahrt vor Ueberſchätzung, Sie werden ja dadurch nicht gebunden. Heinrich fürchtet ſich davor, dieſe Chorde zu berühren, oder gar Vorſchläge zu machen, da die Sachverſtändigen, welche er vorſchlagen würde, leicht für parteiiſch gehalten werden könnten.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 27. December 1847.

Manches fordert mich auf, Manches ſollte mich abhalten Dir heute zu ſchreiben; aber ich folge dem Triebe und will mit meinem Glückwunſch zur Geburt eines Sohnes nicht länger warten, obgleich der Vater mir einen Brief von Dir angeſagt hat, den ich dann ſpäter beantworten will. Die Briefe des Vaters aus Darmſtadt folgten ſich raſch hinter einander, und alle ſprachen Zufriedenheit aus, Zufriedenheit mit dem Empfang und den Artigkeiten, auf die er nun einmal Werth legt, aber auch Zufriedenheit mit der politiſchen Lage und mit Deinem Auftreten, das er ſelbſt ſehr gemäßigt nennt.

Ich freue mich ſehr auf die Deutſche Zeitung, die ich vom 1. Januar an halte; die Allgemeine Augsburger wird doch matt; und was die Mäßigung betrifft, ſo wirſt Du ſelbſt am beſten beurtheilen, was auf die gegebenen Zuſtände paßt und zum Ziele führen kann.

Hier iſt die Neuigkeit des Tags ein Miniſterwechſel, nämlich drei Miniſter wechſeln oder treten aus, davon iſt nur

van Hall, der Finanzminiſter, politiſch bedeutend. Wie man ſagt, hat er ſeine Entlaſſung genommen, weil er bedeutende Veränderungen des Grundgeſetzes im Miniſterrath nicht durchſetzen konnte, man hofft mit weniger durchzukommen. Van Hall iſt nicht beliebt, aber Talent und Energie ſpricht ihm Niemand ab. Sein Rücktritt läßt eine ſtürmiſche Debatte in den Generalſtaaten vorſehen, wenn einmal die Veränderung der Verfaſſung zur Sprache kommt.

Es wird alſo dieſer Miniſterwechſel im Ganzen nicht günſtig beurtheilt; ich ſehe übrigens keine andere Gefahr dabei, als daß man ſpäter vielleicht gedrungen wird zuzugeſtehen, was man beſſer als freiwillige Gabe angeboten hätte. Eigentlich ſind es doch nur die Finanzen, d. h. die Schuldenlaſt, die uns drückt; ſie wird durch keine Veränderung des Grundgeſetzes erleichtert.

Fritz an Mar.

Haag, den 14. Januar 1848.

Lieber alter Mar, Du haſt ganz recht Dich über mich zu beſchweren, und ich begreife auch, daß Dich die Circularſchreiben wenig erbauen. Das Herumſchicken der Briefe war, ſo lange ſie aus Indien kamen, ganz natürlich; jetzt iſt es ganz überflüſſig geworden.

Ueber den Rücktritt van Hall's habe ich Dir ſchon geſchrieben; ich füge nachträglich noch bei, daß man ſeine Manieren und ſeine Anſprüche müde war, und alſo gern eine Gelegenheit ergriff ihn los zu werden. Die Gemäßigten ſehen es als einen Verluſt an, weil man ihm Kopf und Energie nicht abſprechen kann. Er iſt übrigens ein ſehr reicher, unabhängiger Mann.

Die Generalſtaaten werden erſt im Februar zuſammenkommen; dieſe Friſt haben die neuen Miniſter nöthig, um das vorzubereiten, was ſie vorlegen wollen.

Forſtner erkundigt ſich oft nach Dir und läßt Dich grüßen; ich ſehe ihn nicht ſehr viel, weil wir verſchiedene Allüren haben, doch beſuche ich ihn wenigſtens einmal in der Woche Abends und ſtehe auch bei ſeiner Frau mehr in der Gunſt, als

ein ſo weltlich geſinnter Menſch als ich, es verdient. Ich habe ſie aber auch gern, trotz ihrer puritaniſchen Anſichten.

Gegen Heinrich ſtehe ich in ſchwerer Schuld, die ich aber doch nächſter Tage abtragen will; es iſt nicht Trägheit, ſondern andere Schwierigkeiten, welche meine Antwort verzögert haben.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 16. Januar 1848.

Ich muß mich entſchuldigen, lieber Heinrich, daß ich Deinen Brief vom 1. des Jahrs ſo lange unbeantwortet gelaſſen habe. Es ging mir wie es Dir oft ergeht; der Wunſch einen ausführlichen, die Fragen erſchöpfenden Brief zu ſchreiben, ließ mich nicht dazukommen, die Feder in die Hand zu nehmen.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich Deinem Wunſche in Beziehung auf Militärorganiſation entſprechen könnte; aber die Sache umfaßt zu viel und läßt ſich in einem Briefe nicht abthun. Ich thue Dir alſo zwei Vorſchläge: ſchicke mir das bei Baſſermann erſchienene Buch, ich will es beurtheilen und meine abweichenden Anſichten motiviren; — ferner: ſtelle mir beſtimmte Fragen, die ich alsdann beantworten will. — Vorläufig und im Allgemeinen nur Folgendes:

Durch die Begebenheiten in der Schweiz muß man ſich nicht verführen laſſen von der Volksbewaffnung *allein* und ohne ſtehendes Heer zu viel zu erwarten; erſtens, weil die Maſſe der Schweizer, die als Officiere, Unterofficiere und Soldaten in fremden Dienſten das Handwerk gründlich gelernt haben, das Mittel an die Hand gibt gute Cadres zu formiren; zweitens, weil hier doch nur Landwehr der Landwehr gegenüber ſtand.

Eine gute Landwehr hat großen Werth und geſtattet große Erſparniſſe im Frieden; aber man muß nur nicht vergeſſen, daß der Werth und die Brauchbarkeit der Landwehr in demſelben Grade wächſt, als ſie in engere Beziehung zum ſtehenden Heere kommt; alſo durch Officiere und Unterofficiere commandirt wird, die in der Linie gebildet ſind (nicht *alle*, aber doch viele und beſonders die Bataillons- und Compagnie-Com-

mandanten und die Adjudanten). Die militäriſche Ordnung und Disciplin und das Vertrauen in erfahrene Anführer iſt im Kriege die Hauptſache und kann durch nichts erſetzt werden.

Alſo eine Landwehr gewiß, aber nur um das ſtehende Heer zu verſtärken, nicht um es ganz zu erſetzen; und nur Infanterie, bei den andern Waffen wird die Landwehr dem Zweck nicht in demſelben Maße entſprechen. Doch genug von dieſem Gegenſtande. Das Koſtbare in unſerm Deutſchen Militäretat liegt hauptſächlich darin, daß jeder kleine Staat alle die Einrichtungen beſitzen will, welche große Staaten haben: Militärſchulen, Arſenale, Gießereien, Generalſtäbe u. ſ. w.; Alles das ſollte nur gemeinſchaftlich dargeſtellt werden für eine Population von wenigſtens 3 bis 4 Millionen und ſelbſt noch mehr.

Ich komme nun zum Schluß, zu der Finanzfrage. Ich habe in meinem letzten Briefe den Vater gebeten, Monsheim durch unparteiiſche Sachverſtändige ſchätzen zu laſſen, damit er über den wahren Werth ins Reine kommt und Du einen Entſchluß faſſen kannſt. — Wenn Du die Acquiſition von Monsheim für Dich oder für uns gemeinſchaftlich thunlich erachteſt, bin ich bereit 30,000 Gulden dafür disponibel zu ſtellen und mich mit 3 Procent Intereſſen zufrieden zu ſtellen. Sollte ich durch veränderte Verhältniſſe (Judien, was mir aber zweifelhafter wird) ein größeres Kapital dazu verwenden können, bin ich auch dazu unter gleichen Bedingungen erbötig.

Die Deutſche Zeitung hält mich ſo ziemlich au courant, und was ſie nicht ſagt, hoffe ich von Dir, dem Vater und Mar zu vernehmen. Ich danke Dir ſehr für Deine Mittheilungen, und freue mich über Deine Wirkſamkeit. Du wirſt Deine Rolle gewiß mit Würde und Conſequenz durchführen, und die Schwierigkeiten überwinden.

Fritz an den Vater.

Haag, den 22. Januar 1848.

Viel Bedeutendes habe ich nicht; der Haag iſt ſehr ſtill, wozu die ungünſtigen Berichte aus Madeira ſehr viel beitragen. Die letzten Nachrichten ſind vom 9. Januar; der Leibarzt der

Königin-Wittwe ſcheint wenig Hoffnung zu haben den Prinzen Alexander zu retten. Das Klima, auf das man ſeine Hoffnung geſetzt hatte, bewirkte noch keine Beſſerung. Unſere Königin iſt von dieſer Trauerbotſchaft ſehr ergriffen; der König montirt ſich, aber er ſieht ſehr übel aus, wozu auch anderweitige Präoccupationen beitragen mögen.

Am 1. Februar kommen die Generalſtaaten zuſammen: die Vorſchläge, welche die Regierung in Beziehung auf die Veränderung des Grundgeſetzes machen wird, ſollen 28 Artikel betreffen; mehr weiß ich bis jetzt noch nicht. Die Preſſe iſt jetzt ziemlich gemäßigt; man wartet die Mittheilungen ab, und dann wird die Oppoſition in den Generalſtaaten nicht heftig, aber feſt und compact ſein, wenn die Vorſchläge den Wünſchen und Erwartungen nicht entſprechen ſollten.

Es iſt wahrſcheinlich, daß es ſich im kommenden Monat entſcheidet, wie man es mit mir in Beziehung auf Indien zu halten denkt; denn das Gouvernement muß eine Entſcheidung nehmen, da General van der Wyck nicht länger als das laufende Jahr (1848) dort bleiben will. Meine Anſichten ſind unverändert geblieben; es wird auf die Bedingungen ankommen.

Alles deutet darauf hin, daß wir einem merkwürdigen Jahr entgegen gehen. Ueberall fehlt es an bedeutenden Perſönlichkeiten, die im Stande wären auf die öffentliche Meinung einen überwiegenden Einfluß auszuüben. Ein langer Friede läßt ſie in mehr abſoluten Monarchien nicht aufkommen, weil ſie läſtig ſind.

Fritz an Max.

Haag, den 15. Februar 1848.

Vor allem Andern mein herzlicher Glückwunſch. Ich glaube übrigens, daß man das, was die Alten von der Zahl der Tiſchgenoſſen ſagen, auch auf die Zahl der Kinder anwenden kann: nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über die Zahl der Muſen.

Nun zu meinen Sachen. — Vor etwa 14 Tagen war ich beim Miniſter Baud in Geſchäften. Er ſagte mir: Der König

hat mir noch einen andern Auftrag gegeben; er bedauert, daß Sie so bestimmt erklärt haben nicht wieder nach Indien gehen zu wollen; ich soll mich bei Ihnen erkundigen, ob Sie sich nicht dazu entschließen könnten.

Antwort: Meine Dienstverhältnisse sind hier so angenehm, daß es ein großes Opfer wäre, sie gegen andere zu vertauschen; ich kann also die Versetzung nach Indien nicht wünschen; auch würde es meiner Familie sehr leid thun. — Meine Vorgänger in Indien haben alle auf großem Fuße gelebt; ich würde als Commandant der Armee nicht gern anders leben; dann bleibt vom Gehalt wenig übrig. Und was könnte mich anders bewegen, als die Aussicht in Indien einen sehr nützlichen und bedeutenden Wirkungskreis zu finden, und die Gewißheit so viel zu erwerben, daß ich viel für meine Familie leisten kann.

Baud erwiederte: er fände das sehr natürlich; ob ich meine Bedingungen machen wolle?

Antwort: Nein, ich will die Vorschläge abwarten; ich hoffe aber, daß man es mir nicht übel nehmen wird, wenn ich sie nicht annehmlich finde.

Baud: Gewiß nicht; aber ich wünsche sehr, daß Sie hingehen.

Nach ein Paar Tagen traf ich Baud in Gesellschaft. Er nahm mich freundlich bei Seite und sagte: Der König will selbst mit Ihnen sprechen. — Seitdem (8 Tage) habe ich den König ein paarmal gesehen; er war freundlich, berührte die Sache aber mit keinem Wort. So steht es; die Ernennung zum General-Lieutenant und eine höhere Pension verlocken mich nicht.

Heute bringt die Deutsche Zeitung Nachricht von den Unruhen oder Unordnungen in München. Der Prinzessin von Oranien habe ich schon ein paar Male die Deutsche Zeitung schicken müssen.

Max an Fritz.

Wiesbaden, den 21. Februar 1848.

Lieber alter Fritz, Deinen Brief vom 15. erhielt ich vorgestern früh und habe ihn gestern dem Heinrich geschickt. —

Unterdeſſen haſt Du ſelbſt vielleicht ſchon eine Entſcheidung herbeigeführt oder erhalten. Dies ſoll mich nicht hindern Dir meinen Wunſch und meine Anſicht zu wiederholen: Du möchteſt in Europa bleiben. Von der ganzen Familie, außer Heinrich, erfährt Niemand etwas davon; doch mein alter ego hat heute früh die Sache von mir vernommen; ſie wünſcht, daß ich Dir um ſo mehr abrathe die Indiſche Stelle unter irgend einer Bedingung anzunehmen, als Du dadurch den Deinigen hier ein Opfer bringen wolleſt! Außerdem aber iſt die Europäiſche Welt ſo durchzuckt von Geburtswehen, daß ich Dir auch aus dieſem Grunde rathe, gerade jetzt, in dieſem Jahre, uns nicht zu verlaſſen!

Fritz an den Vater.

Haag, den 22. Februar 1848.

Erſt zum 7. März ſollen die Generalſtaaten einberufen werden, um die Entwürfe der Regierung in Betreff der Veränderung des Grundgeſetzes zu vernehmen. In den Generalſtaaten wird die Oppoſition gemäßigt ſein; es ſind alles reiche Leute, die in dieſer ohnehin ſo aufgeregten Zeit kein Intereſſe dabei haben noch Oel in's Feuer zu gießen; ſie fürchten jede Erſchütterung des öffentlichen Credits. Die Preſſe wird aber wahrſcheinlich vehement ſein, wenn die Vorſchläge den Erwartungen nicht entſprechen; denn was man in Frankreich die extrême gauche nennt, iſt hier in den Generalſtaaten gar nicht repräſentirt.

Die große Politik würde mannichfachen Stoff geben, es führt aber zu weit.

Die Münchener Vorgänge beurtheile ich anders als Sie. Es wäre Schande geweſen, wenn man ſolche Verhältniſſe länger geduldet hätte; und wenn die höheren Stände ſich rückſichtsvoll, d. h. charakterlos benehmen, muß das Volk wohl den Dreſchflegel in die Hand nehmen. Die Baſſermannſche Motion hat mich ſehr gefreut; ich bin begierig, wie ſich das weiter entwickelt und in anderen Kammern Anklang findet. —

Metternichs Verlegenheit muß groß ſein! Und nun noch die Spannung mit Palmerſton! Es wird ein merkwürdiges Jahr

geben, und wer kann den finalen Ausgang berechnen! Kruſe's*) Tod hat mir Leid gethan, und ich bedaure nun doppelt ihn bei meinem letzten Aufenthalt am Rhein nicht aufgeſucht zu zu haben. Wenn es wieder zum Krieg kommt, wird keiner von denen, die im letzten Kriege ſchon Generals waren, wieder auf dem Kampfplatz erſcheinen; ſie ſind todt oder caduc.

Die zuvorkommende Artigkeit, mit der man mich hier behandelt, iſt eher im Zunehmen; auch das Vertrauen, das man mir bezeigt; aber außer Forſtner habe ich keine ganz intime liaison, ſeitdem Schimmelpennink nicht mehr hier, ſondern Gouverneur in Arnhem iſt.

Heinrich an Fritz.

Mannheim, den 29. Februar 1848.

Die Ereigniſſe in Frankreich werden diesmal in die Deutſchen Zuſtände umgeſtaltend einwirken, und hoffentlich der Löſung uns näher bringen. Im ſüdlichen Deutſchland herrſcht große Aufregung; ich zweifle nicht daran, auch in Berlin.

Geſtern habe ich anliegenden Antrag, von gemäßigten Männern gutgeheißen, in die Kammer gebracht; er fand Anklang in unſerer ſehr conſervativen Kammer; ich fürchte, daß man in Karlsruhe und Stuttgart wird weiter gehen und damit wird beginnen wollen die Wahl des Reichsoberhaupts der Nationalrepräſentation zu vindiciren. Ueber meinen Antrag wird Eigenbrodt übermorgen adhäſiv berichten, Samſtag wahrſcheinlich discutirt werden.

Ich kam geſtern unwohl hier an, gehe morgen nach Darmſtadt zurück.

Als Max mir Deinen Brief und Deine Converſation mit Band über Indien mittheilte, ſagte ich zu Max, ich würde Dir antworten, daß der König oder die Nation Dich in Europa nothwendiger brauchen würden als in Indien. Das iſt ſeitdem nur noch mehr wahr geworden, und ich ſetze voraus, daß man dort von ſelbſt von jenem Projecte abſtrahirt habe.

---

*) Naſſauiſcher General, der in Spanien und dann, bereits als General, bei Waterloo mit Auszeichnung gefochten hatte.

Daß ich den Bassermann'schen Antrag in die Kammer bringen wolle, wußte der Vater und mißbilligte es nicht. So wie der Antrag jetzt gefaßt ist, arbeitete ich ihn vorgestern, am Sonntag, aus, und an diesem Tage hatte der Vater Morgens Darmstadt verlassen. Ich sende ihn heute nach Hornau und hoffe auf seine Billigung. Was gäbe ich darum, wenn ich vor der Discussion mit Dir conferiren könnte! Aber mit Max werde ich Raths pflegen. Er war um Franzina sehr in Sorgen; es ist ein großes Glück, daß dieser Kelch an ihm vorübergegangen ist.

Max an Fritz.

Wiesbaden, den 29. Februar Abends.

Der Vater war heute über Mittag bei uns zur Taufe unserer kleinen Elisabeth. Unter dem Eindruck der Pariser Ereignisse, die wir noch immer erst bis zum 25. Abends kennen, ist jedes Wiedersehen in der Familie von Interesse. Der gute Vater hielt uns nach Tische einen recht vernünftigen Vortrag über die Aussichten der Zeit und die Rolle so verschieden gestellter Glieder einer großen Familie, möglichste Eintracht uns allen empfehlend.

Die Ideen, welche die Deutsche Zeitung von gestern und heute aussprach, sind so ziemlich das allgemeine Gefühl in hiesigen Kreisen, — selbst unsere Regierungsleute sind nicht fern davon. Von Preußen würde jetzt der Impuls ausgehen müssen. Keine Einmischung, aber Bewaffnung unter solchen politischen Concessionen, wie sie die Nationalität nöthig macht. In der nächsten Zeit wird man diese leicht zusammenhalten oder gewinnen können. Die größte Besorgniß in unserer Nähe flößt das linke Rheinufer noch ein, wo man leider von Französischen Sympathien von Neuem angesteckt scheint. In Mannheim soll es am heftigsten zugehen, doch nicht von Franzosen die Rede sein. — Die Aufregung ist ganz außerordentlich, selbst hier; man dringt auf Volksbewaffnung mit freier Wahl der Officiere.

Ich sehe aus dem Handelsblad, daß auch bei Euch die

Nachrichten Feuer verbreiten. Jetzt ist also keine Rede mehr von Indien.

Schreibe bald wieder, lieber Alter, ich werde Dich auch au courant halten.

Fritz an den Vater.

Haag, den 1. März 1848.

In dieser bewegten Zeit werden Ihnen ein paar Zeilen von hier willkommen sein; diese Zeilen können freilich nichts anderes enthalten als eine kurze Schilderung des Eindrucks, welchen diese Begebenheiten hier machen, und der ersten Maßregeln, welche man nehmen wird. — Daß die Aufregung in Paris solche Folgen haben könnte, hat wohl Niemand erwartet, und diese Folgen sind unabsehbar. Wie das den Credit erschüttert, sieht man daraus, daß die Fonds $2^1/_2$ p. C. von $55^1/_2$ auf 50 gefallen sind. Es beruhigt einigermaßen, daß Belgien ruhig bleibt und daß die Französische Republik die Neutralität von Belgien anerkannt hat. In Belgien ist man auf seiner Hut und ergreift kräftige Maßregeln. Auch wir werden die Reserven der letzten Conscriptionsjahre aufrufen und dadurch unsere jetzt sehr schwache Armee etwas verstärken. Hier ist Alles ruhig, aber Jedermann ist auf die Folgen gespannt, denn man ist allgemein überzeugt, daß ein Kampf in Italien unvermeidlich ist, daß Frankreich in dieser leidenschaftlichen Aufregung dabei nicht neutral bleiben wird, und daß de fil en aiguille ein großer Krieg bevorsteht. — Was wird man in Deutschland thun? Das hoffe ich von Ihnen zu hören.

Von Seiten der Generalstaaten hat das Gouvernement in diesem Augenblicke keine gefährliche und unvorsichtige Opposition zu fürchten; ich will aber nicht behaupten, daß der Geist in den unteren Schichten eben so gut ist; wir wollen das Beste hoffen.

Mein Besuch in Hornau liegt jetzt im weiten Feld.

Heute Abend erscheine ich nach langer, langer Zeit — einmal wieder in der Freimaurerloge, nicht zu meinem Amüsement aber weil ich es für nützlich halte. Prinz Friedrich ist Großmeister.

Ich werde jetzt oft schreiben, wenn auch nur wenige Zeilen;

thun Sie desgleichen, und auch die Brüder. Ich schicke diesen Brief nach Darmstadt, weil ich mir denken kann, daß Sie dahin gegangen sind um näher bei der Quelle der Nachrichten zu sein. —

Marx an Heinrich.

Wiesbaden, den 1. März 1848 Abends.

Heute früh, noch in Anwesenheit des Vaters, kam die Deutsche Zeitung mit Deiner Motion an, und bald darauf die Nachricht von Frankfurt, daß die erste Mittheilung davon dort gar nicht übel am Bundestage aufgenommen worden sei.

Die Ereignisse schreiten rasch. — Morgen wird hier eine große Bürgerversammlung sein mit der Absicht, eine Petition wie die Badische abzufassen und dem Ministerium zu übergeben. In Abwesenheit des Herzogs und ohne dessen Vollmachten kann wenig erfolgen.

Dungern in dieser schwierigen Lage ist besonnen und einsichtig; heute wurde im Ministerium selbst die Meinung verfochten, man solle die Bewaffnung der Bürgergarde sogleich zugeben, und ich habe darüber mit Hergenhahn und Leisler zu beiderseitiger Zufriedenheit zu verhandeln gehabt. Meine eigne Stellung ist dadurch sehr modificirt und ich bin unwillkürlich in den Vordergrund gestellt worden, — aber ich habe wohl auch große Verantwortlichkeit gegen den Herzog.

Heute Abend, 10 Uhr, ist die Stadt zwar ruhig, aber in den Wirthshäusern geht es toll her. Wir im Ministerium hoffen jedoch, morgen mit den verständigen Oppositionsleuten, denen wir ganz vertrauen müssen, die zusammenströmende Menge zu beherrschen, wenigstens vor Excessen und persönlichen Demonstrationen zu behüten.

Marx an Heinrich.

Wiesbaden, den 2. März, Abends.

Heute war hier ein stürmischer Tag. Heute Morgen hat man die Bürgergarde hier organisirt und ich habe mein Gewehr. Auch habe ich viel mit den wohlgesinnten und populären Mit-

gliedern der Opposition und Bürgerschaft verhandeln müssen, die mir viel Vertrauen geschenkt haben.

Die Probe-Zeitung ist unter Duldung der Regierung erschienen. Um 3 Uhr war eine Volksversammlung von 3000 Köpfen; eine Deputation von 7 (worunter Hergenhahn und Leisler und 3 Extreme) stellten dem Minister 9 Forderungen exorbitanter Natur, wovon er nur Preßfreiheit und Volksbewaffnung annahm und 7 Punkte auf die Stände verschob. — Der Herzog wird stündlich erwartet.

Die Regierungen werden jetzt mit der gemäßigten Opposition gegen die Tollen und Franzosenfreunde halten müssen.

Ich erwarte von Dir bald Briefe, wie es dort steht.

Ich bin sehr müde und werde heute Nacht wieder heraus müssen, wenn der Herzog kommt; daher gute Nacht, lieber Alter.

Vater an Fritz.

Hornau, den 2. März 1848.

Mein Gott, was hat sich nicht all seit meinem letzten — und nach dem Deinigen vom 22. — zugetragen!

Wohin ich auch blicke, welche Verwirrung, welche drohende Symptome!

Ich will heute kürzer sein, weil mir Briefe zu beantworten vorkamen, die die Postzeit schon heranrückten!

Morgen also mehr! Unsere ganze Gegend ist in größter Spannung!

Du kennst den Bassermann'schen Antrag; Heinrich ist sofort im Laufe der Woche und mit Beziehung auf Frankreich viel weiter gegangen und postulirt das interimistische Bundes-Oberhaupt! Ich zweifle nicht, er wird dir Rechenschaft abgelegt haben; wie sollte er damit zaudern? — Der Seinige an mich war aus Monsheim; ich kannte die Motion schon aus der Deutschen Zeitung, die ich am Morgen in Wiesbaden gelesen hatte. Fiat — Etwas mußte geschehen. Heute wird Eigenbrodt referiren, — pro — und so wohl auch die Kammer stimmen oder die Majorität. Uebermorgen werde ich wieder hingehen. Er hatte mich prävenirt, nämlich daß er Basser-

mann nachahmen werde. Darauf hatte ich nur mir ausgebeten, er möge nicht allein ſtehen, und das hat er befolgt. Daß er gleich viel weiter ging, liegt allerdings in den großen Ereigniſſen an der Seine.

Geſtern Abend ſollte eine Verſammlung der Wiesbadener Bürgerſchaft im Adler ſein; die Brüder Moritz und Max ſetzten ſich vor gegenwärtig zu ſein.

So ganz übel lauten die erſten Einſchreitungen des Franzöſiſchen Gouvernements nicht. Ich meine, ich rieche Lamartine, ihren Orpheus, der ſie zu dieſer neuen Civiliſation einſingen wird.

Für heute —: eheu, jam satis est!

Max an Heinrich.

Wiesbaden, den 3. März, Abends 11 Uhr.

Für Dich und den Vater, der wohl wieder bei Dir iſt, kann ich von hier nur ſagen: facta loquuntur. Ich komme eben von Mainz zurück, wohin ich eine Deputation von 3 hieſigen Bürgern begleitet hatte, damit dieſe aus des Gouverneurs eigenem Munde höre, daß er nicht wolle gegen uns marſchieren laſſen und daß der Herzog nicht bei ihm verſteckt ſei! Dieſer iſt leider noch nicht eingetroffen, und das Mißtrauen beſtand, er wolle nur mit Bajonnetten zurückkehren, wozu nirgends Ausſicht ſcheint. Unſere Verlegenheit war und iſt groß. Ich habe zur Beſſerung der Stimmung heute die erſte Naſſauiſche Zeitung ſelbſt geſchrieben; als ich damit über den Markt zur Druckerei fuhr, fiel mir ein Haufe in die Pferde; ein Kittelmann ſtach mit dem Bajonnett durchs Fenſter, aber es gelang mir, unverſehrt herauszuſpringen und das Volk anzureden mit Vorleſung der Zeitung. Für den Herzog werden die Worte ſchwer zu finden ſein, und es thut mir leid, weil er von der Lage keine Vorſtellung hat. Morgen werden wir ohne Zweifel eine impoſante Volksverſammlung haben, aus allen Landestheilen. Wenn wir glücklich und geſchickt, weiſe und gut inſpirirt ſind, ſo kann alles gut ablaufen; ſollte aber der Herzog zurückkehren und nichts nachgeben wollen, — ſo kann es übel ablaufen; faſt wäre es dann beſſer, er käme morgen noch nicht.

— Haſt Du meine Briefe von geſtern und vorgeſtern erhalten? Und was treibſt Du? Ich hoffe und wünſche nur ſo viel, daß Alles in die Deutſche Strömung geleitet werde! In Berlin hat man, wie es ſcheint, ſo wenig einen Begriff vom Rhein als von Schleſien! Frankreich gegenüber muß ſich Alles friedlich aber feſt organiſiren. Da ich keine Zeit habe zu ſchreiben, ſo ſchicke dieſen Brief an Fritz.

Moritz iſt hier und wohl; die Herzogin bleibt und benimmt ſich vortrefflich. Gute Nacht, ich bin ſehr müde. Dein treuer Bruder!

Fritz an Max.

Haag, den 3. März 1848.

Tauſend Dank für Deinen herzlichen Brief vom 29., der mir ſehr viel Freude gemacht hat. Du kannſt Dir denken, wie das Herz in dieſen Augenblicken voll iſt, und doch darf es nicht überlaufen. — Alles, was Du in Deinem Briefe ſagſt — und die Ermahnung des Vaters iſt mir aus der Seele geſprochen. — Zu den Ideen der Deutſchen Zeitung können und müſſen wir uns bekennen; ich habe dieſelbe bis zum 1. März vor mir liegen und rufe dem Heinrich bravo! zu. Es freut mich, wenn der Vater und Du damit einverſtanden ſeid.

Ueber meine hieſigen Verhältniſſe habe ich vor einigen Tagen an den Vater geſchrieben, — und es hat ſich nichts darin geändert. Man bezeugt mir von allen Seiten großes Vertrauen, und ich will es verdienen. Noch ſind keine Schwierigkeiten, aber ſie können kommen. — Ich habe ſehr viel zu thun, auch in Beziehung auf Indien, weil man nun Ernſt macht meinem Rapport Folge zu geben. Aber von meiner Sendung dahin iſt unter den jetzigen Umſtänden keine Rede.

Mein nächſter wird an Heinrich gerichtet ſein, obgleich ich es nicht lobe, daß er nur durch die Zeitung mit mir correſpondirt.

Heinrich an Fritz.

Darmſtadt, den 3. März 1848.

Ich habe Dir, lieber Fritz, meinen Antrag geſendet; hier der von Eigenbrodt abgefaßte Kammer-Bericht, worüber der

Ausſchuß ſich vereinigte. Ich werde mit zuſtimmenden Adreſſen und Deputationen beſtürmt. Mainz ſandte geſtern mehrere hundert Bürger mit den Forderungen des Volks; Bingen 50 und andere Städte in geringerer Zahl. — Der Blitz hat gezündet, und Deutſchland wird ſich nicht mehr einlullen laſſen.

Hier herrſcht vergleichungsweiſe Ruhe, weil man auf die verſammelten Stände noch Vertrauen ſetzt; ſo in Karlsruhe. Aber in Wiesbaden geht es ſchon ſchärfer zu; die Bürger haben Waffen gefordert, und Nar — mit Recht bei der dortigen Lage ohne Hülfe von der Mainzer Garniſon — für die Gewährung geſtimmt. Sie hofften dort in Gutem oben zu bleiben; eben höre ich aber, daß es geſtern Exceſſe gegeben hat. —

Vater an Fritz.

Hornau, den 3 März 1848.

Ich fahre alſo in meinem geſtrigen fort; und in ſolcher Kriſis wohl öfter wie ſonſt.

Du wirſt daraus erſehen haben, daß ich die Henriade ganz gut aufgenommen und den Zeitumſtänden gemäß gefunden habe. Nach Nar'ſchen Briefen ſoll auch der Bundestag es nicht übel empfunden haben, was er aus Winzingerode'ſchen Berichten wohl wiſſen kann. Vielleicht iſt die Anlage zum Theil wenigſtens ſchon eine Emanation davon. Ich ſende ſie, weil Deine Zeitungen ſie ſpäter bringen könnten. Auch das iſt ganz gut und paſſend.

In Frankfurt waren nächtlicher Weile Placate angeſchlagen, die die Polizei noch vor Tagesanbruch abriß. Man behauptet, daß unter andern, als heilſam bezeichneten Maaßregeln geſtanden habe, damit den Anfang zu machen, die Bundestagsgeſandten ſämmtlich aufzuhängen.

Ich werde denn morgen früh in Darmſtadt ſein, — bereits um 10 Uhr, — und ad omnia paratus. Denn ſo ſchwach auch die erſte Kammer beſetzt iſt, ſo ſehe ich doch keinen Grund ſie darum zu umgehen; und noch weniger iſt Zeit da, die Abweſenden zu berufen. Uebrigens bin ich mit der Summe der

Nachrichten aus allen Gegenden nicht unzufrieden; namentlich Belgien. Nur wird durch nichts dem Ausbruch des Krieges vorgebeugt. A la bonne heure!

In früherem Briefe an seine Mutter, d. d. 22. Februar, hatte sich Heinrich so ausgedrückt, — und zwar in einem längeren, gemüthlichen Briefe, anfangend:

„Wohl habe ich schon lange Zeit das unheimliche, drückende Gefühl, daß die geliebte Mutter mir — zwar nicht zürne, — (das kann sie nicht bei ihrer sanften, liebevollen Natur) aber doch unzufrieden mit mir sei. Dieses Gefühl wird, wie länger es dauert, immer unerträglicher. Es giebt Zeiten, in denen ich nur für die eine Sache da bin, die mich in Anspruch nimmt. Ich meine dann, jede Minute, die ich dieser Aufgabe und ihrer Lösung entziehe, sei der Aufgabe meines Lebens entzogen; alles Andere ließe sich nachholen. So war es in der letzten Zeit unglaublicher Belastung und Verantwortlichkeit."

Und gegen den Schluß:

„Meine Mäßigung wird der Vater gewiß anerkennen."

Die letzten passus oder Anträge waren freilich heftiger, aber sie liegen in der Zeit. Aus Darmstadt bald mehr!

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 4. März 1848.

Um 10 Uhr kam ich hier an. Die zweite Kammer hatte Sitzung, die erste gestern. Ueber ein hundert Mainzer mit ihrem Bürgermeister kamen mit mir auher von Frankfurt aus. Hier ist bedeutende Gährung; doch noch ohne wahren Tumult. Hier das Referat über Heinrichs Antrag. Er selbst geht morgen nach Heidelberg. Bald mehr.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 5. März 1848 früh.

Heinrich ist so eben nach Heidelberg, per Eisenbahn, zu einer größeren Süddeutschen Versammlung. Um es kurz zu sagen: um für das monarchische Princip gegen großen republikanischen Andrang einzutreten.

Der Erbgroßherzog kam gestern in den ersten Nachmittagsstunden von München zurück. Das tumultuarische Volk erwartete ihn schon an der Eisenbahn und begleitete ihn fast in geschlossenen Haufen mit Vivatrufen bis an das Palais seines Vaters. Er war in offenem Wagen mit entblößtem Haupt. Diese Vivat waren nicht so pur, sondern namentlich gemischt mit — herunter mit Wittgenstein!

Eben so stürmisch waren die gestrigen beiden Sitzungen der zweiten Kammer, wo die Concessionen vorgelesen wurden. Die Tribünen waren gedrängt voll, mir selbst Morgens unthunlich meinen Platz zu gewinnen.

Schon wurde Heinrich von dem Mainzer Advokaten Zitz überflügelt, wie Du aus der Anlage siehst.

Indessen vernahm ich Abends, zuerst beim Nachtessen aus dem Munde meines Bedienten Friedrich, daß Heinrich würde Minister werden.

Und so ist es! Alles nimmt diese Tendenz und Zuschnitt, und zwar noch am heutigen Tage!

Nämlich man will den Großherzog bewegen zu resigniren, dem Erbgroßherzog die Zügel zu überlassen. Dieser hat auch heute morgen schon bedeutendere Leute bestellt, um sich mit ihnen zu bereden, — Eigenbrodt und Andere, — auf den Abend den Heinrich, der wohl um 5 Uhr wieder hier sein wird! Et sic porro. — Ich selbst soll dabei eine Rolle spielen, auf den Großherzog durch die geeigneten Personen zu wirken; selbst durch den Prinzen Emil, wenn er hier ist! Ich sah ihn zwar gestern Abend spät in der Armen-Gesellschaft — sehr vertraulich; die Sage war aber sehr allgemein, er werde in der Nacht nach Wien abreisen, — das gestand er nicht; es bleibt aber möglich. Ich werde es bald wissen und ihn aufsuchen. Er klagte mir selbst über seine und Wittgenstein's Impopularität.

Nun die Nassoica, Nachtrag und Commentar zu dem Mar, ex ore des Preußischen Gesandten Bockelberg, der eben von Frankfurt zurückkam.

Um 2 Uhr passirte der Herzog Frankfurt, von einem Haufen verfolgt, der ihn insultirte. Beil, der Director der Eisen-

bahn, gab ihm zum schnelleren Fortkommen, um ihn der Verfolgung zu entziehen, eigenen Waggon und Locomotive. Er soll sich geäußert haben, er werde sich gerade der Menge präsentiren und fragen, was verlangt ihr? u. s. w.

Die Herzogin soll persönlich die Menge haranguirt und vorläufig im Namen des Herzogs Vieles versprochen haben. Selbst der kleine Nicolaus trat so vor.

So steht es eben; aber wie am Abend? Möglich, daß ich noch einmal schreibe.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 6. März 1848.

Man hat in dieser bewegten Zeit wenig Muße zur Correspondenz, ich bin Dir also doppelt dankbar für die Zeilen, in welchen Du mir von Deinem Wirken Nachricht gegeben hast; die Deutsche Zeitung war Dir aber doch zuvorgekommen. Und wie habe ich mich gefreut über den Inhalt Deines Antrags, und fast eben so sehr über die Billigung des guten Vaters. Er sagt in seinem Letzten vom 3. März: „Du wirst aus meinem Gestrigen ersehen haben, daß ich Heinrichs Antrag gut aufgenommen und den Zeitumständen gemäß gefunden habe.“ Auch Eigenbrodts Bericht war sehr gut, und ich bin nun sehr gespannt zu hören, welchen Anklang das nicht blos in Eurer Kammer, sondern auch anderwärts findet. — Unter uns, selbst der König hat Abends beim Thee mit mir darüber gesprochen, etwa so: Ich habe immer so gedacht, daß ein Deutscher Kaiser besser wäre als der elende Bund.

Wir rüsten uns hier ein wenig, um nicht ganz unvorbereitet zu sein; für's Erste Einberufung der Miliz von den Jahren 1845 und 1846 und Ankauf von Remontepferden.

Das Wichtigste für uns ist, daß Belgien ruhig bleibt. Aus den Zeitungen wirst Du gesehen haben, daß nach unserer förmlichen Erklärung die jetzigen Umstände nicht dazu benutzt werden sollen, um alte Ansprüche auf Belgien geltend zu machen, und daß Unruhen, welche mit dieser Tendenz etwa in Belgien versucht werden könnten, hier gar keine Sympathie noch Unterstützung zu erwarten haben. — Es war sehr klug,

ſchon darum, weil die Mehrheit der Holländer dieſe Wiedervereinigung nicht wünſcht, ſodann, weil Unruhen, die in Belgien ausbrechen, ſich leicht hierher verbreiten könnten, während wir alle Urſache haben zu vertrauen, daß die Ruhe hier nicht geſtört werden wird, ſo lange Belgien ſich ſtill verhält. — Dies wird wohl hinreichen um den Vater über meine hieſige Lage zu beruhigen.

Der König Leopold hat einen eigenhändigen Deutſchen Brief an unſern König geſchrieben, der einen ſehr guten Eindruck gemacht haben ſoll.

Ich hoffe, die patriotiſche Bewegung wird Eindruck in den höheren Regionen machen, ſo daß die Gemäßigten die Oberhand behalten; daß das große Ziel erreicht wird ohne bedeutende Störung des *inneren* Friedens von Deutſchland, und daß man Kraft behält, das communiſtiſche Treiben zu bemeiſtern.

Den Vater grüße ich herzlich; mein nächſter Brief wird an ihn gerichtet ſein, und ich vermuthe, daß er dieſen leſen wird. Der Vater, der bei ſeinen hohen Jahren noch die bewundernswürdige Geiſtesfriſche und Wärme hat, wird gewiß nicht ganz unthätig bleiben wollen. Ich meine, ſeine Rolle wäre, den Höfen und Cabinetten eine kluge Nachgiebigkeit zu rathen, und der gemäßigten patriotiſchen Bewegung Vorſchub zu leiſten. Etwas Unentſchiedenes oder zu Beſorgliches wäre ſeinem Ruhm und den Verhältniſſen nicht angemeſſen. Ich bin überzeugt, daß unſer Name in dieſer Kriſis mit Ehren beſtehen wird, und ich gönne Dir herzlich den wohlverdienten Kranz.

Lebe wohl, lieber Bruder, wozu lange Auseinanderſetzungen, da wir in Geſinnung übereinſtimmen, und außerdem jetzt jeder Tag etwas bringt, das die Verhältniſſe anders geſtaltet. —

Vater an Fritz.

Darmſtadt, den 6. März 1848.

Alſo ſo weit wären wir, wie die Anlage ausſpricht. Sämmtliche Präliminarien ſind ausnehmend gut, — der Jubel allgemein und, wie es ſcheint, innig.

Ajoutez die auswärtigen Angelegenheiten; die andern Miniſterien für Andere.

Der Heinrich belobt ſich ſehr des Regenten — und dieſer, wie ich aus guter Quelle weiß, des Heinrich. Unter Anderem: er habe ſehr gute Manieren.

Heinrich iſt wohl abſorbirt von Geſchäften, wird aber mit mir eſſen, und ſo ich ihn ſprechen; es iſt eben dieſe Stunde nah. —

Mar an Heinrich.

Wiesbaden, den 6. März 1848.

Ich danke Dir und wünſche Dir Glück, obgleich ich gewünſcht hätte, Du wäreſt in der Lage geblieben, als unabhängiger Mann einige Zeit noch zu wirken, um die Rheinheſſen bei Deutſchland zu erhalten.

Hier haben wir große Dinge erlebt; vorgeſtern eine Schlacht, eine geiſtige, gegen Bauern- und Proletarier-Maſſen gewonnen, wie Dir Dreſel erzählt haben wird.

Der Herzog benimmt ſich vortrefflich; ſein Muth über alles Lob erhaben, und in politiſchen Dingen zu Allem entſchloſſen, was die Ehre erfordert und leidet. In den nächſten Tagen kann ich wohl zu Dir kommen, wenn es nöthig iſt. Gott ſei mit Dir, dem theuren Vater und den Unſrigen allen!

Nicht aus ſolch brüderlichem Drange des Wiederſehens und der Beredung, ſondern im Auftrag ſeiner Naſſauiſchen Regierung kam Mar ſchon am nächſten Tage den 7. März nach Darmſtadt. In Wiesbaden hatte, nach dem ſtürmiſchen Tage des 4ten, der Herzog von Naſſau die Initiative ergriffen, um zunächſt zwiſchen den benachbarteſten Regierungen Süddeutſchlands, und dann weiter zur Verſtändigung und zu einem gemeinſchaftlichen Operationsplane zu gelangen, wie den dem Volke ertheilten Verheißungen zu genügen und der mächtigen Bewegung gegenüber ſich zu verhalten ſei. Mar, der auf ſolche Entſchließung des Her-

zogs wesentlichen Einfluß gehabt hatte, wurde mit den Vollmachten desselben betraut und kam zunächst zu uns nach Hessen. Auch meine bezüglichen Anträge wurden von dem Großherzog von Hessen genehmigt und der General Graf Lehrbach zum Hessischen Bevollmächtigten ernannt, um nach Maßgabe der übereingekommenen Punctation im Einklang mit dem Nassauischen Bevollmächtigten zunächst in Karlsruhe, dann in Stuttgart, München und weiter zu wirken.

Es ist hier nicht der Ort, diese Mission, die ursprünglich auch für den Fall äußerer Gefahren gemeinsame Maßregeln unter den Süddeutschen Staaten und eine einheitliche Leitung beabsichtigte, in ihrem Verlauf und in ihren Resultaten ausführlicher zu besprechen; nur deren Aufgabe ist dem Leser, zum Zweck des Verständnisses der nächsten Briefe, die sich damit befassen, in das Gedächtniß zurückzurufen.

Die Punctation, die den Gesandten wesentlich zur Instruction dienen sollte, lautete:

1) Die Bestimmung eines Ortes, wo die Verhandlungen geführt würden, z. B. Stuttgart, um von da aus Bayern zu gewinnen.
2) Erklärung der einzelnen Regierungen, die Leitung der Verhandlungen und weiteren Maßregeln an die eine unter ihnen zu übertragen, in Erwartung einer späteren Absprache, wodurch eine abwechselnde Leitung herbeigeführt werden könnte.
3) Versuch eines vertraulichen Benehmens mit den Lenkern der Bewegung; zunächst den sieben Männern, welche zur Nationalvertretung Vorschläge machen sollen — zu dem Zwecke, die Angelegenheit offen auch von ihrer Seite in die Hände obiger zu bestimmender Regierung zu legen.
4) Versuch, die Nationalvertretung mit den bestehenden Bundesformen in Verbindung zu bringen.

5) Sollte dieß nicht gelingen: Verſuch, mit dieſer Nationalvertretung im Unterhauſe, beſtehend aus Mitgliedern oder Abgeſandten der Kammern der einzelnen Staaten, ein Oberhaus, beſtehend aus den Bundesfürſten in Perſon, oder fürſtlichen Stellvertretern und Mediatiſirten in Vorſchlag zu bringen.

Bei den Verhandlungen zu Darmſtadt und Karlsruhe ergaben ſich weiter als leitende Ideen bezüglich der Competenz des künftigen Parlaments und der Centralgewalt:

1) Gemeinſchaftlichkeit der Geſetzgebung und des Gerichtsverfahrens;
2) Heerweſen und Volksbewaffnung;
3) Handel (Zollverein), Münze, Maaß und Gewicht;
4) Vertretung gegenüber dem Auslande.

Unter Vorbehalt, auf die weitere Entwickelung dieſer Inſtruction im Verlauf der Miſſion zurückzukommen, fahre ich fort, die in der Familie gewechſelten Briefe aus jener Zeit mitzutheilen.

Vater an Fritz.

Darmſtadt, den 8. März 1848.

Jeden Brief möchte ich mit der Frage anfangen: Wo ſoll ich beginnen und wo endigen? Und während ich ſchreibe, mögen wieder neue Vorkommniſſe eintreten.

Hier in meiner Stube hauſ't alſo der Max, von Wiesbaden kommend, mit Heinrich officiell verkehrend und mit dieſem in Allem einverſtanden, — via Karlsruhe und Stuttgart.

Die Naſſauer ſind am weiteſten vorangedrängt und handeln alſo auch — demgemäß. Die Forderung: ſofortige Einberufung eines Deutſchen Parlaments, war unter den Naſſauiſchen Volksbegehren die dritte.

Wenn dieſe vier Staaten einig wären, ſoll München angegangen werden. Die Zuſtände zu München ändern ſich jeden Tag.

Unter den Gehülfen des Heinrich ist Hallwachs factotum in den auswärtigen Angelegenheiten, und diese ganze Nacht mit Concepten und Ausfertigungen beschäftigt gewesen.

Mar wandelt also in meiner Stube umher, eben wohl ausrufend, wenn ich dem Fritz schreibe, so weiß ich nicht was ihm Bedeutendes melden — denn er hat ja die Zeitungen zu Gebot — und was auslassen?

Sicher war er zu Wiesbaden, im Ministerium bei dem Vorsatz zu entschlossenem Handeln betheiligt, ausnehmend zufrieden mit dem Herzog und mit der Herzogin Mutter, die in Person, von ihrem Sohne Nikolaus begleitet und von Moritz geführt, Allocution hielt.

In Wiesbaden waren viele Tausende mit Mord und Plünderung drohend; am schlechtesten das Gesindel von Mainz und Castel, das Mar auf 1500 anschlägt; im Ganzen aber am vorigen Samstag wohl an die 10,000, auf allerlei Weise bewaffnet, die Schwalbacher mit Holzärten. — Zum Theil dictirt mir Mar; — ein Muster von Styl dieser Brief!

Graf Dönhoff und Mensheugen, der Oesterreichische Geschäftsträger, haben das ganze Verfahren des Herzogs gebilligt. Bockelberg *) hier ist bocksbeiniger und dolirender, — klüger seine Frau, Knesebeck's Stieftochter, früher Hofdame der Königin.

Wir hatten gestern erste Kammersitzung, in welcher Heinrich in officio erschien mit einer Reihe von Beschlüssen und Vorverkündigungen. Du weißt, daß er des Anstandes schon Meister ist. Aber welcher Wechsel, welche Verschiedenheit der Physiognomien in dieser so gemischten, und dießmal ziemlich zahlreichen Kammer! Den Präsidenten, Prinzen Emil, sagen zu hören: Seine Excellenz der Herr Minister! Heinrich war mehrmals schon bei ihm; ja, der Prinz hat ihn schon über Dieses oder Jenes um Rath gefragt!

Gestern hat das Militär den Eid geleistet. Wittgenstein, auf Ersuchen und Rath, hatte sich nach Frankfurt entfernt.

---

*) Damals Preußischer Gesandter in Darmstadt.

Unter den Fragen bei der Deutſchen Nationalverſammlung iſt die von Holſtein, — wegen Schleswig, und die von Luxemburg — wegen Limburg — une des plus épineuses. — Sprechen wir wenigſtens von Luxemburg!

Welche Rolle denkt man bei Euch Luxemburg zu und Limburg? Eine Souderung von Deutſchland wird Euch doch im Traume nicht einfallen?

Durch 20 Viſiten wurden wir unterbrochen. Heinrich iſt im Miniſterium; Max iſt eben zu ihm. Tauſende von Bauern umlagern das Gebäude und rufen vivat, — ſo wird eben gemeldet. In Hanau, ſagt man, fließe heute Blut.

Der oben genannte Bockelberg war eine Stunde hier. Max hat ihm den Zweck ſeiner Miſſion ausführlich und offen mitgetheilt, während dem ich meine Toilette im Schlafzimmer machte.

Nachſchrift, 4 Uhr. Omnia bene. Der Regent genehmigt die Vorſchläge. Graf Lehrbach, den Heinrich lobt, geht mit Max heute Abend weiter, verſehen mit allen Vollmachten. Vale.

Max an Fritz.

Heidelberg, den 9. März 1848.

Lieber Alter, meine Miſſion kennſt Du; Naſſau und Darmſtadt ſuchen durch dieſe Verhandlungen den Regierungen die Leitung der geſetzlichen Bewegung für das Deutſche Parlament zu erhalten. Die Begriffe ſind noch unklar, aber die Zeit drängt und der gute Wille, meiſt überall, iſt — wahrſcheinlich. Drei Wochen werden über unſere Rettung oder unſer Verderben entſcheiden. Die alten Regierungen haben gegen ſich:

1) Die nationale Oppoſition.
2) Die Bauern mit Localbeſchwerden, und mit lange verhaltenem Grimm gegen Polizei und Bureaukratie im bisherigen Gewande.
3) Die Proletarier, hoch und niedrig. Die beiden erſten Elemente ſind nur mit ſchweren Opfern zu gewinnen; dieſe wollen wir Regierungen bringen.

Ich habe eben, auf meinen Kopf, dem Preußiſchen Miniſter des Auswärtigen, Canitz, geſchrieben *). Den Herzog habe ich gebeten, dem Erzherzog Albrecht zu ſchreiben, dem Prinzen von Preußen; auch Deinem König. Doch muthe ich Dir zu, daſſelbe mündlich beſſer zu thun. Der König kann dadurch die Stimmung in Deutſchland wieder gewinnen.

Mit Gervinus habe ich heute Nacht bis 12 Uhr geſprochen; Du wirſt die Spuren morgen in der Deutſchen Zeitung finden; er iſt zufrieden mit meinem Naſſauiſchen Entwurf.

(Folgt die obige Punctation.)

Gervinus macht den Vorſchlag, zunächſt und ehe Poſ. 4 u. 5 regelmäßig organiſirt werden, eine außerordentliche Verſammlung zu bilden, nach der Seelenzahl aus allen Deutſchen Landen, hervorgehend aus den Kammern mit Zugabe von Rechtsgelehrten und Specialitäten (bis zu $^1/_2$ der Vertretung der Kammern).

---

*) Das Schreiben meines Bruders Max an den Miniſter von Canitz d. d. 9. März 1848, ſchloß, nach vorausgeſchickter Auseinanderſetzung des Gegenſtandes ſeiner Miſſion, wie folgt:

„Se. Majeſtät der König kann uns nicht mißverſtehen! Iſt die Lage der Dinge im Norden Deutſchlands, im Innern, beſſer, irren wir, ſind wir zu ängſtlich, nun ſo wollen wir Gott loben und uns unſerer Schwäche ſchämen; wir urtheilen nach dem was wir hören, ſehen und erleben. Können Sie eine ſtärkere Macht, eine beſſere öffentliche Meinung, eine patriotiſchere Stimmung organiſiren, oder beſteht ſie bereits wirklich, ſo verlangen wir nicht beſſer, als daß ſie ſich zu uns verbreite, uns in die Strömung aufnehme, die das Schiff aus der ſteuerloſen Finſterniß in den noch unbekannten Hafen bringe. Faſſen Sie ein Herz zu uns, ſtellen Sie dem Könige vor, daß wir glauben, er könne uns retten, wenn er allen Provinzen dieſelben Deutſchen Waffen, die eiſernen und die geiſtigen, gäbe, denen wir uns anvertraut haben. Vielleicht hat der König unterdeſſen bereits gethan, was wir hoffen. Wo nicht, oder war es noch nicht dringend, ſo verwenden Eure Excellenz ſich, daß der König einen Mann, der Seiner Gedanken und Entſchlüſſe kundig, Seiner Vertretung würdig, über Stuttgart nach München und weiter ſchicke, einen Mann, der uns entgegen komme. Jetzt hat Jedermann guten Willen.

— — Entſchuldigen Eure Excellenz, was in dieſen Zeilen Stürmiſches, vielleicht Unſchickliches iſt, mit der Eilfertigkeit, der Ermüdung, aber auch dem Eifer und der treuen Anhänglichkeit an die Deutſche Sache, ſie mag gerettet werden von wem ſie wolle."

Gott ſtärke mich ferner, wie er bisher gethan; meine Schultern ſind etwas zu ſchwach für ſolche Laſt; aber nicht muthwillig habe ich ſie auf mich geladen; faſt bin ich ſtolz auf meinen erſten Schritt und ſage jedenfalls: nunc dimittis servum tuum in pace!

Wer weiß wie es uns noch geht! Wärſt Du nur bei uns!

Vater an Fritz.

Hornau, den 18. März 1848.

Seit geſtern bin ich auf etliche Tage wieder hier. Und hier fand ich den Deinigen vom 1. wieder, worin es heißt: „Ich werde jetzt oft ſchreiben, wenn auch nur wenige Zeilen. Thun Sie deßgleichen und auch die Brüder."

Seitdem kein Wort mehr. Wie ich das Räthſel löſen ſoll — in dieſen Zeiten, nach dieſen Umwälzungen, weiß ich nicht. An mir hat es doch nicht gefehlt.

Heinrich bezieht ſich ſtets auf die Zeitungen zu Deiner genügenden Belehrung.

Alſo der wichtigſte Punkt dermalen iſt, daß Oeſterreich und Preußen in identiſchen Noten die Höfe, in specie die Süddeutſchen, eingeladen haben, zum 25. d. M. in Dresden*) zuſammenzutreten um das Weitere vorläufig zu verabreden. Dieſe Höfe wollen aber nicht, ſondern Frankfurt ſei der Ort! Was wird in specie Preußen nun thun?

Geſtern hat Graf Colloredo am Bundestage das Präſidium wieder übernommen. Was er eröffnete, kann ich alſo nicht wiſſen. Wie verträgt ſich die Preußiſche Hegemonie, oder wie ich das Kindlein nennen ſoll? mit jenem Oeſterreichiſchen Präſidium?

*) Die Berufung des erwähnten Fürſtencongreſſes, die Zwecke die man damit verfolgte, ſo wie das, was dem in Wien im Monat März 1848 zwiſchen Preußen und Oeſterreich vorausgegangen iſt, habe ich, veranlaßt durch Radowitz: „Deutſchland und Friedrich Wilhelm IV.," bereits im erſten Band, Seite 391, 396, 398 bis 402 vorgreifend beſprochen, und ich will hier darauf verweiſen. Die Bezugnahmen in den nachfolgenden Briefen werden danach verſtändlich ſein. —

Oesterreich, — in specie Metternich und auch Graf Münch — sind über die Gebühr verhaßt und gering geschätzt. — Du hast es längst an Heinrich bemerkt, wie sehr er Oesterreich, so als sei dieß ausgeschieden, gleichsam bei Seite ließ. Wird Oesterreich nun nachgeben, wird es sich in zweite Linie stellen? wird es froh sein, quovis modo im Deutschen Bunde dieses Deutschen Bundes Hülfe contra quemcunque ansprechen zu können?

Diese Würfel liegen auf dem Tisch.

Man sagt, man habe zu Wien über System und seine Modifikationen berathschlagt; Erzherzog Johann mit den jungen Erzherzogen sollte an die Spitze treten, — folglich in Dresden erscheinen.

Man sagt, Erzherzog Ludwig habe seinen Neffen, den Kaiser, vermocht, das Metternich'sche System beizubehalten.

Videbimus infra — und es steht sehr nah!!

Heinrich hat also Herrn von Gruben abgerufen und sich selbst zum Gesandten am Bundestag*) ad interim ernennen lassen. Wie wird er mit Colloredo und den andern Adversaires fertig werden? Mit Graf Dönhoff — jetzt auch mit Bockelberg in Darmstadt — ist er zufrieden.

Auch Scherff**) schien mir gestern sehr Heinrichisch, wenigstens so weit nöthig. Bockelberg sagte mir vor zwei Tagen, aus seinem Kabinet kommend: Eben empfange ich offizielle Depeschen sehr angenehmen Inhalts für Ihren Herrn Sohn, — kurz darauf — nämlich persönliches Lob. Scherff communicirte mir Deines Königs Nachgiebigkeit. —

Die Zeitungen melden Dir die Vorgänge in Weimar, — den Bauernkrieg im Württembergischen, — die Ungewißheit in Berlin.

Von Wiesbaden zurück, werde ich alsbald weiter schreiben.

*) Der hochbetagte und sehr kränkliche Großherzoglich Hessische Bundestagsgesandte, Freiherr von Gruben, hatte unter den obwaltenden Verhältnissen um seine Versetzung in den Ruhestand nachgesucht; sie wurde ihm zu Theil und er erhielt sehr bald einen Nachfolger in der Person des Freiherrn von Lepel.

**) Der Königlich Niederländische Bundestagsgesandte für das Großherzogthum Luxemburg.

Mit dieſem Brief des Vaters an Fritz hatten ſich diejenigen von Fritz an mich, d. d. 14. März, und an den Vater ſelbſt, d. d. 17. März, welche nachfolgen, gekreuzt. Den erſteren des Fritz ſendete ich dem Vater nach Hornau mit folgendem Begleitſchreiben:

Heinrich an den Vater.

Darmſtadt, den 18. März 1848.

Vielleicht haben auch Sie neuere Briefe des Fritz; wäre das nicht der Fall, ſo wird die Anlage zu Ihrer Beruhigung dienen.

Alſo auch Wien und Oeſterreich tritt in die Bahn der Revolution, der Deutſchen Revolution ein; es iſt dort Blut gefloſſen; welche Folgen wird nun das für die Stellung Oeſterreichs zu Deutſchland haben! Deutſchland wird die Einheit erringen; aber die Chancen der Reform werden immer zweifelhafter; die Wege zum Ziel dunkler und wir werden bis dahin mannichfach Freud und Leid zu durchleben haben. Max ſchreibt mir aus München; die Wiener Ereigniſſe haben dort das Eis gebrochen und man nähert ſich. Bis dahin ſtand zu befürchten der König wolle die Parlamentsfrage, die er nur verſprochen den Ständen vorzulegen, durch dieſe, wobei er auf die National-Baieriſche Partei rechnete, verwerfen laſſen. Er wird ſich aber irren. Uebrigens kann man von einer Regierung in Baiern kaum ſprechen; die Stände ſind verſammelt um eröffnet zu werden; und ihnen gegenüber, die in der höchſten Aufregung hierher kommen, geſchoben von zahlreichen Deputationen, die ihnen folgen um ihren Verlangen Nachdruck zu geben, ein Miniſterium ohne alles Anſehen noch Einfluß. Nach einer Berliner Depeſche vom 13., aus der Graf Bernſtorff in München kein Geheimniß macht, geht Preußen auf die Parlamentsfrage ein, deutet aber gleichzeitig auf die Nothwendigkeit einer einheitlichen, höchſten Leitung hin.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 14. März 1848.

Lieber Bruder, ich möchte, wie der gute Vater, meinen Brief mit der Frage anfangen: wo ſoll ich beginnen? aber

die Reihenfolge ist gleichgültig. Du kannst Dir denken, wie in den letzten Tagen mein Gemüth bewegt war, wie gern ich zu euch geeilt wäre; — aber es war nicht möglich, weil es unter den jetzigen Verhältnissen den Schein hätte, als wollte ich mich den Schwierigkeiten meiner hiesigen Stellung aus Furcht entziehen. Seit gestern sind meine Besorgnisse fast ganz geschwunden. Der König will sich zu bedeutenden Veränderungen der Verfassung verstehen, und dadurch hat er gewiß sich und dem Lande große Gefahren erspart. Gegen die Art und Weise, wie er den Generalstaaten diese Sinnesänderung mitgetheilt hat, läßt sich von dem constitutionellen Standpunkte aus manche Einwendung machen; aber die Hauptsache ist, daß die Unzufriedenheit aufhört und das Vertrauen zurückkehrt. Die Fonds sind in 24 Stunden um 5 Procent gestiegen. Hiermit genug von hiesigen Dingen.

Dir wünsche ich von Herzen Glück zu Deinem wohlverdienten Ruhm, und ich hoffe, daß Deine Popularität dazu beitragen wird das große Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen. Du wirst es gewiß nicht aus den Augen verlieren, daß die Einheit und das Deutsche Parlament die Hauptsache ist; alles Andere wird und muß dann von selbst folgen.

Ich freue mich, daß Eigenbrodt Dir zur Seite steht; sein ruhiger, vorsichtiger Charakter macht ihn zum guten Rathgeber für den, der in hoher Stellung und in der Mitte der Bewegung mit Wärme und Enthusiasmus vorangehen muß. Ich schäme mich, daß ich vom sicheren Ufer blos zusehe, wie die Schiffe mit den stürmischen Wellen kämpfen. Lange halte ich das nicht aus, besonders wenn es hier ruhig bleibt und der Kampf in Deutschland noch ernster und hartnäckiger werden sollte.

Traut nicht zu frühe dem guten Willen! Wenn sie sich in Berlin nicht fürchten, wird man in Dresden (wo ein Fürstencongreß berufen werden soll) auf Reaction sinnen. Aber bis zum Monat Mai wird noch Manches geschehen, das die Fürsten verhindert, sich in großer Zahl in Dresden zu versammeln.

Der König von Preußen soll die Idee eines Deutschen

Parlaments ſehr übel nehmen. Er kann aber in dieſen ſtürmiſchen Waſſern die Deutſche Krone nicht fiſchen ohne das Parlament, das dran hängt, und noch ſchwerer wiegt. — Zu Berlin muß es ſich wo möglich nicht verſammeln.

Alles was Du bisher gethan haſt, billige ich nicht blos, ſondern bewundere Dein Benehmen in ſo ſchwieriger Lage. Wenn Jaup ganz zu trauen iſt, wäre ſeine Geſchäftskenntniß und Ruf gewiß ein guter Zuwachs für Dein Miniſterium.

Die Deutſche Heidelberger Zeitung leſe ich mit großer Aufmerkſamkeit und bewundere ihre Haltung und Conſequenz. Sie iſt ganz dazu geeignet den ernſten und denkenden Theil der Nation, die Gebildeten im doctrinären Sinne, zu leiten. Ihrem Urtheil über unſere auswärtigen Verhältniſſe ſtimme ich in Allem bei. Was ihr fehlt, iſt die Wärme und der Schwung, um die Maſſen zu begeiſtern.

Es iſt viel werth, daß der Bund die Nationalfarben angenommen hat. Solche äußere Zeichen ſind mehr als eine Spielerei; ſie ſind von Bedeutung, weil ſie Jeden zwingen (wie die Seeleute ſagen) ſeine Flagge zu zeigen, und Niemandem erlauben zweideutig hinter dem Berge zu halten.

Ich hoffe, die patriotiſche Partei läßt ſich nicht verleiten, aus Abneigung gegen ſtehende Heere oder aus übel verſtandener Sparſamkeit, die Deutſche Kriegsmacht zu ſehr zu ſchwächen. Gegen den auswärtigen Feind können Landwehr und Bürgerbewaffnung allein nicht ausreichen. Wenn man dem Geiſt des ſtehenden Heeres mißtraut, ſo gibt es ein ſicheres und kräftiges Mittel, es für die gute Sache zu gewinnen: Entfernung übelgeſinnter Officiere und zahlreichere Beförderung der Unterofficiere.

Mar hat mir aus Heidelberg einen intereſſanten Brief geſchrieben und den Zweck ſeiner Sendung mitgetheilt. Seinen Auftrag in Beziehung auf Luxemburg und Limburg konnte ich nur halb ausrichten; es iſt dazu für uns noch zu früh, weil die Bevölkerung der Deutſchen Bewegung fremd bleibt. Ich habe aber dahin gewirkt, daß man vorläufig alle Schritte vermeidet, die poſitiv unpopulär ſind. Der Idee eines Deutſchen Kaiſers iſt unſer König gar nicht abgeneigt.

Lebe wohl, lieber Bruder. Gott sei mit Dir und Deinem Werk. Sollten die Umstände sich so gestalten, daß Du meine Nähe für wirklich sehr nützlich hältst, so schreibe mir, ich will das Mögliche thun mich frei zu machen. Grüße den Vater.

Nachschrift: Es freut mich, daß auch Max seine Rolle so ganz in Uebereinstimmung mit Dir spielt und kräftig mitwirkt. Der Vater schweigt seit ein paar Tagen, ich weiß aber doch, daß er sich im Herzen freut, — wenn er auch nicht ohne Besorgniß ist. — Werdet ihr über die Proletarier Meister bleiben?

Ich habe auch viel zu thun, zeitraubende aber auch wichtige Geschäfte.

Fritz an den Vater.

Haag, den 17. März 1848.

Bester Vater, auch ich bin sehr in Anspruch genommen und finde wenig Zeit zum Schreiben; aber ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir so oft Nachrichten geben, welche das vervollständigen, was die Zeitungen melden. Vor einigen Tagen habe ich an Heinrich geschrieben und ihm meine Ansichten in groben Zügen mitgetheilt. Ich erwarte noch eine Reaction aus Berlin, ehe man sich auch dort zum Deutschen Parlamente entschließt. Nur nicht auf halbem Wege stehen geblieben.

Sie werden in den Zeitungen lesen, daß wir auch hier in einer Krisis sind. Der König hat, ohne seine Minister dabei zu Rathe zu ziehen, ja ohne ihr Vorwissen, den Generalstaaten erklären lassen, er sei bereit die Zugeständnisse zu machen, welche die Generalstaaten für das Wohl der Nation nöthig erachten würden. — Die Minister haben alle ihre Entlassung verlangt und erhalten. Die Generalstaaten sind innerhalb 24 Stunden über 16 Punkte einig geworden, welche Sie in der Zeitung lesen werden, und wodurch das constitutionelle System bei uns in liberalem Sinne vervollständigt und befestigt wird. — Die Schwierigkeit ist nun, ein neues Ministerium zusammenzusetzen; viele angesehene Stimmführer in den Generalstaaten sollen sich geweigert haben ein Ministerium anzunehmen, aus Furcht oder Bequemlichkeit, weil es reiche

unabhängige Leute ſind. Genannt wird Capellen, der vorgeſtern aus Paris zurückgekommen iſt und mit dem ich geſtern beim Könige geſpeiſt habe. Auch er ſoll Schwierigkeiten machen.

In Beziehung auf unſere (d. h. Niederl.) Deutſche Politik kann ich weiter nichts ſagen, als daß man entſchloſſen iſt in Uebereinſtimmung mit Preußen zu handeln, und alle kleine griefs und Recriminationen zu vergeſſen. General Nepven iſt nach Berlin geſchickt worden um in dieſem Sinne Vorſchläge zu machen und Rückſprache zu nehmen. Um patriotiſche Geſinnungen hier geltend zu machen und ihnen Eingang zu verſchaffen, iſt es noch zu frühe. Ich werde den günſtigen Zeitpunkt nicht verſäumen, wenn er kommt.

Die Vorfälle in Weimar, von der eigenen Tochter mitgetheilt, ſollen großen Eindruck auf den König gemacht haben, und nicht ohne Einfluß auf ſeine hieſigen Entſchließungen geweſen ſein.

Ich erfreue mich hier des großen Vertrauens, nicht blos des Königs und der königlichen Familie, ſondern auch aller Klaſſen, was mein Dienſtverhältniß als Gouverneur der Reſidenz ſehr erleichtert, aber auch das Abkommen erſchwert. Videbimus. Sie können ſich denken, wie gerne ich zu Ende des März in Ihrer Nähe wäre. Aber vierzehn Tage ſind jetzt ein Jahrhundert.

Erwarten Sie alſo von hier wichtige Nachrichten, aber mehr durch die Zeitungen als durch mich, denn die Zeit könnte mir fehlen oder andere Pflichten mich abhalten. Auch hier wird der Name in Ehren gehalten.

Leben Sie wohl, beſter Vater, und erhalten Sie ſich friſch. Ich vermuthe, daß Sie jetzt ſo Heinrichiſch ſind wie die Darmſtädter Bevölkerung, und freue mich darüber. Ein paar Stunden im Kreiſe des Vaters und der Brüder wären jetzt ſoviel werth für mich; aber es kann nicht ſein. Die herzlichſten Grüße.

Fritz an den Vater.

Haag, den 23. März 1848.

Die Begebenheiten folgen ſich ſo raſch, daß die Gedanken nicht zu Athem kommen können. Zum Schreiben bin ich da-

bei wenig aufgelegt. Hier hat der König noch zur rechten Zeit die Concessionen gemacht, welche unter den gegebenen Umständen eine Nothwendigkeit waren. Was die Zeitungen Ihnen sagen, will ich nicht wiederholen, und was sie nicht sagen, kann ich dem Papier nicht anvertrauen. Wir erhalten ein ganz neues Ministerium der äußersten Linken. General Nepveu wird wahrscheinlich Kriegsminister werden. Graf Schimmelpenninck (den Sie nicht mit meinem Freunde verwechseln müssen) erhält das Präsidium und wird Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Uebrigen sind Ihnen ja doch unbekannte Namen. Der Minister der Colonien Baud tritt auch ab, aber da er schwer zu ersetzen ist, wird er wahrscheinlich wieder eintreten, sobald die politische Aufregung sich ein wenig gelegt hat. — Das constitutionelle oder liberale Princip hat einen vollständigen Sieg errungen, aber von zwei Seiten her droht noch immer hier wie in Deutschland einige Gefahr. Die Aristokraten oder die conservative Partei ist unzufrieden über den verlornen Einfluß und allarmirt durch ihre Befürchtungen; die radikale Partei hätte lieber eine gewaltsame Umwälzung als Reformen auf friedlicher Bahn. Ich habe das Vertrauen, daß die Ruhe und Ordnung nicht gestört wird, wenn Belgien fortwährend ruhig bleibt und wenn Republikanismus und Radikalismus nicht von dorther zu uns herübergebracht werden. — Ich bin als Gouverneur der Residenz verpflichtet, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie begreifen also, daß ich unter diesen Umständen nicht abkommen kann, ohne gewaltsam zu brechen.

Ein näherer Anschluß an Deutschland ist hier jetzt noch nicht populär, aber Viele sehen doch ein, daß die Verhältnisse dahin führen können, und bei der neuen Gestaltung der Dinge wird die Abneigung sich mindern.

Mit Luxemburg und Limburg wird man in Beziehung auf das Deutsche Parlament hier in Verlegenheit sein, wenigstens mit Limburg, das auch in den Generalstaaten vertreten wird.

Die freundlichsten Grüße an Heinrich.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 23. März 1848.

Nun was hat sich seitdem wieder Unermeßliches zugetragen? In Wien und Berlin! Und wie liegen nun meines Bedünkens die Karten ganz anders auf dem Tisch!

Mar'sche Briefe habe ich denn gelesen.

In dem ersten an Heinrich klagt er noch über die Münchener Anarchie, es wisse Niemand wer Koch oder Kellner sei; —

Im zweiten: Er glaube dennoch soweit durchgedrungen zu sein, daß Baiern gleichfalls einen Bevollmächtigten mit nach Dresden und Berlin sende. Lehrbach tapfer ihm zur Seite. —

Quid porro? Nun, — da Oesterreich vortritt.

Freitag den 17. war ich bei Scherff, der sich eben rüstete in die Bundesversammlung zu gehen, wo Graf Colloredo den Präsidentenstuhl einnehmen sollte. Dies ist denn auch pro forma geschehen; es war aber sonst in der Sitzung von gar keiner Instruction oder Propositon die Rede.

Scherff apprehendirte besonders die Versammlung am 30. in Frankfurt, die unfehlbar Vivats der Masse hervorrufen würde, aber unmittelbar als revers de la médaille, Pereats und Insulten für die Bundestagsgesandten. Das möchte wohl so sein.

Also den 19. Wiesbaden. Tags vorher hatte ich den Moritz benachrichtigt, ich hätte keine Plane am Hof; — wohl aber möchte ich den Minister von Dungern, den einflußreichen Hergenhahn und den Präsidenten der Regierung Volbracht besuchen und sprechen. Moritz arrangirte das, ließ mich bei Franzina zu Mittag speisen, — und lud jene beiden Letztgenannten zum Abendessen bei sich.

So geschah es also; nach Tisch mein Schläfchen, der Besuch bei Dungern, sehr einfach und ordentlich. Seine Worte: „In etlichen Wochen werde ich wahrscheinlich nicht mehr Minister sein."

Er wäre es wohl jetzt schon nicht mehr, wenn Hergenhahn ernstlich darnach gestrebt hätte.

Nun traf sich aber, daß an demselbigen Sonntag ein großes

Festessen in den vier Jahreszeiten statt hatte, — ich habe die Veranlassung desselben vergessen — wohl etliche Hunderte, die Elite der Staatsdienerschaft und Bürgerschaft aller Klassen, — Breidbach natürlich unter ihnen.

Am Schluß, nach vielen Toasten, auch der auf die Männer der Vergangenheit. Dabei verlautete, daß ich in Wiesbaden anwesend sei. Also eine Deputation, mich einzuladen und abzuholen.

Als ich nun erschien, strömten sie schon bis in die Straße, machten Spalier, — und führten mich unter beständigem Jubel und Lebehoch in den langen Speisesaal.

Hergenhahn bestieg hinter mir einen Sessel und hielt mir eine Lobrede; andere machten Zusätze unter ungeheurem Jubel und Hoch, Hoch! Bisweilen sprach ich ein Wort, z. B. zu Stein's Andenken. Als das eine gute Weile, jeder an seinem Platz, gedauert hatte, kamen sie viritim an mir vorbei, und Jeder hatte son petit mot der Erinnerung aus alter Zeit: Alle drückten mir zärtlich die Hände und wohl die Hälfte — à mon corps défendant, — küßte diese ermüdete Hand. Alles ohne irgend eine Unart, oder Unordnung, wiewohl bei Vielen der Wein schon gewirkt hatte.

Später erschien ich dann bei Moritz und nacheinander die Eingeladenen, — aber auch Minister Dungern, der bis zum Nachtessen blieb, — auch er auf Du und Du von Jugend auf mit Hergenhahn, — diesem einst so zärtlichen Freund unseres August. Die Mutter behauptet, sie hätten sich wie Zwillinge geglichen. Auch die Todten sollen leben!

So weit war ich, besuchte um 8 Uhr früh den in der Nacht von Worms zurückgekehrten Heinrich, las die Depeschen von Berlin, Wien und Paris, — und abermals hat sich Europa umgestaltet. Ist noch ein Preußen?

Bei Empfang dieser Zeilen wirst Du schon mehr wissen.

Besser Wien!

Indessen wird die Versammlung in Frankfurt am 30. stattfinden, und Heinrich ohne Zweifel eine bedeutende Rolle dabei

ſpielen! Aber was? Was nun? — Doch fürchte ich nicht oder noch nicht republikaniſche Ideen!

Rebus sic stantibus zerfällt die Sendung des Max mit Lehrbach alſo in Nichts! Wir erwarten ſie jeden Augenblick zurück. Sie müßten denn die Kühnheit haben, nomine Germaniae in Berlin Ordnung und Königthum predigen zu wollen!

Die Feſte zu Mainz und Worms, zu Ehren des Regenten, die Beiwirkung dort der Militärbehörden kann Heinrich nicht genug loben; — und nebenbei eine große Deferenz für ſeine Perſon.

Noch zur Zeit iſt ſein Anſehen überall ſichtbar im Steigen.

Aber die neueſten Begebenheiten drücken ihn doch ſehr und ſtören ſeine Concepte!

Vater an Fritz.

Darmſtadt, den 24. März 1848.

Dictum factum. Unſer Max iſt von Dresden aus allein nach Berlin gegangen, auf die Nachricht von den dortigen Ereigniſſen; welche Kataſtrophen und Auftritte!

Heinrich hat heute in der zweiten Kammer, als ſein früherer Antrag mit Wernher und Conſorten an der Tagesordnung war, umſtändlich vorgetragen, in ſeiner doppelten Eigenſchaft, und vom ganzen Verlauf Rechenſchaft gegeben mit ganz wenig Widerſpruch und ſehr allgemeinem Beifall — aller Claſſen; auch à tête reposée. Es hat ihn jedoch angegriffen, und die Berliner Zuſtände und Möglichkeiten beunruhigen ihn ſehr.

Max holt nun in Dresden ſeine Collegen ab. Den Baiern traue ich nur halb.

Vater an Fritz.

Darmſtadt, den 25. März 1848.

Die Verhältniſſe drängen ſich. Hier Marens Erlaſſe an Heinrich, nach ſeiner erſten Berliner Erſcheinung und Einwirkung. Erlaſſe mir jeden Commentar!

Eben geht Buhl — der Deidesheimer — von mir, nachdem er den Heinrich nur zu kurz geſprochen hat. Er war

mit Aufträgen der Badiſchen Regierung da, die bereits förmlich die Wahlen zur conſtituirenden Verſammlung anordnen. Davon nächſtens mehr.

Mir erklärte er den Wunſch vieler Badener, Dich an der Spitze des Badiſchen Armeecorps zu wiſſen; ſie bedürften eines Generals, der ſich Anſehen und Vertrauen zu erwerben wiſſe.

Vater an Fritz.

Darmſtadt, den 26. März 1848.

Zu Mittag empfing ich den Deinigen vom 23. und da Heinrich regelmäßig bei mir ſpeiſet, — die einzige Zeit, in der ich ihn ſehen kann, — ſo hat er ihn ſofort eingeſehen.

Er iſt gewaltig occupirt und von allen Seiten in Anſpruch genommen. Am unangenehmſten von den Standesherrn und Edelleuten, die man allerdings mißhandelt; insbeſondere die Riedeſel.

Wie wandeln ſich die Dinge um! In meinen Augen geht Alles de mal en pis. Die Perſon des Preußiſchen Königs iſt eben nicht wieder zu heben; ich verſpüre es von allen Seiten, und Heinrich giebt es zu.

Alſo hier Fragmente:

Lehrbach und Mar erwarten wir ſtündlich.

Schon ſammeln ſich die Leute nach Frankfurt; ich fürchte ſehr buntſcheckige.

Das Wahlweſen beſchäftigt mehr als Einheit und Hegemonie.

Republikaniſche Ideen gewinnen, wo nicht die Oberhand, doch ein ſtarkes Gewicht.

Geſtern ſprach ich Dir von Buhl. Heute kam Hergenhahn von Wiesbaden gerade zu unſerem Tiſch. Wir waren nur zu Dreien, und die Lage der Dinge wurde vielfältig beſprochen. Er führt das Naſſauiſche ganz.

Morgen will Heinrich in der Kammer wieder politiſchen Vortrag halten. Seine erſt ſo allgemein bewunderte Rede findet bereits viele Widerſacher, wegen der Preußiſchen Tendenzen. Man wird ihn angreifen; indeſſen iſt er noch ſtark. —

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 28. März 1848.

Was ich im Laufe des Tages hier noch anfügen werde, weiß ich nicht. Also le commencement — nicht eben de la fin.

Der Bundestag mobilisirt das 7te und 8te Armeecorps und verlangt den Chef von Bayern; vermuthlich also Prinz Karl. Heinrich hat gestern von der zweiten Kammer ad hoc — um bei der Nothwendigkeit für alle Fälle gerüstet zu sein, ein Vertrauensvotum verlangt und motivirt, das auch zugestanden ist; und heute früh wird er deswegen in der ersten Kammer erscheinen.

Die heutige O. P. A. Z.-Beilage spricht sehr umständlich von Marens Auftreten in Berlin. Unverfänglich insofern. Indessen sind seine Briefe — die neuesten — an Heinrich, augenblicklich mir nicht zur Verfügung, und ich werde sie Dir heute noch nicht beischließen können.

Jeden Augenblick erwarten wir die Herrn zurück; Lehrbach, um hier Kriegsminister zu werden.

Mich dünkt, es wird zu Frankfurt ein wahres Schariwari werden. Wie Viele werden sich zu Wortführern berufen fühlen! Die freien Städte wollen den Professor Dahlmann zu ihrem Organ; er ist aber eben nach Berlin berufen, um über ein Wahlgesetz seine Meinung und Antrag auszusprechen.

Gestern speiste Bürgermeister Smidt von Bremen mit uns, aus dem Norden, inclusive Hannovers kommend. Er war mit Bodelschwingh gereist, der ihn sicher sehr ächt von den Berliner Ereignissen unterrichten konnte.

Der König von Hannover, genesend, erklärte: Nun, wenn ich nicht mit den Tories regieren kann, so will ich mit den Whigs regieren. —. Sofort die neuen Ernennungen.

Pechlin hat sich gegen Dänemark — für Holstein und Schleswig — erklärt und gerirt sich als Abgesandter der Herzogthümer und der provisorischen Regierung. Morgen werde ich das näher sehen.

Welcker hat hier mit Heinrich lange Unterredung gehabt. Ich habe ihn nicht kennen lernen.

Ich komme aus der ersten Kammer; wir haben ohne Anstand das Vertrauensvotum gegeben.

Heinrich geht eben nach Frankfurt ab, um der Bundesversammlung beizuwohnen, will aber den Abend wieder hier sein. Das Thema ist: die Wahl eines Oberfeldherrn; vermuthlich der König von Würtemberg.

Am unangenehmsten umtönen mich die gewaltigen, steigenden Klagelieder, mit den mißmuthigsten Gesichtern, der sämmtlichen Herrn in Oberhessen, Breidenstein à la tête, also in der Klasse, womit ich am meisten umgehe.

Nachschrift. Ich höre Stimmen — da das Odium gegen Preußen unglaublich groß ist und nur durch die Zeit geheilt werden kann — bei der künftigen Wahl des Oberhauptes, — den Erzherzog Johann — als Repräsentanten von Oesterreich; dann — den Erbgroßherzog hier, — eben weil er minder mächtig ist (!!), und die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich entfernte!

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 29. März 1848.

Ich fahre fort! Mein nächster wird aus Frankfurt oder Hornau datirt sein. Ich denke acht Tage von hier wegzubleiben.

Heinrich kam also gestern Abend 7 Uhr aus der Bundesversammlung und noch spät zu mir.

Die Frage vom Feldherrn ist aufgeschoben, bis sich die Sache der Freischärler gestaltet — und Appony von Lamartine Antwort empfängt. Die Frage von Krieg oder Frieden, von der Seite also, reift.

Die Bundesversammlung zog sehr ernstlich in Erwägung, wie innere Ruhe und Ordnung herzustellen sei. Hic Rhodus. Die meisten neuen Gesandten sind schon da.

Max kam in unglaublicher Schnelligkeit von Berlin und traf den Heinrich in Frankfurt. — Nun wird er wohl Zeit gewinnen, Dir selbst ausführlich zu schreiben.

Um 2 Uhr gehe ich nach Frankfurt; Heinrich um 5 Uhr. Was wird man also dort treiben? Ich glaube nicht viel mehr

als eben in Heidelberg. Die Frage von Republik wird kaum ernſtlich zur Sprache kommen, — wenigſtens beſeitigt werden. Ein Deutſches Parlament iſt ja ſchon entſchiedene Sache. Alſo Proportionen und Wahlmodus; — dieſem erſten Parlament werden ſie die Frage vom Oberhaupt anheim ſtellen, — alſo höchſtens das pro und contra discutiren. Vermuthlich unter drei Dingen: 1) Preußen, 2) Oeſterreich, 3) ein Mindermächtiger. Augen richten ſich auf den hieſigen.

Man muß das Mögliche zu erſtreben ſuchen. Heinrich ſelbſt, bei allen perſönlichen Schwierigkeiten, neigt noch mit Recht für Preußen.

Ich möchte ſo formuliren: Dasjenige, wobei noch die Eintracht erzielt werden kann; denn daran wird es fehlen. Und da glaube ich, daß eine periodiſche Wahl noch am erſten zu ſolchem Ziele führt, ſo laut und erheblich auch die Einwände ſein mögen.

Heinrich hat einige Spuren und Zeichen zur Beſorgniß, daß ſie ihn möchten zu Frankfurt zum Präſidenten wählen. Denn erſtens, er hat ſtarken Katarrh; zweitens, er kann hier gar nicht abkommen, und würde dann auch dort nicht Augenblicke entbehrt werden können. — Sie, für heute. Vale.

Vater an Fritz.

Frankfurt, den 31. März 1848.

So gar groß iſt dieſen Abend meine Ausbeute nicht. Vor 7 Uhr ging ich zu den Söhnen; Max hatte bei dem Bruder geſchlafen. Geſtern ſtieg die Wahrſcheinlichkeit, was mir auch Cotta und die Schwaben beſtätigten, daß Heinrich zum Präſidenten gewählt und reſpective um Annahme erſucht werden würde; heute früh ſchien die Präſidentenwahl ihnen noch zweifelhaft.

Die Zeitungen belehren Dich, daß ſie doch auf Mittermaier gefallen iſt. Das Nähere werde ich noch erfahren. Bürgermeiſter Smidt trieb mich noch in dieſen frühen Stunden wiederholt an, den Heinrich zur Annahme zu bewegen. Der Einwand, daß er ein hoher Staatsbeamter ſei, gelte

nichts, weil eben das ein Vortheil sei, Ansehen des Amtes und einen so hohen Grad der Popularität zu vereinbaren.

7 Uhr Abends.

Eben kommt der Max und meldet mir in der Kürze, äußerst eilig, daß er selbst Heinrichs Wahl entgegengewirkt habe, was ihm besonders die Aristokraten übelnehmen; Heinrich aber ist nach seinen Aeußerungen ganz zufrieden.

Sie kommen eben aus einer Specialversammlung, worin sie trachteten und Mittermaiern disponirten, die Sache auf dem kürzesten Wege schon morgen zum Schluß zu bringen und einen permanenten Ausschuß zurück zu lassen.

Dahlmann ist da! Der König von Preußen ist unmöglich geworden, — aber eben diese ganze Frage — Wer? — wird verschoben.

Ich habe heute zuverlässige Berichte aus Wien gelesen, nach welchen die Oesterreichischen Zustände kläglich sind. Aber — was mich am meisten frappirte, — am schlechtesten in Steyermark und Umgegend, wo Erzherzog Johann gar nichts vermöge. Ein starker Riegel gegen andere höhere Projecte mit seiner Person.

Heinrich geht diesen Abend nach Darmstadt und kommt erst morgen früh wieder.

Im Kampfe der unteren Klassen, — fremden Zuzugs besonders aus Mainz und Hanau — über Parlament oder Republik, sind einige Republikaner von den Darmstädtern, deren Heinrich eine zahlreiche Elite der Bürgerschaft herbeigeschafft hatte, um jene im Zaum zu halten, blessirt worden.

Diesen Morgen also kam die Mutter mit Amelie und Fräulein Marie um 8 Uhr an und debarquirten bei Heinrich, wo ich und Max gegenwärtig waren. Da sie beide Söhne seit ihren veränderten Schicksalen nicht gesehen hatte, war die Begrüßung und Umarmung weich genug! Sie ist ohnehin so gestimmt und ahnet wenig Gutes, wobei sie wenig Trost von meiner Seite finden kann.

Den 1. April, Morgens 8 — 9 Uhr.

Ich komme bereits von den Söhnen. Mar hatte bei Heinrich — soi-disant geſchlafen. Heinrich kam von Darmſtadt zurück, als ich eben dort war!

Welche Confuſion der Dinge und der Meinungen! Die größten Beſorgniſſe prädominiren!

1) Daß ſie heute gewaltſam geſtört werden, durch bewaffneten Zuzug, — am ſchlimmſten die Hanauer; dann die Marburger Studenten. In Darmſtadt waren die mit den Bahnzügen von Weſten bewaffnet Kommenden entwaffnet worden.

Sollte auf dieſe Weiſe die Verſammlung geſtört werden, ſo wird der Präſident ſchließen und nach Nürnberg verlegen. — Beide Brüder ſo!

2) Wenn nun die Sachen beſſere Wendung hier nehmen und geſchloſſen werden, die Erſchienenen nach Hauſe gehen, — wer garantirt, daß die republikaniſchen Deſperados nicht den erſten beſten Tag, von Bewaffneten unterſtützt, gleich die Republik proclamiren und als proviſoriſche Regierung handeln?

Es war die Frage von der Permanenz dieſer Verſammlung. Man einigte ſich aber dahin, einen Ausſchuß von 30 — 50 hier zu laſſen, die überallhin die Hand reichen; dieſe doch wieder ſeparirt von den 17, dem Bundestag beigeordneten Vertrauensmännern!

3) Die Proclamation der Republik im Badiſchen Weſten, — Schwarzwald und Odenwald, Händereichung nach Frankreich und der Schweiz; Dinge, die gleichſam ſchon da ſind.

Die beſſeren Seiten ſind, daß die Majorität für Ordnung, Parlament und Monarchie iſt. Die Blicke wenden ſich *heute* nach Oeſterreich! Erzherzog Johann wird ſtark genannt.

4) Die früher die Schlimmſten, ſind jetzt die Beſten und Brauchbarſten, — energiſch und Wohlredner; darunter Welcker à la tête, auch Robert Blum aus Leipzig. Dieſer und Heinrich ſollen geſtern am beſten geſprochen haben, — nach allgemeiner Stimme.

Mit dem Heinrich habe ich heute, — doch ganz friedlich — Familienangelegenheiten beſprochen; auf den Fall nämlich, daß

die Hauptquellen verſiegen, was ganz möglich iſt, ja wahrſcheinlich. Wir blieben ziemlich d'accord.

Heinrich behält Kopf und Kraft oben; Max erſchöpft ſich, ſchläft nicht und iſt in beſtändiger Agitation. Noch heute war Religion ein dritter Theil der Converſation, mit mir nämlich.

Lebe wohl, heiterer wie ich.

Vater an Fritz.

Frankfurt, den 1. April 1848 Abends.

Ich ſetze denn mein cahier de doléances fort.

Das ſchönſte Wetter begünſtigte das tolle Zeug!

Alſo nach Heddernheim, die große Hälfte des Tages zu Fuß.

Vorher aber machte ich die erſte Viſite an Graf Colloredo im Bundespalais. Viel über Oeſterreich und für Oeſterreich; — auch von meiner Seite. Er ſcheint ein ganz verſtändiger Mann, tadelte Manches am vorigen Gange; möchte die Oeſterreicher heranziehen. Nur mehr Spielraum zu den Wahlen, und ihren Modus der Wahlen, — der auch heute in den Beſchlüſſen ſo ziemlich nachgegeben worden iſt — für Alle. Das war ein Hauptanliegen, — pro nunc.

Der Tag iſt ruhig abgelaufen, Dank beſonders dem Zuzug aus Darmſtadt.

Das Hauptthema war die Permanenz, die die Republikaner wollten, Heinrich aber in einer Rede, die durchſchlug, ſiegreich bekämpfte.

Den 2. April Morgens 9 Uhr.

Nachdem ich die Söhne ausgiebig geſprochen habe.

Ausgiebig! Im Ganzen ſind ſie doch mit dem Gang von geſtern zufrieden; Jeder in ſeiner Art! Heinrich, ſich waſchend, ſehr ruhig, kam ex abrupto zu der Aeußerung ungefähr:

„Welche Zeiten, welche Armuth, daß ein ſo mittelmäßiger Kopf wie ich zu ſolcher Rolle kommt."

Auf meinen Einwand blieb er dabei: er verdanke es nur der Treue, mit der er zu jeder Zeit bei ſeinen erſten Ueberzeugungen geblieben ſei; der Integrität ſeines Charakters, der ruhigen Energie und Geiſtesgegenwart.

Die beiden Brüder ſind noch ſehr einig mit einander. Wir ſprechen unendlich viel von Dir, und denken noch mehr an Dich! —

Fritz an Heinrich.

Haag, den 1. April 1848.

Max iſt alſo wieder heimgekehrt von ſeiner wichtigen Sendung. Durch die Zeitungen und auch durch die Briefe des Vaters war ich im Stande ihm zu folgen, wenn ich auch nicht Alles weiß. Es freut mich über Alles, daß ihr beiden Brüder ſo übereinſtimmend denkt und handelt; was ihr gethan und geſagt habt, hat meinen ganzen Beifall, und Du kannſt Dir denken, wie ſehr ich bedaure, daß ich nicht mitwirken kann. Doch davon ſpäter.

Mit den Anſichten der Deutſchen Zeitung bin ich noch immer einverſtanden, obgleich meine Ueberzeugung weiter geht; aber ich begreife ſehr gut, daß man in ſolcher Kriſis und in ſolchem Wirrwarr der Meinungen und Leidenſchaften nicht gleich Anfangs ſein letztes Wort ſagen kann. Der Wahlkaiſer, und gar der Wahlkaiſer auf drei Jahre, iſt Narrheit und nichts als Intrigue der Höfe, um die Einheit und Centraliſation, die ſie nicht verhindern können, wenigſtens ſoviel möglich zu annulliren. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Oeſterreichiſchen Candidatur. Der erbliche Kaiſer muß am Sitze des Reichstags reſidiren, oder die Einheit iſt avortirt. Wenn die Höfe ſich nicht aufrichtig dazu verſtehen, werden wir die Jakobiner oder die Koſaken bekommen.

Krieg, und vielleicht Krieg nach zwei Seiten, ſehe ich als unvermeidlich an; es iſt alſo dringendes Bedürfniß, ſich darauf vorzubereiten. Ich hoffe, daß man die Armee, das ſtehende Heer, nicht aus unzeitiger Sparſamkeit vermindert und desorganiſirt. Die Erſparniſſe laſſen ſich wohl ſpäter finden, aber der Stand von einem Procent der Bevölkerung iſt nichts zu viel.

Die Aufgabe, welche Max mir in ſeinem letzten Briefe hier zu löſen gab, habe ich nicht gelöſt, obgleich ich es an Verſuchen nach verſchiedenen Seiten nicht fehlen ließ. Am aller-

wenigſten würde der König mich in dieſer Angelegenheit brauchen wollen, obgleich er mir in ſo vielen anderen volles Vertrauen ſchenkt. Nur ſo viel: man begreift hier die Bewegung in Deutſchland nicht, und man fürchtet den überwiegenden Einfluß, welchen die Einheit der Deutſchen Nation geben würde. Selbſt ein Krieg wird unter die Eventualitäten gerechnet. Die Verſtändigſten ſagen: es iſt noch zu frühe, man muß erſt abwarten, welche Geſtalt es nimmt.

Mündlich mehr darüber. Aber wann? So ungern man mir jetzt Urlaub giebt, ſo wird man mir einen kurzen von 8 bis 14 Tagen nicht weigern, wenn ich darauf beſtehe, und ich werde darauf beſtehen, ſobald ihr mir ſchreibt: komme! Alles Weitere muß der mündlichen Verhandlung vorbehalten bleiben. Nur ſoviel: Ambition treibt mich nicht, aber ich bin zu Allem bereit, wenn die Stimme des Vaterlands ruft, beſonders im Falle des Kriegs; im Frieden wird es an berufenen und unberufenen Rathgebern nicht fehlen.

Hier iſt die erſte Kriſis glücklich vorüber, und man wird Ruhe und Ordnung erhalten, wenn Unruhe und Unordnung nicht aus der Fremde importirt werden. Nepveu iſt Kriegsminiſter geworden; Du weißt, daß wir ſtets Freunde geblieben ſind. — Während der paar kritiſchen Tage vor der Bildung des neuen Miniſteriums hat man mir hier großes Vertrauen bewieſen; nicht blos der König, ſondern auch die höheren Stände und die Bürgerſchaft, die ſich bewaffnet und als rustbewaarders (Ruhebewahrer) freiwillig unter meine Ordres geſtellt haben. Jetzt drückt uns der erſchütterte Credit, und demzufolge das Zurückhalten des baaren Geldes und der Stillſtand aller Gewerbe. Ohne dringende Noth will niemand Geld ausgeben.

Den Krieg zwiſchen Deutſchland und Rußland ſieht man als wahrſcheinlich an. Geſtern iſt ein Ruſſiſcher Legations-Secretär, — Sievers — mit Depeſchen hier angekommen. Was ſie enthalten, weiß ich nicht, aber unſere Neigungen gehen dahin! Maltitz erkundigt ſich oft nach Mar; auch Eſterhazy ſehe ich viel, Königsmark nur ſelten. Er iſt gerade klug genug um zu begreifen, daß es oft am Beſten iſt, wenn man ſchweigt.

Oeſterreich ſcheint ſeiner Auflöſung entgegen zu gehen, wenn nur die ſlaviſche Population in den Deutſchen Provinzen zu Deutſchland hält!

Grüße den Vater herzlich; ich bin ihm ſehr dankbar, daß er mir ſo oft ſchreibt und mich au courant hält. Daß ich von Dir eigenhändig nicht öfter höre, kann ich unter dieſen Umſtänden ſehr wohl begreifen. Lebe wohl, vielleicht daß ſich unſere Briefe kreuzen. Ich muß Euch ſprechen, und zwar bald, das fühle ich; es handelt ſich alſo blos um ein paar Tage früher oder ſpäter.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 2. April 1848.

Beſter Heinrich! ich komme ſo eben vom König und habe mir einen freilich nur kurzen Urlaub erbeten. Morgen reiſe ich ab, den 5. werde ich in Frankfurt ſein; alſo wahrſcheinlich einige Stunden nach dem Empfang dieſer Zeilen, die ich auf gut Glück abgehen laſſe. Ich habe es nicht länger aushalten können. In Eile

Dein Fritz.

Unter „Donnerſtag, den 30. März" hatte Fritz in ſeinem Kalender vorgemerkt: „Die außerordentliche Vorſorge und Bereitſchaft hat ein Ende." Da er ſich nun abkömmlich glaubte, ſo hatte er am 1. April zwar nur erſt geſchrieben, er werde auf Urlaub beſtehen, ſo bald wir ihm ſchreiben würden: „Komme." Aber ſchon am 2. April forderte und erhielt er den Urlaub, ohne jenen Ruf abgewartet zu haben; „er hatte es nicht länger aushalten können." Der Brief des Mar, der das „Kommen" ausſprach, traf den Fritz nicht mehr im Haag und lief zurück. Es lautet dieſer Brief:

Mar an Fritz.

Wiesbaden, den 3. April 1848.

Lieber Alter, auf einige Stunden der Nacht hier anweſend, um heute in Frankfurt die letzte Schlacht ſchlagen zu helfen, —

muß ich Dir ans Herz legen, ob Du ſchicklicher Weiſe in kürzeſter Zeit im Haag Deine Entlaſſung nehmen kannſt? Innerhalb 4 Wochen des Ausſchußregiments bis 3. Mai ſteht Vieles auf dem Spiel. Wir bedürfen Deiner.

Die Zeitungen ſagen Dir das Uebrige; ich bleibe hier als Vertrauensmann für Naſſau und Braunſchweig, mit Dahlmann, Uhland, Jordan, — der Dich grüßt, — Baſſermann u. ſ. w. — Heinrich iſt der Held unſerer Verſammlung.

Dein treuer Bruder.

In das Vaterland zurückzukehren, dem Vaterlande zu dienen, beſonders dieſem dann zu dienen, wenn die Dienſte eines Mannes von dem Gepräge Friedrich's von Gagern nützlich und geſucht ſein könnten, das war ſein Ehrgeiz; das war, wie in den vorderen Blättern gezeigt iſt, längſt feſtſtehender Vorſatz bei ihm. Dieſer Vorſatz hatte ihn vorwiegend beſtimmt die Miſſion nach Indien anzunehmen, um mit ſolcher Widmung für die Zukunft ſeine Unabhängigkeit ſich zu erwerben. Man erinnere ſich, daß er damals der Mutter ſchrieb, d. d. 10. März 1844:

„Die Abweſenheit iſt von kurzer Dauer, die Sendung höchſt ehrenvoll und intereſſant, die Bedingungen vortheilhaft; und nach ein paar Jahren kann ich hoffen in die Heimath zurückzukehren und dort nach eigner freier Wahl entweder in angenehmer Unabhängigkeit oder vielleicht in ehrenvoller Thätigkeit den Reſt des Lebens zuzubringen. Das iſt das Opfer ꝛc. — — — wohl werth."

Aehnliche Aeußerungen finden ſich in mehreren ſeiner Briefe aus Indien, und jener Vorſatz, ſeine Ausführung nur in weitere Ferne gerückt, blieb auch der maaßgebende für ſeine Entſchlüſſe, als nach Beendigung ſeiner Miſſion der Wunſch des Königs an ihn herantrat, daß er nach Indien zurückkehren und das Commando der Armee dort übernehmen möge. Bei der Zunahme der Deutſchen Wirren handelte es ſich für Fritz nur noch um den

geeigneten Zeitpunkt, ſein Dienſtverhältniß zu löſen. — Als nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris der innere Friede auch in Holland bedroht ſchien, hielt er es für ſeine nächſte Pflicht, dort auszuharren auf dem Poſten auf welchen ihn das Vertrauen des Königs geſtellt hatte, und ſein Entſchluß war ohne Zögern gefaßt: „ich will es verdienen“ dieſes Vertrauen. Nachdem aber durch die Verfaſſungsveränderungen, zu welchen der König der Niederlande ſich am 13. März verſtanden hatte, die öffentliche Meinung in Holland befriedigt, und durch die energiſche Haltung aller conſervativen Elemente des Holländiſchen Volks die Erhaltung der inneren Ruhe geſichert war, während in Deutſchland die Anarchie drohender, und der Erfolg der Reformbeſtrebungen zweifelhafter wurde, — da war der Augenblick gekommen, von dem er zum Voraus d. d. 14. März mir geſchrieben hatte:

„Ich ſchäme mich, daß ich vom ſichern Ufer blos zuſehe, wie die Schiffe mit den ſtürmiſchen Wellen kämpfen. Lange halte ich das nicht aus, beſonders wenn es hier ruhig bleibt und der Kampf in Deutſchland noch ernſter und hartnäckiger werden ſollte.“

Seine Auffaſſung, daß er doppelte Pflicht habe, ſowohl gegen ſein wahres Vaterland als gegen das ſeiner Wahl und frühen Beſtimmung; — und ſeine Anſicht, daß die großen Intereſſen beider Länder und Nationalitäten als identiſche zu betrachten ſeien, hatte er in Holland nicht verläugnet, ſie waren bekannt.

Außer dem was ich darüber im 8. Kapitel aus der Feder vom Dr. Halbertsma zu Deventer mitgetheilt habe, bin ich glücklich auch hier das Zeugniß des Herrn W. A. Schimmelpenninck van der Oye anführen zu können, der in jenem, auch ſchon im 8. Kapitel erwähnten Briefe, ſich alſo ausdrückt:

Il y a une certaine unité, pour ne pas dire uniformité, dans la famille des Gagern; et avec cela le défunt avait

un profond sentiment de piété filiale pour la personalité de son père, une haute opinion de l'avenir politique de son frère Henri, et jusqu' à l'amour d'un père pour son frère Max. Raisons assez plausibles pour comprendre, que le biographe consanguin en ait pris plus au large l'occasion de développer des argumens de tendance politique et germanique, qui étaient comme l'écho de Fritz de Gagern. Il était très vrai de dire, qu'il y avait deux hommes en scène. Un Néerlandais par l'actualité militaire de sa position, qui n'admettait pas de moitié; et avec cela sentant vibrer toutes les fibres de son noble coeur quand il s'agissait de l'avenir de sa patrie. Ici toute personnalité était chose secondaire. Ihm war das Leben des Lebens Höchſtes nicht. Et s'il servait noblement notre pays, comme moyen d'activité et parce qu'il s'y fit des amis, c'est aussi qu'il voyait l'avant-coureur d'unité et de vie parlementaire dans ce qui était un point d'appui maritime pour le grand continent teutonique. Aussi lorsqu'il parlait d'intérêts nationaux, il s'évertuait à prouver qu'au fond il devait y avoir identité.

Wir haben aber auch geſehen, daß er mit Vorſicht in Bethätigung dieſer Anſichten zu Werke ging, und die Verbreitung derſelben in Holland nur von der allmähligen Erkenntniß der Uebereinſtimmung der Intereſſen erwartete.

Fritz reiſte alſo am 5. April mit nur kurzem Urlaub aus dem Haag ab, in der Abſicht den Begebenheiten, welche in Deutſchland in der Entwickelung begriffen waren und darin ſich drängten, nahe zu ſein, und um den Stand der Dinge mit eigenen Sinnen zu prüfen. Die Parteinahme, der endliche Entſchluß bei der Wahl die er getroffen, ſind ein Moment der

politiſchen Entwickelung Deutſchlands, das im Zuſammenhang der Thatſachen und der Urtheile darüber, wie dieſe ſich bei meinem Bruder ausgebildet hatten, zu erfaſſen iſt.

Ehe ich daher fortfahre die nächſten, den Bruder unmittelbar berührenden Ereigniſſe zu erzählen, erſcheint es nothwendig auf dem politiſchen Terrain das er betritt, uns genauer zu orientiren als es mittelſt des vorausgeſchickten Briefwechſels geſchehen konnte.

Die früheren Blätter enthalten zwar manche Beiträge zu dem geſchichtlichen Zuſammenhang, wie die Zerſplitterung Deutſchlands, und in Folge davon die Hintanſetzung der nationalen Intereſſen, — wie das abſolutiſtiſche, freiheitsfeindliche Bundes-Syſtem und ſeine Einwirkung auf die minder mächtigen Bundes-Staaten, — wie auf Seiten der Nation die mehr geläuterte Erkenntniß des Bedürfniſſes ihrer politiſchen Einheit und der unerläßlichſten Bedingungen derſelben, — der Bewegung von 1848 ſeit dreißig Jahren vorgearbeitet hatten; — die ausführlichere Erzählung aber dieſer Entwickelung, — wie dann zu den allgemeinen, nationalen Urſachen dieſer Bewegung während der unmittelbar vorausgegangenen Jahre in den meiſten deutſchen Staaten noch beſondere hinzugekommen waren, um den öffentlichen Geiſt in die aufgeregteſte Mißſtimmung zu verſetzen; wie dieſe Mißſtimmung und Aufregung durch materielle Noth, in Folge ſchlechter Ernten während der Jahre 1846 und 1847, auch unter der ländlichen und Arbeiter-Bevölkerung ſich zu bedenklicher Höhe geſteigert hatte; wie endlich die Franzöſiſche Revolution vom Februar 1848, wodurch die Orleans'ſche Dynaſtie vertrieben und die republikaniſche Staatsform abermals verkündet wurde, gleichſam nur der elektriſche Funke war, der bei ſolcher Spannung die Exploſion bewirkte; — es gehört das der eigentlichen Geſchichtſchreibung an.

Die Rückwirkung der Pariſer Februarereigniſſe auf Deutſchland war eine überraſchend unmittelbare und mächtige, und offenbarte ſofort, wie trotz Polizeidrucks und Cenſur, oder gerade deßwegen, die Maſſe des Volks in Bildung, aber auch in politiſcher Verbildung und in Empfänglichkeit für Beides, vorangeſchritten ſei. In nicht unanſehnlichen Theilen von Deutſchland war die Einſicht tief bis in die unterſten Schichten der Bevölkerung gedrungen, daß der Druck der politiſchen Zuſtände ſich nur mit den Grundlagen der beſtehenden Staatsordnungen ſelbſt entfernen laſſe; daß es ſich um die ſouverainen Staateneriſtenzen handle, die in einem Bundesverhältniß, zu deſſen Ausbildung zum Beſſeren auf legalem Wege keine Ausſicht beſtand, der nationalen Entwickelung und der bürgerlichen Freiheit ein unbeſiegbares Hinderniß waren. Nicht blos vereinzelte Männer von vorgeſchrittener politiſcher Meinung, ſondern Maſſen hatten ſich ſeit längerer Zeit daran gewöhnt, die beſtehenden Staatsordnungen als nur noch gefriſtete Proviſorien anzuſehen, die dem Sturme nicht widerſtehen würden. Die idealiſtiſche Hoffnung, mit der die Nation früher auf repräſentative Conſtituirung der Einzelſtaaten gedrungen hatte, — theils um der Freiheit und um geſicherter Rechtszuſtände willen, dann aber auch, um bei der Entwickelung freieren Staatslebens eine übereinſtimmende Meinung hervorzubilden die als nationale gelten, und die mittelſt organiſcher Einwirkung auf die Regierungen, und durch die einzelnen Regierungen auf die Geſammtvertretung derſelben in der Bundesverſammlung, dem Bedürfniß nationaler Einheit nothdürftig entſprechen mochte; — ſolche idealiſtiſche Hoffnung war längſt aufgegeben. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß weder das Eine noch das Andere mittelſt der repräſentativen Conſtituirung zu erreichen ſei. Jene Hoffnung war in den liberal-conſervativen Kreiſen einer unbeſtimmten Sehnſucht gewichen nach nationaler Einheit unter irgend einer

Form, unter welcher Ordnung und Freiheit neben einander bestehen können; dann aber rührte sich auch eine radicale Partei, um unter rastloser Untergrabung der hergebrachten und festgehaltenen Begriffe von sittlicher und staatlicher Ordnung, die Meinung von der Nothwendigkeit einer totalen Staatsumwälzung zu verbreiten. Diese hatten sich mehr die unteren und darbenden Klassen der Bevölkerung zum Operationsobject ausgesucht, indem sie zugleich den Haß derselben gegen die an Behaglichkeit gewöhnten und darum friedlicher gesinnten, ihren Lehren weniger zugänglichen Mittelklassen (die radicale Partei bezeichnete sie gern mit dem französischen Ausdrucke Bourgeoisie in verächtlichem Sinne) aufstachelte.

Wesentlich war das Bemühen der radicalen Partei darauf gerichtet, die monarchisch-repräsentativen Staatseinrichtungen, nach deren gesichertem Bestand und Herrschaft die Mittelklassen strebten, als der Freiheit unzuträgliche und auf Unterdrückung der unteren Klassen abzweckende, zu verdächtigen. Aus der begründeten Erfahrung, daß Freiheit in der Kleinstaaterei und im abhängigen Bundesverhältniß der Staaten, keinen Boden findet, wenn ihre Cultur nicht mittelst der Bundesverfassung selbst gepflegt wird, waren aus verwandten, und von Demagogen tendenziös ausgebeuteten Erscheinungen, unrichtige Schlüsse gegen das monarchisch-repräsentative System überhaupt gezogen, und zu kritischem Urtheil weniger befähigten Kreisen eingeredet worden.

Namentlich hatte die Corruption des monarchisch-repräsentativen Systems in Frankreich, welche jetzt zu dem Sturz der Orleans'schen Dynastie den Vorwand geliehen, zur Herabsetzung des Systems selbst den willkommenen Stoff geboten. In der That aber war diese Corruption von der Deutschen liberalen und radicalen Presse viel strenger beurtheilt worden als das in Frankreich selbst geschah, wo der Abscheu gegen Corruption und gegen betrügerische Ausbeutung des Volks so groß nicht ist und nur bei

feierlichen Gelegenheiten zur Parade dient. Indem jene Radicalen die Wirkungen eines ſchlechten Wahlgeſetzes und der Eigenſchaften eines Volkes, das weder Herrſchaft noch Freiheit zu ertragen weiß, der monarchiſchen Inſtitution zur Laſt legten, und was zufällige Mängel waren, als dieſer Inſtitution weſentlich anhängende darſtellten, war der Meinung bereits eine große Verbreitung verſchafft worden, als ob ein wahrer und maaßgebender Antheil eines wohl repräſentirten Volkes an der Regierung eines Gemeinweſens mit monarchiſcher Inſtitution unerreichbar ſei, und ſolches Syſtem auf Täuſchung beruhe.

Dieſe Anſchauung war durch die vorausgegangenen Ereigniſſe in Preußen ſehr genährt worden. Die Mißhandlung von Seiten der Preußiſchen Regierung, des erſten vereinigten Landtags, auf den in Deutſchland ſo viele Blicke erwartungsvoll gerichtet geweſen waren, hatte der Monarchie nicht blos, ſondern auch der auf den Preußiſchen Landtagen überwiegend vertretenen erblichen und Vermögensariſtokratie tiefe Wunden geſchlagen, und durch den Rückſchlag dem allgemeinen Stimmrechte für die nächſte Zukunft das Feld dort erobert.

Um der unbequemen Hinweiſung von Seiten der Liberal-Conſervativen auf das Beiſpiel Englands zu begegnen, wo die Inſtitution der Monarchie wie die Ariſtokratie der Entwickelung der Freiheit günſtig iſt, war die Feindſchaft gegen England, die Verunglimpfung der Engliſchen Inſtitutionen und das ins Dunkle malen der dortigen Schattenſeiten, zur conſtanten Politik des Deutſchen Radicalismus geworden. Die Engliſche Regierung ſollte nach ihm in den Händen einer wenig zahlreichen Oligarchie ruhen, die ſie in ihrem Intereſſe ausbeutete; das ariſtokratiſche Patronat ſchloß das Volk und jede Capacität davon aus; die Contraſte von arm und reich, die ſocialen Zuſtände waren davon die Wirkungen; Freiheit gering; und die Erfolge ſelbſt, ſofern ſie nicht geläugnet werden konnten, der Engliſchen

Verfaſſungszuſtände, waren nach dieſen Darſtellungen unter ſingulären Bedingungen errungen die analoge Erwartungen nicht rechtfertigten.

Solche Verſuche zur Untergrabung der monarchiſchen Geſinnung wurden in ihrer Wirkung unterſtützt durch die Quelle republikaniſcher Sympathien, die in den vielfältigen Beziehungen zu Nordamerika fortwährend um ſo zahlreicher ſprudelte, je mehr die demüthigenden politiſchen Zuſtände des Vaterlands zur Vergleichung aufforderten. Wo iſt noch in der Pfalz, wo in Würtemberg, in Baden, Heſſen oder Naſſau, auch nur eine Dorfgemeinde, die nicht correſpondirende Anverwandte in den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten hätte, durch welche ſolche Sympathien genährt wurden, und die ſchwarzen Schatten, die über den dortigen Zuſtänden lagern, waren für Europäiſche Augen damals weniger hervorgehoben.

So erklären ſich Anſchauungen, Stimmungen und Neigungen, die während der 1848er Bewegung in Deutſchland ſich geltend machten, und welche die deutſche Zeitung bei nächſtem Anlaß alſo beſprach:

Vom 9. März.

„Sollen wir es uns verbergen, daß die Abneigung gegen die monarchiſche Ordnung auch in Deutſchland jetzt ſchon viel tiefer gewurzelt iſt, die Sympathien für die Republik viel kühner hervortreten, als im Jahre 1830? Dürfen wir die Thatſache wegläugnen, daß, was früher meiſt nur theoretiſche Anſicht oder frommer Wunſch war, ſich jetzt bereits zur praktiſchen Forderung ſteigert, und die Freunde republikaniſcher Staatsformen, vor noch nicht langer Zeit als Ideologen verlacht, allmählich anfangen feſten Boden zu gewinnen? Die Mehrzahl der Vertreter dieſer Richtung hat unſere „monarchiſche“ Politik, hat die Fortſetzung der heiligen Allianz geworben. Oder ſollte man die trockene Thatſache abläugnen, daß eine Politik der verwerflichſten Reaktion, zumal nach Zeiten wie die Jahre 1813 und 1814 waren, eine Staatskunſt der

geheimen Beſchlüſſe, der Miniſterconferenzen, der Ausnahmsgeſetze, die moraliſche Macht der Monarchie untergraben mußten? Wollte man beſtreiten, daß ein conſequentes Ankämpfen gegen die verfaſſungsmäßigen und natürlichen Rechte des Volks, ein langſames Untergraben oder gar ein gewaltſames Umſtürzen der beſchworenen Verfaſſungen augenblicklich vielleicht zum erwünſchten Ziele führen können, auf die Dauer aber nur der Monarchie ſelber tödtliche Wunden zufügen? Wir wollen nicht im Einzelnen aufzählen, was man dem deutſchen Rechtsgefühl nur ſeit 1832 Alles zugemuthet hat.

Die offenen Verfaſſungsverletzungen, die Tendenzprozeſſe, die Wahlchikanen, die zweideutigen Finanzoperationen, die perſönlichen Quälereien, die Verfolgungen wegen politiſcher und religiöſer Meinungen, die raffinirten Polizeikünſte bis zur unverkennbar an den Tag gelegten Abſicht, eine beſtehende Verfaſſung umzuſtürzen; — kurz, Alles was wir ſeit Jahren z. B. in Kurheſſen erlebt haben, der Verfaſſungsbruch in Hannover, die reaktionäre Politik in den einzelnen Staaten und im Bundesrathe ſelber; die offiziellen Deutungen, die man dem unzweideutigen Buchſtaben und Geiſte beſtehender Rechte aufzwang: das ſind härtere Schläge gegen die Monarchie, als ſie eine republikaniſche Partei oder eine revolutionäre Propaganda jemals zu führen vermag."

So erklärt es ſich auch, wie die Rückwirkung der Pariſer Februarereigniſſe am unmittelbarſten in den unteren und den darbenden Klaſſen der Bevölkerung ſich äußerte. Mit merkwürdiger Gleichzeitigkeit in ſo verſchiedenen und entfernten Gegenden Deutſchlands, erzeugte unter jenen Klaſſen ein politiſcher Inſtinkt die Zuverſicht, daß die bisherigen Regierungsmittel abgenutzt ſeien, und daß ſie ihren Gelüſten und Leidenſchaften ungeſtraft fröhnen könnten. Indem ſie ſo handelten, ſchüchterten ſie die überraſchten Staatsbehörden mehr noch ein; Polizei und Juſtiz waren gelähmt; Rechtsverletzungen und Gewaltthätigkeiten von Seiten der Landleute und Arbeiterklaſſen, gegen ihre wirklichen oder vermeintlichen Dränger

aller Art: Juden und andere Gläubiger, Fabrikbesitzer und Maschinen, Grundherrschaften und unliebsame Beamte, waren nicht blos vereinzelte Erscheinungen, sondern trugen in manchen Gegenden den Charakter eines verabredeten Zusammenwirkens.

Im südlichen Deutschland hatte solcher Geist der Unbotmäßigkeit selbst die gemeine Mannschaft und die Unterofficiere des stehenden Heeres, bei mangelndem Vertrauen zu den Officieren, angefressen, und Beispiele der Indisciplin, deren Bestrafung erschwert war, gehörten nicht zu den Seltenheiten. Es verurtheilte und bestrafte sich darin das falsche System, welches Regierungen befolgten, die in der Treue und Widmung des stehenden Heeres eine Entschädigung für die Entbehrung der Unterstützung der öffentlichen Meinung und eine anderweite Stütze ihrer Allgewalt suchten, und diese Treue und Widmung zu sichern glaubten, indem sie den Officieren eine durch Gunst bevorzugte, aber von den bürgerlichen Kreisen sich ausschließende, abgesonderte Stellung anwiesen, während die aus dem Volke hervorgegangene, fortwährend mit demselben verkehrende, und bald wieder zu den gleichen Anschauungen und Interessen in den Schooß ihrer Familien zurückkehrende Mannschaft, bei irgend ernstlichem und dauerndem Zerwürfniß zwischen Regierung und Volk zu der Mehrheit des letzteren, zu der entschiedenen Volkssache stehen wird.

So hatte nach den Pariser Februarereignissen der revolutionäre Geist ansteckend die unteren Klassen schon mächtig ergriffen, als die politischen Parteien unter den gebildeten Ständen ihre Rolle und Aufgabe in Folge dieser Ereignisse noch erwogen.

An die Fürsten trat zunächst die Erkenntniß heran, wie fadenscheinig und hinfällig der Nimbus von Macht sei die sich nicht stützt auf die Achtung, die Liebe und auf das stolze Bewußtsein des Volkes, daß seine Regierung die Nationalinteressen nicht allein vertreten und wahren wolle, sondern, ihrer Macht nach, auch wahren könne; — wie grob sie getäuscht worden waren

durch diejenigen, die ſie in dem Glauben erhalten hatten, daß es nur eine Handvoll Faktioſer ſei, welche gegen die beſtehenden Zuſtände ankämpften; — wie die polizeilichen und militäriſchen Regierungsmittel zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung nicht über, ſondern unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung ſtehen, und daß ſie in ernſten Augenblicken von Autoritäten gehandhabt ſein wollen, die der moraliſchen Stützen in geſunden Staatszuſtänden nicht entbehren; daß dagegen der zum Regierungsarcanum gewordene Mißbrauch der polizeilichen und militäriſchen Regierungsmittel, zum Zweck der Darniederhaltung der öffentlichen Meinung und der Unterdrückung der Freiheit, dieſe abnutzt und ſie auch für gerechte und gebotene Anwendung in beſſeren Händen unbrauchbar macht; — daß endlich der Verſuch, ſolche Regierungsmittel außerhalb des Einfluſſes der öffentlichen Meinung zu ſtellen und zu erhalten, und zu bloßen Werkzeugen des Despotismus zu ſtempeln, in den Verhältniſſen kleiner und mittlerer Staaten nicht ausführbar iſt und ihre Kräfte überſteigen würde.

Im Vertrauen auf den Schutz Rußlands und Oeſterreichs hatten die Fürſten und deren bisherige Regierungen das Vorgefühl des Herannahens einer neuen, für die beſtehenden Zuſtände bedrohlichen Zeit, in ſich niedergekämpft, und es war in den deutſchen Staaten (mit Ausnahme Badens ſeit der Amtsführung des Miniſteriums Beck, December 1846) keinerlei andere Veränderung in den ſammt ſeinen amtlichen Vertretern völlig abgewirthſchafteten, und jeder moraliſchen Stütze entbehrenden Regierungsſyſtemen eingetreten, als daß ſich eine größere Unſicherheit und Schwäche in ihrer Handhabung erkennen ließ. Als nun jenes Vertrauen auf den Schutz der Mächtiggeglaubten im Augenblick der Gefahr zu nichte ward; als die Partei des Abſolutismus und des dem Nationalbewußtſein feindlichen Particularismus, auf welche die meiſten Fürſten ſich bisher geſtützt hatten, ſchwach und widerſtandsunfähig ſich erwies, ſchien dieſen keine

Wahl zu bleiben, als den gemäßigteren Männern der Bewegung, denen das Volk noch vertraute, versöhnlich entgegen zu kommen, mittelst ihrer die Bewegung zu leiten, oder darin unterzugehen.

Indem die Partei des Absolutismus ihr System, mit dem sie die Fürsten zu identificiren versuchte und dadurch diese in den Augen des Volkes herabgesetzt hatte, bei dem herannahenden Sturme als unhaltbar aufgab und sich fast unsichtbar machte, war es fürwahr nicht ihr Verdienst, daß das Volk, ungeachtet seiner Aufregung, vor den Thronen und Fürstenstühlen anhielt, in ehrerbietiger Berücksichtigung der Rechte und Pflichten ihrer Inhaber; daß es nicht vergaß, „daß es auch Fürsten giebt und wer zu diesen gehörte."

Alle Parteien, die in der Verurtheilung der in Deutschland bestehenden, politischen Zustände übereinstimmten, mußten sich sagen, daß Deutschland nur unter ernsten und bedrohlichen Anzeichen Aussicht habe Besserung dieser Zustände zu erringen. Diese ernsten und bedrohlichen Anzeichen waren nun in einer doppelten Richtung eingetreten.

Als Wirkungen der Pariser Februarereignisse hatten sich, wie wir gesehen haben, in Deutschland zunächst unter den unteren Klassen anarchische Gelüste, und, höher hinauf, republikanische Neigungen offenbart. Noch nie ist eine intensive, politische Bewegung ausgebrochen, „es muß denn unter dem Volke die Ueberzeugung von erlittenem Unrecht tiefe Wurzeln geschlagen haben." Bei solcher intensiver Bewegung sind Excesse schwer zu vermeiden. Ruhmvoll freilich ist es für eine Nation „wenn sie ohne Gewaltthätigkeit oder Taumel ihr Ziel erreicht und nicht überschreitet," — aber von so graver Natur und von so bedrohlicher Allgemeinheit waren zu Anfang der Bewegung des Jahres 1848 die anarchischen Excesse in Deutschland nicht, daß man an der Vernunft und an dem sittlichen Gefühle der Nation hätte verzweifeln müssen; und was die republikanischen Neigungen anlangt, so

durfte man ſchließen, daß bei dem, der monarchiſchen Staatsordnung geneigten Sinne der Nation im Allgemeinen, jene Neigungen weder tief gewurzelt noch weit verbreitet ſein würden. Es kam alſo, um ihrer Herr zu werden, darauf an, ob ein Programm aufgeſtellt, und dafür eine mächtigere Partei gewonnen werden könne, welches unter Beſeitigung der radicalen Ziele, die Erreichung der nationalen Aufgaben mit größerer, oder wenigſtens eben ſo großer Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs in Ausſicht ſtellte.

Noch in einer andern Richtung waren die Umſtände ernſtlicher Natur. Es ſchien wahrſcheinlich daß die Franzöſiſche Republik aus äußeren Gründen und innerer Nöthigung zur gewaltſamen Propaganda ihrer Grundſätze ſchreiten und Deutſchland bekriegen werde. Für dieſen Fall war auf ein einträchtiges Zuſammengehen des deutſchen Volkes mit ſeinen bisherigen Regierungen, wie es doch für eine erfolgreiche Kriegführung die erſte Forderung iſt, nicht allein nicht zu rechnen, ſondern das Gegentheil offenbar. Die Gefahr des Vaterlandes war groß, wenn im Zuſtande ſeiner Zerriſſenheit und bisherigen Unfreiheit ein Krieg von ihm geführt wurde. Dieſe Gefahr war von den bisherigen Regierungen, die alle ihre Gewalt und Einflußmittel wirkungslos geworden ſahen, erkannt, und ſo dem Reformbeſtreben Bahn gebrochen worden. Schon in der Aufregung des erſten Momentes hatte ſich die öffentliche Meinung mit größter Einmüthigkeit zwar gegen jede Einmiſchung in fremde Angelegenheiten erklärt; aber man forderte Einheit, Befriedigung des Verlangens nach nationaler Conſtituirung mit politiſcher Freiheit, und ſchnelle Kraftentwickelung auf der Gränzwacht, um dem Andrang der republikaniſchen Bewegung gegen die deutſche Weſtgränze Achtung gebietend entgegen treten zu können. Auf dieſen Anſchauungen gründete zunächſt auch das ſo allgemeine Verlangen nach Volksbewaffnung.

Es waren dieß die Anſchauungen der liberalen und nationalen Partei, und ihr Verhalten in der Bewegung

wurde dadurch bestimmt. Den damals bestehenden Gewalten ihre Unterstützung zu gewähren, um die augenblicklich herrschende Anarchie zu bewältigen, das konnte ihre Pflicht und Rolle nicht sein, denn, entweder wurde der Zweck erreicht: dann war die Herrschaft des Absolutismus und des dem Nationalbewußtsein feindlichen Partikularismus befestigt; damit hätte die Partei ihre ganze Vergangenheit verläugnet, sich selbst und was schlimmer war, die Hoffnungen vernichtet, die, um zu einer Besserung der politischen Zustände zu gelangen, an das compelle intrare, an den nothwendigen Druck so ernster und bedrohlicher Umstände wie der damals bestandenen, geknüpft wurden; dazu war die Gefahr der anarchischen Zustände nicht groß genug; — oder der Zweck wurde nicht erreicht: dann hatte die liberale und nationale Partei mit der des Absolutismus sich identificirt, und beide waren abgenutzt; dann war für die nächst Zukunft das Vaterland der Herrschaft der radicalen und anarchischen Partei überantwortet. Vielmehr wurde die Pflicht und die Aufgabe der liberalen und nationalen Partei darin erkannt, durch ihren Einfluß zu versuchen, die eingerissene anarchische Bewegung in ein Strombett patriotischer Bestrebungen zu leiten, darin zu bannen, und die Gunst des Augenblicks im Interesse der Einheit und der Freiheit des Vaterlandes zu benutzen. Die Träger solcher Ansichten standen aber den Regierungskreisen fern, und waren unter sich noch ohne Zusammenhang.

Das Jahr 1847 hatte zwar den schwachen Keim einer Partei-Organisation getrieben. Das Bedürfniß der Trennung, das sich in den Kreisen der Opposition im südlichen Deutschland, namentlich in Baden, geltend machte, zwischen der monarchisch-parlamentarischen Partei nämlich und der ins Vage auf den Umsturz rechnenden, und auf Republik zusteuernden, radicalen Partei, war die Veranlassung geworden zur Gründung der „Deutschen Zeitung," um welche sich Gervinus und Häußer verdient gemacht haben. Aber die

„Deutſche Zeitung" ſollte nicht ſowohl das Organ einer bereits beſtehenden, politiſchen Partei werden, als vielmehr eine ſolche, die ſich um dieſelbe allmählich ſchaaren mußte, erſt ſchaffen; und es konnte nicht ausbleiben, daß die Liberal-Conſervativen, die um dieſe Standarte Anfangs ſich geſammelt hatten, nach rechts und nach links ſich wieder zerſetzten, und dann ein neuer Kern ſich um die Anſchauungsweiſe der Redaction bildete, als dieſes Blatt nach den Ereigniſſen, die in die erſten Monate des Jahrs 1848 fallen, als das Organ einer tonangebenden und leitenden Partei auftrat.

Das Zukunftsprogramm aber, welches die „Deutſche Zeitung" in ihrem Ankündigungsblatte vom 8. Mai 1847 ſchon, bezüglich des für Deutſchland zu erſtrebenden Einheitsbandes, aufgeſtellt hatte, wurde, bei der hereinbrechenden Kriſis, von dieſer in Folge der Februarereigniſſe raſch ſich bildenden Partei feſtgehalten, die unzweifelhaft die große Mehrheit der Nation damals hinter ſich hatte, und die ich die monarchiſch-parlamentariſche Bundesſtaatspartei nennen werde.

Es beſagte dieſes Programm:

„Wenn in den Zeiten des wiedergekehrten großen Weltfriedens von 1815 die Straffheit der Verfaſſungsprojecte und alle Thätigkeit überhaupt nachließ, und der deutſche Bundesſtaat, der in der Abſicht der meiſten Regierungen lag, ſich unverhofft in einen Staatenbund lockerte, ſo nehmen wir in Ausſicht, daß die Geſchichte dahin führen wird bei einer erſten ernſten Gelegenheit und größeren Zeitforderung die ſchlaffen ſtaatenbündlichen Beſtimmungen in bundesſtaatliche anzuziehen, die enge Befugniß des Bundes zu erweitern, und den vierten Artikel der Schlußakte, der die Entwickelung und Ausbildung der Bundesakte in Ausſicht ſtellt, nach einer großen und freien Auslegung zu bethätigen."

Die hier vorgeſehene „erſte und ernſte Gelegenheit und größere Zeitforderung" hatte ſich nun ergeben. Gleichſam

in Vorahnung derſelben war von Friedrich Baſſermann am 12. Februar 1848 die bereits auf der ſo bezeichneten Bahn vorſchreitende Motion in der Badiſchen Ständeverſammlung begründet worden:

„Die Kammer möge an den Großherzog die Bitte richten, auf geeignete Weiſe dahin wirken zu wollen, daß durch Vertretung der Deutſchen (Nation) Ständekammern am Bundestage ein ſicheres Mittel zur Erzielung gemeinſamer Geſetzgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen geſchaffen werde."

Baſſerman hatte bei Begründung ſeiner Motion weiter geſagt:

„Nur in einem freien Parlamente iſt die Kraft einer Nation bewahrt." — — „Mit einem Deutſchen Parlament war kein Basler Friede, kein Rheinbund möglich, und nur mit einem Parlamente geht Deutſchland der größeren Zukunft entgegen, die wohl viel beſprochen und beſungen, aber ohne Umgeſtaltung unſerer ungenügenden, politiſchen Formen nicht verwirklicht werden kann. Haben wir gelernt uns als Eine Nation zu erkennen, ſo bleibt nun unſere Aufgabe, uns als Eine Nation zu conſtituiren."

Die Vertretung der Nation am Bundestage iſt ſchon viel früher beſprochen und verlangt worden, ohne daß es damals großen Eindruck gemacht hätte; jetzt aber, bei der ſchon vor den Pariſer Februarereigniſſen dumpfgährenden Bewegung im Volke, war mit dem Verlangen nach Deutſchem Parlamente ein großes Loſungswort gegeben; die monarchiſch-parlamentariſche Bundesſtaatspartei machte es zu ihrem Ausgangspunkte.

In der Badiſchen Ständekammer wurde die Baſſermann'ſche Motion an einen Ausſchuß zur Prüfung und Berichterſtattung verwieſen; der Bericht aber war noch nicht erſtattet, als die Kriſis in Folge der Februarrevolution eintrat.

Ich hatte ſchon vor dem Eintritt dieſer Ereigniſſe die Abſicht die Baſſermann'ſche Motion auf Nationalvertretung am Bundestage

in der damals gleichfalls verſammelt geweſenen Ständeverſammlung des Großherzogthums Heſſen aufzunehmen, damit die Zuſtimmung der nationalen Meinung ſich weiter kund gebe. Unter nun veränderten Umſtänden brachte ich mit Geſinnungsgenoſſen ſchon am 28. Februar folgenden Antrag an die 2. Kammer, deren Mitglied ich war:

„Die Kammer möge in einer Adreſſe an den Großherzog die Bitte richten: unverzüglich in der Bundesverſammlung und außer derſelben in geeigneter Weiſe dahin wirken zu wollen, daß unter ſo dringenden und von Außen Gefahr drohenden Umſtänden und für die Dauer derſelben:

1) die Sorge für den Schutz der äußeren und inneren Sicherheit Deutſchlands, — insbeſondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Heerweſens und der Volksbewaffnung, — in die Hand eines Kabinets gelegt werde, deſſen Miniſter dem interimiſtiſchen Haupt Deutſchlands und der Nation verantwortlich ſeien;

2) daß das interimiſtiſche Haupt Deutſchlands Geſetzgebung und Beſteuerung in Uebereinſtimmung mit einem Rath der Fürſten und einem Rath des Volkes, nach den weſentlichen Formen des repräſentativen Syſtems ausübe, und daß die Berufung der Nationalrepräſentation gleichzeitig mit der Ernennung des Bundeshauptes erfolge."

Die Bedeutung dieſer Motion von ſo hohem conſervativem Intereſſe, wurde, wie aus dem vorausgeſchickten Briefwechſel ſich ergiebt, ſelbſt in bundestäglichen Kreiſen nicht verkannt, wo jetzt Beſorgniß und Angſt vorherrſchend waren.

Zu der Stellung dieſes Antrags wurde ich durch die Erwägung beſtimmt, daß, neben der Befriedigung des Verlangens nach nationaler Conſtituirung, ſchnelle Kraftentwickelung auf der

Gränzwacht das höchste Bedürfniß sei; daß Kraftentwickelung nur die Folge einheitlicher Leitung sein könne, und so erachtete ich die einheitliche nationale Constituirung für eine Forderung des Augenblicks, der, bei der voraussichtlichen Schwierigkeit der endlichen Lösung, durch ein Provisorium entsprochen werden müsse.

Dann schien es mir bei der nun so sehr gesteigerten Aufregung gefährlich und von dem Ziele ablenkend, die Agitation für das vage Ziel einer Nationalvertretung am Bundestag zu nähren, und ich glaubte daß das Verlangen auf eine bestimmter zu formulirende Bundesstaatsverfassung um so mehr zu richten sei, als nach meiner Ueberzeugung eine Nationalvertretung, soll sie der Nation nützen und nicht entweder null sein, oder alle Macht an sich reißen, einer von einem einheitlichen Willen geleiteten, und von diesem abhängigen Bundesregierung sich gegenüber befinden muß, also ein Bundeshaupt voraussetzt. —

Die Wirkung der Nachricht von dem Pariser Ereigniß des 24. und 25. Februar auf die verschiedenen Fraktionen der in der Verurtheilung der bestehenden politischen Zustände einverstandenen Parteien war eine sehr verschiedene, aber die rasche Entschiedenheit, mit welcher die Deutsche Zeitung die Aufgabe Deutschlands zu dem Ereignisse besprach, verschaffte der Anschauung derselben einen großen Anhang, und diese so einmüthige Zustimmung, welche selbst die radicale Partei für den Augenblick entwaffnete, so daß sie kein abweichendes Programm aufzustellen versuchte, zeugte wieder so sehr von überwiegender Gesundheit der öffentlichen Meinung, daß die besten Hoffnungen berechtigt schienen. Der Leiter der „Deutschen Zeitung“ vom 29. Februar enthielt folgende Stellen:

„Wir haben die Republik in Frankreich. Wir wollen sehen, ob die Monarchie in Deutschland weise zu sein gelernt hat; wir zweifeln dann nicht, daß Deutschland zu sich selber stehen und von den Vorgängen in Frankreich nur Nutzen ziehen wird.

„Ueberläßt man Frankreich sich selbst, entschlossen die eigenen Werke zu Hause zu fördern, welche Möglichkeiten und Aussichten für Deutschland! Je überzeugter wir sind, daß eine sich selbst anheimgegebene Republik in Frankreich vorerst, und wohl für lange, nichts als Hader, Zerwürfnisse und innere Beschäftigung mit sich bringen würde, desto größer wachsen diese Aussichten vor uns.

„Einer französischen Republik gegenüber würde sich der Deutsche Bund straffer zusammenziehen; die Fürsten würden willig werden ein gemessenes Theil ihrer Souverainetät dem Heil des Ganzen zu opfern.

„Es würde Oesterreich wieder als ein lebendiges, nicht als ein todtes, halb weggeschiedenes Glied in den Bund eintreten.

„Man würde unter diesen Conjuncturen den Staatenbund in einen Bundesstaat abändern lassen, ohne Eingriffe und Proteste von Außen; wir würden plötzlich ein einiges, ein mächtiges Glied in der Reihe der Mächte bilden.

„Wollte man uns Schwierigkeiten machen im Osten, so haben wir eine Waffe, die der Republik im Westen zu gleicher Zeit die Hände bände und der Despotie im Osten die Hände lähmte; diese Waffe heißt Polen! Würde aber das Kriegsspiel nicht versucht, — welche Zeit für uns, um im Innern den Bau unserer Staaten freier und kühner auszubauen, zugleich sicherer Schirm für die Fürsten und Völker.

„Wird man auf Seiten unserer Regierer die Zeit zu begreifen wissen!“

Unter der einverstandenen, wenn auch nicht verabredeten Leitung der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei setzten die vier Forderungen: Preßfreiheit, Schwurgericht, Volksbewaffnung und Deutsches Parlament, — in welchem sich die Volkswünsche mit nie dagewesener Einmüthigkeit concentrirt hatten ihren Siegeszug durch ein Volk von vierzig Millionen

mit unerhörter Schnelligkeit fort, so daß darüber die Deutsche Zeitung sagen konnte: *)

„Denn was sind drei Tage eines kriegerischen Erfolgs in einer Hauptstadt (Paris) von einer Million Menschen, wo das Regiment den Zügel verloren hat, in einem Lande, wo das Volk den Ton der Hauptstadt immer noch zu singen pflegte, — gegen diesen unblutigen Triumph des Geistes in dreißig bis vierzig Staaten, wo nicht Eine Form und Ein Geist der Regierung, sondern 30 bis 40 ganz verschiedene Elemente von Menschen und Zuständen zu überwinden waren; und wo trotz dreißig Abweichungen der Stammsitte und der herkömmlichen staatlichen Isolirung der Eine Volksgeist Herr geworden ist über allen Particularismus, und den kleinen Kranz von Forderungen überall durchgeführt hat, zu denen Bedürfniß, Einsicht und Ehrgefühl das Deutsche Volk reif und fähig macht."

Schon wichen die Regierungen den Reformbestrebungen; Freiheiten wurden mit vollen Händen gespendet, und es galt nun, bei so großem Glücke Mäßigung im Gebrauch der erworbenen Güter, damit nicht der Neid der Götter gereizt und dem Unheil die Bahn bereitet werde; es galt aber auch nichts zu versäumen.

Nachdem wir gesehen, wie die verschiedenen politischen Parteien und Interessen bei dem Ausbruch der Bewegung von 1848 Stellung genommen haben, will ich die weiteren Schritte besprechen, welche in diesen ersten Stadien *für die Reform der Bundesverfassung* von den verschiedenen thätigen Kräften geschehen sind.

Preußen's Regierung war seit der traurigen Führung von ihrer Seite und seit dem unglücksschwangeren Schluß des vereinigten Landtags (26. Juni 1847), ernster wie je mit dem Volke

*) Nr. 81 vom 21. März.

zerfallen. Friedrich Wilhelm IV. hatte die erſten Opfer ſeiner früheren Ueberzeugung, welche gleich der ſeines Vaters einer parlamentariſchen Geſammtvertretung des Preußiſchen Volks widerſtrebte, mit verhängnißvollem Zögern, mit beklagenswerther Halbheit und mit unverhohlener Mißſtimmung gebracht, ſo daß die Wohlthat in ihr Gegentheil verwandelt und das ſchon verbreitete Mißtrauen in ſein Verſtändniß der Zeit gerechtfertigt war. Auch der loyale, ruhige, leider nur zu nachgiebige Geiſt des vereinigten Landtags hatte den König mit einer Inſtitution nicht verſöhnen können, die er als eine, die königliche Gewalt zu ſehr beſchränkende erachtete; ſeine Abneigung die gemäßigteſten Forderungen und Folgerungen des Repräſentativſyſtems zuzugeſtehen, hatte er unumwunden ausgeſprochen. Die wohlbegründetſte und wohlmeinendſte Oppoſition, die je beſtanden haben mag, war in ſchulmeiſterhaftem Tone zurückgewieſen, geſcholten und den Theilnehmern königliche Ungnade und Feindſeligkeit der Regierung zu erkennen gegeben worden. In kurzſichtigſter Verblendung hatte man ſich mit ſolch wohlfeiler Tapferkeit noch gebrüſtet. Mächtig war die Gährung geſtiegen und während Männer von gemäßigten Meinungen, die nach keiner Seite hin mehr Gehör fanden, ſich zurückgezogen, hatte die öffentliche Meinung der Führung der Radicalen immer mehr anheim fallen müſſen.

Unter ſolchen Umſtänden war der Eindruck den die Franzöſiſche Staatsumwälzung auf Preußen machte, das mit ſeiner ſo bewegten Rheinprovinz an Frankreich gränzte, mächtiger wie irgend ſonſt wo in Deutſchland; und wenn auch die mächtigere Staatsorganiſation einige Zeit zu widerſtehen verſuchte, ſo ſtand doch bald die Preußiſche Regierung der Volksbewegung ſo rathlos gegenüber wie immermehr die des kleinſten Deutſchen Staates. Da die ſchwächlichen, regierungsſeitigen Mahnungen zum ruhigen Genuß des Bürgerglücks, deſſen Preußen ſich ſeit lange erfreue, nichts verfangen wollten, ſo kam endlich auch die Preußiſche

Regierung zu der Einsicht, daß das bisherige System unhaltbar sei. Aber noch immer widerstrebte man Concessionen die, nachdem das Preußische Volk dreißig Jahre mit den gerechtesten und gemäßigtesten Wünschen in unbilligster Weise hingehalten worden war, als abgetrotzte erscheinen könnten; und man ließ auch befreundete Regierungen durch Abgesandte auffordern, sich keine Concessionen entreißen zu lassen und bei dem Widerstand des Preußischen Rückhalts sich versichert zu halten. Dagegen that die Preußische Regierung, der König vielmehr, und gewiß in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben, Schritte zur Reform der Bundesverfassung. Diese würden ihm vielleicht mehr Dank eingetragen haben und von größerem Erfolg belohnt worden sein, wenn der König mit Reformen zu Hause, nämlich da angefangen hätte, wo zuletzt am meisten gesündigt worden war; und wenn dadurch Garantien geboten gewesen wären, daß der Geist der Preußischen Regierung ein anderer und freierer geworden sei.

Die Mission nach Wien, womit der General von Radowitz am 1. März 1848 von Seiten der Preußischen Regierung betraut wurde, ist bereits in diesen Blättern episodisch ausführlicher*) besprochen worden, als ein Versuch zur Reform der Bundesverfassung, welcher seinem Ausgangspunkte, seiner Anlage, und der Aufnahme nach die er gefunden, eine größere Bedeutung für die Geschichte des Deutschen Bundeswesens in Anspruch nimmt. Oesterreich und Preußen hatten sich in Folge dieser Mission am 10. März verständigt, gemeinsam einen Congreß nach den 17 Stimmen des engeren Bundesraths auf den 25. März nach Dresden einzuberufen, um von diesem Congreß, also durch und für den Bund, nur nicht am Sitze des Bundestags, Beschlüsse in den drei Richtungen fassen zu lassen, nämlich die Wehrhaftigkeit zu stärken, den Rechtsschutz zu ordnen und zu ergänzen, die materiellen Bedürfnisse zu befriedigen; Beschlüsse,

*) I. Band. Seite 388 bis 410.

die zum Voraus zwiſchen Oeſterreich und Preußen vereinbart werden ſollten. Während dieſe Verhandlungen in Wien noch fortgeführt wurden, hatte die revolutionäre Bewegung Oeſterreich ergriffen; Fürſt Metternich war (am 13. März Abends) veranlaßt worden von den Staatsgeſchäften zurückzutreten, und die Reſultate jener Verhandlungen blieben einſtweilen in Frage geſtellt.

Auch der Bundestag hatte ſeines Berufs ſich erinnert und zu ſpäter Stunde nöthig erachtet, ſich der allgemeinen Stimmung zu nähern. In einer Proklamation vom 1. März drückte er die Ueberzeugung aus, daß die innere und äußere Sicherheit Deutſchlands ungefährdet nur bleiben können:

„wenn in allen Deutſchen Landen das einmüthigſte Zuſammenwirken der Regierungen und Völker und die innigſte Eintracht unter allen Deutſchen Stämmen mit gewiſſenhafter Treue erhalten werde".

Er ſagte dann zu, daß er:

„von ſeinem Standpunkte aus, Alles aufbieten werde, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutſchlands nach Außen, ſowie die Förderung der nationalen Intereſſen und des nationalen Lebens im Inneren zu ſorgen";

und es ſchließt dieſe Proklamation mit dem Ausruf:

„Deutſchland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt; aber nur der Weg der Eintracht, des geſetzlichen Fortſchritts, und die einheitliche Entwickelung führt dahin."

Schon Tags zuvor, am 29. Februar, war von der Bundesverſammlung eine Commiſſion niedergeſetzt worden, Behufs ſchleuniger Berichterſtattung über die Lage Deutſchlands. Namens dieſer Commiſſion erſtattete der Badiſche Geſandte Freiherr von Blittersdorff, am 8. März den bekannten Bericht, der ſich in

diplomatiſchen Kreiſen die Bezeichnung des bundestäglichen Sündenregiſters erworben hat, und in Folge deſſen beſchloſſen wurde:

„Die Bundesverſammlung ſpricht die Ueberzeugung aus, daß eine Reviſion der Bundesverfaſſung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage nothwendig ſei.“

Auf weiter erforderten Bericht über die Art und Weiſe, wie dieſe Reviſion zur Ausführung zu bringen ſei, wurde dann am 10. März beſchloſſen:

„ſämmtliche Bundesregierungen einzuladen, Männer des allgemeinen Vertrauens — und zwar für jede der 17 Stimmen des engeren Raths einen, — alsbald mit dem Auftrag abzuordnen, der Bundesverſammlung und deren Ausſchüſſen zum Behufe der Vorbereitung der Reviſion der Bundesverfaſſung mit gutachtlichem Beirath an die Hand zu gehen“.

Nachdem dieſer Bundesbeſchluß wegen des, einige Tage ſpäter erfolgten Vorſchlags der Deutſchen Mächte, einen Congreß in Dresden abzuhalten, ſuspendirt; dann, weil die Beſchickung eines ſolchen Congreſſes von mehreren Staaten abgelehnt wurde, wieder aufgelebt war, kam er, wie wir ſehen werden, ſpäter zu theilweiſer Ausführung.

Badiſche, Rheinpreußiſche und Pfalzbayriſche Ständemitglieder ergriffen gleich nach dem Bekanntwerden der Pariſer Februarereigniſſe die Initiative zur Berufung einer Verſammlung von Ständemitgliedern der benachbarten Staaten, um „über die dringendſten Maaßregeln für das Vaterland ſich zu beſprechen“. Es fand dieſe Verſammlung am 5. März in Heidelberg ſtatt und 51 Männer wohnten ihr bei, in deren Namen eine Erklärung abgefaßt wurde, wovon der weſentlichſte Inhalt folgender war:

„Einmüthig entſchloſſen in der Hingebung für Freiheit, Einheit, Selbſtändigkeit und Ehre der Deutſchen Nation, ſprechen Alle die Ueberzeugung aus, daß die Herſtellung und

Vertheidigung dieſer höchſten Güter im Zuſammenwirken aller Deutſchen Volksſtämme mit ihren Regierungen — ſo lange auf dieſem Wege Rettung noch möglich iſt, — erſtrebt werden müſſe.

„Einmüthig nicht minder war der Ausdruck des Schmerzes, daß die traurigſten Erfahrungen über die Wirkſamkeit der Deutſchen Behörde das Vertrauen zu derſelben ſo ſehr erſchüttert haben, daß eine Anſprache der Bürger an ſie die ſchlimmſten Mißklänge hervorrufen würde; tief betrübend in einem Augenblicke, wo dieſe Behörde ſich auf die traurigen Erfahrungen der Geſchichte beruft und mit ſchönen Worten von der hohen Stellung ſpricht, welche die Nation unter den Völkern einzunehmen berufen iſt".

„Die Verſammlung einer in allen Deutſchen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung iſt unaufſchiebbar, ſowohl zur Beſeitigung der nächſten inneren und äußeren Gefahren, wie zur Entwickelung der Kraft und Blüthe des Deutſchen Nationallebens".

„Daher haben die Verſammelten beſchloſſen:

„Ihre betreffenden Regierungen um Beförderung, ſo viel an ihnen liegt, des Zuſammentritts einer Nationalvertretung anzugehen.

„Zugleich haben ſie verabredet dahin zu wirken, daß bald möglichſt eine vollſtändigere Verſammlung von Männern des Vertrauens aller deutſchen Volksſtämme zuſammentrete, um dieſe wichtige Angelegenheit weiter zu berathen und dem Vaterlande wie den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten. Sieben Mitglieder ſollen Vorſchläge vorbereiten und die Einladung beſorgen."

Das Bedürfniß des Vaterlandes und die Zurückhaltung der officiellen Kreiſe hatten in dieſer Heidelberger Verſammlung noch einmal, und zum letzten Male vor ihrer gänzlichen und feindlichen Trennung, Männer von ſehr auseinander gehenden politiſchen Ueberzeugungen zu gemeinſamer Berathung zuſammen geführt; ſchon waren in ihr die republikaniſchen Tendenzen lebhaft vertreten; und nicht

ohne ernſten Kampf ſind die obigen, anſcheinend gemäßigten, Beſchlüſſe durchgeſetzt worden. Die Republikaner hatten eingeräumt, in kleiner Minorität der überwiegend monarchiſchen Geſinnung der großen Mehrheit des Deutſchen Volks gegenüber ſich zu befinden; und darum, da Eintracht Noth thue, der Anſicht der Mehrheit ſich unterwerfen und mit dieſer im Einklang handeln zu wollen.

Während in Baden das Miniſterium Bekk ſchon ſeit ſeinem Beſtehen (December 1846) eine aufrichtig conſtitutionelle Bahn eingeſchlagen hatte, auf welcher ein großer Theil der früheren Oppoſition der Regierung wieder befreundet worden war, ſo daß ſchon bei den Ergänzungswahlen im Herbſt 1847 zwei Parteien, die liberale und radicale, früher gegen die Regierung vereinigt, jetzt als Gegner gegen einander über ſtanden und die erſtere die Regierung unterſtützte, ſo, daß ſeit Jahren zum erſten Male wiederum eine miniſterielle Mehrheit in der Kammer wie im Lande ſchon damals ſich gebildet hatte; während alſo in Baden die Regierung ſchon das ganze Jahr 1847 hindurch in der Vorahnung der neuen Zeit die angebrochen war, wenigſtens an aufrichtig conſtitutioneller Haltung es nicht hatte fehlen laſſen, traten in andern Staaten, ſo in Bayern, Würtemberg, den beiden Heſſen, Naſſau, Sachſen, — Miniſterveränderungen und Syſtemwechſel in Folge der entſchiedenen Reformbewegung in den erſten 1848er Märztagen, in Preußen und Hannover erſt in der zweiten Hälfte des März ein, die auf den weiteren Verlauf der Reformbeſtrebungen von Einfluß wurden.

Die Ueberzeugung, daß unter allen Reformen, welche die Zeit gebot, die Errichtung eines Deutſchen Parlaments die dringlichſte ſei, hatte ſich nicht nur des Deutſchen Volkes in den verſchiedenſten Kreiſen bemächtigt, ſondern auch die Regierungen, wenigſtens die aus der Bundesſtaatspartei neu gebildeten im Süden, erkannten die Nothwendigkeit in dieſem Sinne raſch zu handeln.

Am 5. März Abends war ich von der Versammlung in Heidelberg nach Darmstadt zurückgekommen; am 6. März wurde ich von dem neuen Mitregenten des Großherzogthums Hessen mit der Leitung der Hessischen Staatsangelegenheiten betraut; und in der Proclamation vom 6. März, wodurch dieser die Annahme der Mitregentschaft und Uebernahme der Regierung verkündigte, ist unter meiner Contrasignatur von demselben ausgesprochen:

„Die Bundesverfassung hat die gerechten Forderungen des Deutschen Volkes auf nationale Geltung nicht befriedigt; dabei haben Wir die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Nationalvertretung zur Vervollständigung der Organisation und zur Erstarkung Deutschlands wesentlich beitragen wird. Wir werden Uns nach Kräften bemühen, bei den mitverbündeten Deutschen Fürsten dieser Ueberzeugung Eingang zu verschaffen."

Aehnliches war in Nassau, in Baden und an demselben Tage wie in Hessen, auch in Bayern durch Königliche Proclamation gesagt und verheißen worden. In Würtemberg wurde erst am 9. März Römer, der gleichfalls der Heidelberger Versammlung beigewohnt hatte, mit Gesinnungsgenossen zum Ministerium berufen, und in dem von Paul Pfizer verfaßten neuen Ministerprogramm vom 11. März war auch hier der Entschluß des Königs verkündigt, sich dem Rufe nach Vertretung der Deutschen Nation am Bundestage anzuschließen. Die gleiche Zusage gab am selbigen Tage der Kurfürst von Hessen. Schon am 7. März aber erschien in der Person meines Bruders Max ein Nassauischer Bevollmächtigter in Darmstadt, der im Auftrag seiner Regierung zunächst an das Großherzogthum Hessen das Ansinnen stellte:

„die verschiedenen Staaten, welche durch die neuesten Ereignisse auf die gleiche Grundlage der inneren Entwickelung gestellt seien, sollten sich über die Wege, die zur Umgestaltung der Bundesverfassung und Berufung des Nationalparlamentes führen könnten, unter einander verständigen".

Heſſen ging auf dieſes Anſinnen ein; man kam über leitende Geſichtspunkte und nähere Beſtimmung der Aufgabe*) überein; ein Heſſiſcher Geſandter wurde in der Perſon des ſpäteren Kriegsminiſters Grafen Lehrbach für dieſe Circulargeſandtſchaft ernannt, um in Gemeinſchaft ſowohl mit dem Naſſauiſchen als den etwa ernannt werdenden Geſandten derjenigen Staaten, die ſich zu gleichen Zwecken ferner anſchließen würden, auf der übereingekommenen Grundlage weiter von Staat zu Staat fortzuwirken. Dieſe Circulargeſandtſchaft verfolgte ihre Beſtimmung raſch; in Darmſtadt wurde ſie am 9., in Karlsruhe am 11. erpedirt, traf noch an demſelben Tage in Stuttgart, am 12. ſchon in München ein.

Der ernannte Badiſche Geſandte, Freiherr von Porbeck, ſchloß ſich der Circulargeſandtſchaft entweder mit ungenügenden Inſtructionen oder mit ungenügendem Verſtändniß der Aufgabe, erſt ſpäter an.

In Stuttgart war von dem Könige ſelbſt in Uebereinſtimmung mit ſeinen neuen Miniſtern vorgeſchlagen worden, die Leitung der Deutſchen Angelegenheiten unter den dringenden Verhältniſſen wie ſie vorwalteten, in die Hände eines der Deutſchen Regenten zu legen, und zwar in die Hände desjenigen, auf welchen die vereinigten Stimmen ſich fixiren würden.

Natürlich konnte dieſe Leitung, damals in der Form der Hegemonie gedacht, nur einem ſolchen Staate übergeben werden, deſſen nationale und politiſche Stellung zu einem ſolchen Verhältniß berechtigt. Und ſo wurde von dem Könige von Würtemberg Preußen als der Staat bezeichnet, dem dieſe eben ſo ſchwierige als beneidenswerthe Verantwortlichkeit übertragen werden müſſe. Aber freilich nicht das alte, autokratiſche Preußen, ſondern nur ein verjüngter, durch die begeiſterte Zuſtimmung des Volkes getragener Staat konnte einer ſolchen Miſſion genügen.

*) Oben Seite 645 bis 647.

Daher ſchlug der König von Würtemberg ſelbſt den Vorbehalt vor:

„daß es die Ueberzeugung der vereinigten Höfe, die Leitung Preußens ſei nur dann möglich, die öffentliche Meinung und Unterſtützung von ganz Deutſchland nur dann dafür zu gewinnen, wenn Preußen ſeinem Volke im Weſentlichen dieſelben Rechte und Freiheiten verleihe, welche die ſüd- und weſtdeutſchen Stämme bereits beſitzen, und daß ſich die vereinigten Höfe nur unter dieſer Vorausſetzung einen Erfolg ihres gegenwärtigen Beſtrebens verſprechen".

In München fand die, Würtembergiſcher Seits durch den Freiherrn von Sternenfels verſtärkte, Geſandtſchaft eine weniger günſtige Aufnahme. Unglücklicher Weiſe kam ſie während eines miniſteriellen Interregnums an, nachdem das Miniſterium Wallerſtein Tags zuvor beſeitigt worden war. Der neu ernannte Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Waldkirch, hatte das Amt noch nicht angetreten; ſchon dadurch entſtand eine nachtheilige Stockung; und die ernſten Lolaſkandale die in dieſe Tage fielen, und alle Aufmerkſamkeit und Thätigkeit auf das nächſte Innere concentrirten, waren dem Fortgang der Unterhandlung eben nicht förderlich.

Der König Ludwig von Bayern, wie ſpäter ſein neuer Miniſter, glaubten die eingegangene Verpflichtung genügend zu erfüllen, wenn, was auch Anfangs die Meinung in Karlsruhe geweſen zu ſein ſcheint, die Frage des Deutſchen Parlaments und der damit in Verbindung ſtehenden Bundesverfaſſungsreform, ihrer Seits der Bundesverſammlung empfohlen und in deren Hände gelegt werde. Unter mancherlei Schwankungen, die durch die Nachricht von den mittlerweile in Wien eingetretenen Ereigniſſen noch vermehrt worden waren, wurde die Geſandtſchaft bis zum 18. März in München hingehalten.

Auch in Dresden, wo ſie am 20. ankam, war ein miniſterielles Interregnum eingetreten. Die proviſoriſch deſignirten Sächſiſchen

Miniſter wollten ſich und Andere noch mit der Hoffnung auf den von Oeſterreich und Preußen berufenen Congreß vertröſten, und es war natürlich, daß dieſe Congreßidee den Sächſiſchen Miniſtern mehr zuſagte, ſolange es ſich darum handelte daß der Congreß in Dresden zuſammen treten ſollte. Unterdeſſen war in Berlin das ſchwere Verhängniß über Deutſchland und Preußen gekommen.

Ich habe erzählt, durch welche verſchiedene Kräfte und auf welchen verſchiedenen Wegen in den erſten Märzwochen des Jahres 1848 weſentlich daſſelbe Ziel: der Uebergang aus der Verfaſſung des Staatenbundes in die des monarchiſch-parlamentariſchen Bundesſtaats, angeſtrebt wurde. Der Baſſermann'ſche Antrag und meine Novelle dazu; die Heidelberger Verſammlung und ihre Siebener-Commiſſion; die neuen Regierungen und ihre Circulargeſandtſchaft; — Alles das ſteuerte demſelben Ausgangspunkte zu. Worum es ſich jetzt handelte war, daß diejenigen Grundlagen für die Zuſammenſetzung des Parlamentes und für die Reform der Bundesverfaſſung überhaupt, worüber ſich eine Mehrzahl von Regierungen geeinigt hatten oder noch einigen würden, auch von der Nationalpartei befriedigend befunden und dann zur Ausführung gebracht würden; daß alle Kräfte an einem Seile zogen, demſelben Ziele zu. In wie fern dieß der Fall war oder nicht, wird ſich aus dem weiteren Verlauf der erſten verſchiedenen Reformbemühungen, den ich verfolgen will, ergeben, und ich habe daher überſichtlich zu beſprechen: die Initiative der Mächte Oeſterreich und Preußen; die Circulargeſandtſchaft Süddeutſcher Regierungen; die Siebener-Commiſſion der Heidelberger Verſammlung; den Bundestag und die Männer des allgemeinen Vertrauens; das Vorparlament und den Fünfziger Ausſchuß.

Die Initiative der beiden Deutſchen Großmächte.

Die Beſchickung des von Oeſterreich und Preußen auf den 25. März nach Dresden ausgeſchriebenen Miniſtercongreſſes war von den meiſten conſtitutionellen Staaten abgelehnt worden. Unter den zur Zeit ſeiner Berufung in Oeſterreich und Preußen herrſchenden Einflüſſen konnte ein von dieſen Staaten geleiteter Miniſtercongreß nur die Ungunſt der öffentlichen Meinung erfahren und düſteres Mißtrauen erwecken, dem die conſtitutionellen Regierungen ihrer Seits keine Nahrung bieten durften.

Von den Vorausſetzungen und Anſprüchen, von welchen jene Congreßidee ausgegangen war, wurde die Vorausſetzung, daß das Oeſterreichiſche und Preußiſche *Kabinet* über eine das Bedürfniß der einheitlichen Führung der Bundesangelegenheiten genügend befriedigende Verfaſſungsreform *ſich würden verſtändigen können*, mit Recht bezweifelt; — der Anſpruch dagegen, daß nämlich die Wiedergeburt des Deutſchen Bundes die Aufgabe und der Beruf der Regierungen ausſchließlich ſei, widerſtritt den nun geltenden Anſchauungen, welche in den gemachten Erfahrungen, wie die Regierungen und namentlich die der vorantretenden Großſtaaten dieſe Aufgabe und dieſen Beruf ſeit vierzig Jahren verſtanden hatten, ihre volle Berechtigung fanden. Oeſterreich, ſeit dem 14. März in der Umgeſtaltung ſeiner Staatsverhältniſſe begriffen, war ohnehin nicht in der Verfaſſung, die zu ſolcher Leitung vorausgeſetzt wird. Die Bevollmächtigten beider Großſtaaten in Wien mußten in Folge der neueſten Ereigniſſe am 19. März ſchon dasjenige ſelbſt als veraltet und nicht mehr ausreichend anerkennen, worüber erſt am 10. März als Grundlage und Ziel der Reform zwiſchen ihnen übereingekommen worden war, und es wird behauptet daß an dieſem Tage über eine neue Grundlage für ausgedehntere Reviſion der Bundesverfaſſung abgeſchloſſen worden ſei, auf welche von beiden Mächten gemeinſchaftlich bei dem von ihnen in Aus-

ſicht genommenen Congreſſe angetragen werden ſollte, und daß dabei auch das allgemeine Verlangen nach Nationalvertretung beim Bunde Berückſichtigung gefunden habe. Mittlerweile hatten ſich aber auch in Berlin die Verhältniſſe geändert. Das königliche Patent vom 18. März bildet gleichſam Preußiſcher Seits den einſeitigen Abſchluß der Wiener Verhandlungen.

Nur ungern verſage ich es mir, den ganzen Inhalt dieſes Patents hier anzuführen, welches die Erfüllung von Hoffnungen verhieß, welche bisher dem Vaterlandsfreunde als die kühnſten erſchienen waren. Wie man das Bild eines theuern Freundes ſich im Augenblick ſchmerzlichen Abſchieds noch einmal in die Seele gräbt um es nie zu vergeſſen, ſo ſollte der Deutſche den Inhalt jenes Patentes ſtets ſich vergegenwärtigt halten. Sein Eingang lautet:

„Als Wir am 14. d. M. Unſere getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maaßregeln zu beſchließen, welche die Unſeren Deutſchen Bundesgenoſſen vorzuſchlagende Regeneration Deutſchlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten wir nicht ahnen, daß in denſelben Stunden große Ereigniſſe in Wien einerſeits die Ausführung unſerer Vorſchläge weſentlich erleichtern; andrerſeits aber auch die Beſchleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden. — Jetzt, nach jenen wichtigen Ereigniſſen, finden Wir uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, ſondern vor Deutſchlands, — ſo es Gottes Wille iſt — bald innigſt vereintem Volke laut und unumwunden auszuſprechen, welches die Vorſchläge ſind, welche Wir Unſeren Deutſchen Bundesgenoſſen zu machen beſchloſſen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deuſchland aus einem Staatenbunde in einen Bundesſtaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dieſes eine Reorganiſation der Bundesverfaſſung vorausſetzt, welche nur im Vereine der Fürſten mit dem Volke ausgeführt werden kann;

daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller Deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine constitutionelle Verfassung aller Deutschen Länder nothwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig neben einander sitzen."

Die Circulargesandtschaft Süddeutscher Staaten.

Die von Nassau angeregte Circulargesandtschaft Süddeutscher Regierungen hatte, wie vorerwähnt, den Zweck einer Verständigung unter den Staaten über ein zum Voraus im Allgemeinen übereinzukommendes Ziel bei dringender Umgestaltung der Bundesverfassung, und über die Wege dahin zu gelangen. Die Regierungen der südwestlichen Deutschen Staaten hatten sich zu dieser Initiative vorangestellt, weil sie ihrer Lage nach zuerst und am intensivsten von der unwiderstehlichen Bewegung ergriffen worden waren.

Wenn sich die Regierungen, — nicht mißtrauisch gegen die berechtigte Nationalbewegung, sondern in wesentlicher Uebereinstimmung mit ihr, an die Spitze derselben stellten, wenn ein Mandat der Leitung der wichtigsten nationalen Angelegenheit, der Verfassungsumgestaltung nämlich, einträchtig von den Fürsten und Regierungen selbst zuerst ausging und von ihnen angetragen wurde, — dadurch konnten kleinere Staaten den Anspruch auf diejenige selbstständige Existenz, die mit dem Gemeinwohl verträglich ist, rechtfertigen; konnten sie Achtung und Vertrauen wieder erwerben; konnten sie unter den damaligen Verhältnissen hoffen, von der Bewegung nicht überholt zu werden und die Revolution abzuwenden.

Ueber das Ziel ſelbſt, in der Allgemeinheit ausgedrückt: Verwandlung des Deutſchen Staatenbundes in einen Bundesſtaat; — Nationalvertretung bei der Bundesgewalt, — Competenz der Bundesgewalt, — darüber gingen die Meinungen derjenigen Regierungen, welche von der Miſſion berührt wurden, weſentlich damals nicht auseinander. Das Ziel, wie es die gemäßigteren Volkswünſche bis dahin bezeichnet hatten, war auch das dieſer Regierungen. Was den Weg zum Ziel anlangte, ſo war die Aufgabe: Sicherung deſſelben in kürzeſter Zeit, um gegen die von Außen und von Innen drohende Gefahr in Rüſtung zu ſein; und weil, was in der Gefahr ſich voranſtellt und erprobt, Ausſicht und Anſpruch auf Dauer hat. Concentration der Bundesgewalt zu einem einigen Willen, mittelſt Schaffung eines Organs deſſelben das zu ſelbſtſtändigem und raſchem Handeln berechtigt und befähigt würde, mußte jeder unbefangenen Einſicht als die unerläßlichſte Bedingung erſcheinen, ſowohl um als definitive Inſtitution in der revidirten Bundesverfaſſung feſtgehalten zu werden, als proviſoriſch, um zu einer reformirten Verfaſſung zu gelangen.

Die Wahl mußte, ſollte die Leitung der Deutſchen Angelegenheiten Einer Regierung in jenem Augenblick der Gefahr von den Fürſten und ihren Regierungen übertragen werden, auf Preußen fallen. Es ſchienen die neuen bewegenden Ideen, wenn es ſie in den gemeinſamen Nutzen weiſe verwendete, eigens im Intereſſe Preußens zur Geltung gekommen zu ſein. Worauf es durch ſeine ganze politiſche Tradition hingewieſen war, — was als Bedingung ſeiner Exiſtenz betrachtet wurde, daß es nämlich mit dem übrigen Deutſchland in die feſteſte und innigſte Verbindung trete, um hier die Ergänzung der Kräfte zu finden deren es bedarf, um eine Großmacht mitgeſtalten zu helfen die es für ſich nicht ſein, als ſolche ſich nicht behaupten kann, — das zu ergreifen ſchien ihm unter Umſtänden jetzt erleichtert, ja

ihm entgegengetragen, wie ſie ſo günſtig für Preußen ſich nicht wieder geſtalten werden.

Für Oeſterreich blieb es dagegen ein ſchwer zu löſendes Problem, ſowohl dem Deutſchen als dem eigenen Bedürfniß nach politiſcher Einheit neben politiſcher Freiheit, trotz der centrifugalen Beſtrebungen ſeiner mannigfaltigen Bevölkerungen, zu genügen. Schon vor den Wiener Ereigniſſen vom 14. März war Oeſterreich in ſeinem Inneren, — in Italien, in Ungarn, in Böhmen, — ſo aufgewühlt und bedroht, daß es mit ſich ſelbſt genug zu thun zu haben ſchien, und bei dem, was Deutſchland betreffen konnte, auf Oeſterreichs Macht ſchwerlich zu zählen war. Nach dem 14. März war dieſe Anſicht noch mehr berechtigt, und Oeſterreich ſelbſt, indem es dem Wunſch Preußens zuſtimmte, daß der Congreß, zu welchem es mit Preußen die Deutſchen Verbündeten nach Dresden geladen hatte, in Potsdam abgehalten werde, ſchien einzuräumen, daß für den Augenblick wenigſtens, der Schwerpunkt der Macht Deutſchlands in Preußen beruhe.

Von denen, welche zu jener Circulargeſandtſchaft den Anſtoß gegeben hatten, war nicht verſäumt worden Preußen über den Zweck derſelben zu verſtändigen, in der Erwartung daß es entgegen komme. Der Verſuch, dieſes durch die Preußiſchen Geſandten bei den verſchiedenen Höfen zu thun, zeigte ſich bei der Perſönlichkeit mehrerer dieſer Diplomaten unfruchtbar. Auf die directe Eröffnung, welche mein Bruder Max dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten von Canitz in einem Privatſchreiben vertraulich gemacht hatte, war von dieſem noch am 12. März unter Anderem geantwortet worden:

„daß die Sache von den Regierungen erwogen werde, dagegen wird Preußen keine Einwendung machen, wie es ſich denn überhaupt ausweiſen wird, was von dem Vorwurf reactionärer Tendenzen zu halten und was, für eine vernünftige Freiheit Deutſchlands, in Preußen zu erwarten iſt.“ —

„Meines Ermeſſens muß der erſte Schritt eine Vereinigung der Regierungen ſein und dazu iſt der Vorſchlag bereits von meinem Könige gemacht. Man hat nicht verfehlt einen Fürſtencongreß als eine reactionäre Maaßregel zu verdächtigen; in der That iſt es doch nur der einzige praktiſche und legaler Weiſe mögliche Schritt, an den weitere ſich anreihen können, ohne von Hauſe aus in ein Chaos zu gerathen. Congreß und Parlament ſind nicht contraria, aber ein Parlament ohne Haupt wäre ein monstrum."

„Ew. ꝛc. ſagen in Ihrem Schreiben, Sie verlangen nichts Beſſeres, als daß ſich eine ſtärkere Macht, eine beſſere öffentliche Meinung, eine patriotiſche Stimmung bei uns organiſire und ausbreite; wir hoffen, daß es alſo geſchehe. Bis jetzt hat der Revolutionstaumel uns noch nicht ergriffen, ich hoffe, er wird ſich nicht regen und es wird dem Könige nicht unmöglich gemacht werden, die Entwickelung unſerer inneren Verhältniſſe mit ſanfter Hand zu leiten. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß Deutſchland den Sturm, in den es leider durch eigenes Verſchulden gerathen iſt, kräftig und ehrenhaft überwinde; noch ſind unſere geiſtigen und eiſernen Waffen nicht abgeſtumpft, noch haben wir den Kopf und den Muth nicht verloren."

„Congreß und Parlament ſind nicht contraria, aber ein Parlament ohne Haupt wäre ein monstrum". Das war gerade der Grundgedanke meiner Motion und auch der der Circulargeſandtſchaft, welcher energiſcher als in dieſen Worten des Herrn von Canitz kaum ausgedrückt werden kann. Und doch ſchien Herr von Canitz dieſe Weisheit erſt lehren zu wollen, während er es unterließ die einfachſten Conſequenzen zu ziehen und ſich ſelbſt klar zu machen. Das Parlament war die Forderung; die Bedingung der nationalen Einheit; darum die dringendſte der zu löſenden Aufgaben; Ein Bundes- oder Oberhaupt, die anerkannt nothwendige Vorausſetzung ſchon zu dieſer Löſung. Ein Congreß unter der dualiſtiſchen Leitung Oeſterreichs und Preußens konnte die Erfüllung dieſer Bedingung nicht bringen; denn gerade die duali-

ſtiſche Leitung, oder die Trias, oder jede andere Vervielfältigung von Wille und Macht an der Spitze, bildet den Gegenſatz zu der Forderung *eines Hauptes zum Zweck einheitlicher Führung*. Daß ein Congreß unter dualiſtiſcher Führung zur Einigung der Regierungen über das unter den gegebenen Umſtänden für nothwendig Erachtete nicht führen konnte, das wurde unter Anderem ſchon bald durch die Oeſterreichiſche Circulardepeſche vom 24. März 1848 beſtätigt, worin, im Widerſpruch gegen die Preußiſchen Patente vom 18. und 21. März, Oeſterreichiſcher Seits erklärt wird, an den *alten* Grundlagen des Bundesvertrages vorläufig feſthalten zu wollen.

An die Stelle des Congreſſes, zum Zwecke der Verſtändigung unter dualiſtiſcher Leitung, ſollte *mittelſt der Circulargeſandtſchaften* verſucht werden vorerſt das Einverſtändniß einer Anzahl von Staaten und deren Regierungen über *neue* Grundlagen des Bundes zu ſichern, ſo daß es der weiteren Entwickelung des Bedürfniſſes überlaſſen blieb die Mitwirkung und Zuſtimmung Aller herbeizuführen. Daß dieſer Weg die Aufgabe Preußens erleichtere, wollte Herr von Canitz ſofort nicht einſehen; aber ſchon ſechs Tage ſpäter, nachdem er noch im Vollgefühl großſtaatlicher Sicherheit geglaubt hatte den ihm vorlaut geſchienenen Schritt ſo kleiner Höfe von oben herab behandeln zu müſſen, hatte derſelbe Herr von Canitz das Patent vom 18. März gezeichnet; am 19. war er vom Miniſterium abgetreten, und am 21. griff man in Berlin gern den Faden jener Eröffnung wieder auf. — Doch damit bin ich den Ereigniſſen vorausgeeilt.

Die Erklärung des Königs von Würtemberg (11. März) die Leitung der Deutſchen Angelegenheiten, unter den dringenden Verhältniſſen wie ſie vorwalteten, in die Hände *eines* der Deutſchen Regenten legen, und zwar unter dem oben angeführten Vorbehalt, *Preußen* anvertrauen zu wollen, ſchien den Weg zum Ziel zu erleichtern. Nachdem offen und unumwunden der

Kreis bezeichnet war, innerhalb deſſen ein einträchtiges Handeln allein möglich ſei, gingen jene vier Staaten in dieſem Sinne vorwärts, indem ſie vergangener Rivalitäten ſich entäußerten, oder wenigſtens dieß thun zu wollen, in ſo kritiſchem Momente ſich vornahmen. Der conſtitutionelle Süden war bereit jede Schranke wegzuräumen, die ihn von dem Norden trennte. Die Männer die in dieſer Richtung führten, konnten auf die Unterſtützung der öffentlichen Meinung, die damals eine Macht war, zählen; und wenn man auch in München in der Deutſchen Verfaſſungsfrage „nicht ohne Oeſterreich" vorgehen wollte, ſo würden doch, wäre Preußen ungeſchwächt geblieben, die Bayeriſchen Schwankungen unter dem Eindruck der mittlerweile überhandgenommenen Oeſterreichiſchen Wirren aller Art, und der dadurch geſteigerten Beſorgniß vor Revolution, die für ganz Deutſchland, und für Bayern in der Pfalz, in Franken, in München ſelbſt nicht am wenigſten drohend geworden war, überwunden worden ſein.

Am 14. März hatte ſich der Widerſtand des Königs von Preußen gegen die conſtitutionelle Organiſation ſeines Reiches gebrochen, und die von dieſem Tage datirte Einberufung der Stände „weil Wir überhaupt in ſo großen und entſcheidenden Epochen, wie die gegenwärtige, Uns nur in Vereinigung mit Unſeren Ständen ſtark fühlen" — enthielt ihrer ganzen Faſſung nach bereits die Erfüllung des von dem Könige von Würtemberg ausgedrückten Vorbehalts, bezüglich der Uebertragung an Preußen, der Leitung der Deutſchen Angelegenheiten.

Doch die aufgeregte Stimmung Berlins und faſt aller größeren Städte Preußens war durch die Einberufung des vereinigten Landtags überhaupt, und für einen ſo entfernten Zeitpunkt nicht beſchwichtigt; ſie wurde nicht allein durch die Verbreitung der Wiener Nachrichten vom 14. und 15., ſondern auch durch die Entwickelung bedeutender militäriſcher Kräfte gegen eine bewegte Bevölkerung die man für blos aufrühreriſchen Pöbel nahm,

und durch die verletzende Haltung eines Theils der Officiere gegen die Bürger, noch gesteigert, und als nun am 18. März das so viel verheißende königliche Patent von diesem Tage bekannt wurde, und der König auch im Geiste dieses Patentes die am gleichen Tage vor ihm zahlreich erschienene Deputation der Stadt Köln beschieden hatte, war doch die Befriedigung keine so allgemeine, als nach dem Inhalt hätte erwartet werden sollen; das Mißtrauen hatte zu tief eingefressen. Zwar drängte sich eine enthusiastische Masse nach dem Schloß; der König, der auf dem Balkon erschien, wurde freudig begrüßt; aber während dieser Freudenbezeugungen entspannen sich Conflicte zwischen dem Militär, dessen erbetene Zurückziehung der König, als unehrenvoll für die Armee, verweigert hatte, und einem anderen Theile der Bevölkerung; — jene verhängnißvollen zwei Schüsse fielen, — die Volkswuth entflammte sich, der blutige, ziellose Aufruhr brach los, und seine Beendigung, durch nunmehr zugestandene Zurückziehung der bewaffneten Macht, kam einer Niederlage der Regierung gleich. Eine Autorität, die in ihrer verblendeten Zuversicht so lange Zeit hindurch geglaubt hatte von der öffentlichen Meinung keine Notiz nehmen zu müssen, ließ sich nun entreißen was sie eben verweigert hatte; legte sich in ihrer ganzen Schwäche blos, und zwar in dem Augenblicke, wo sie ihrer ungeschwächten, vernünftig verstandenen und gehandhabten Autorität, im eigenen wie im Interesse Deutschlands, am nothwendigsten bedurft hätte.

Als die Circulargesandtschaft am 20. März nach Dresden kam, war man hier in großer Spannung, in Erwartung der Nachrichten über die außerordentlichen Dinge, die sich in Berlin begeben haben mußten. Darüber Gewißheit sich zu verschaffen, begab sich mein Bruder Max am 21. nach Berlin und die anderen Gesandten folgten am 22.

In dieser fürchterlich bewegten Stadt hatte am 19. sämmtliches Militair die Stadt verlassen, ein neues Ministerium stand

an der Spitze der Geschäfte; der Aufruhr hatte sich zwar dann gelegt, die Barrikaden waren geräumt, aber das bewaffnete Volk durchzog die Straßen. Die Proklamation vom 21. März war schon vor der Ankunft meines Bruders erfolgt und hatte folgenden Eingang:

An mein Volk und an die Deutsche Nation.

„Mit Vertrauen sprach der König vor fünf und dreißig Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu seinem Volke, und sein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der König, mit seinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutschland von Schmach und Erniedrigung.

„Mit Vertrauen spreche ich heute, wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der Deutschen Nation, unter deren edelste Stämme Mein Volk sich mit Stolz rechnen darf. Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der Deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. (1). Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. (2). Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten Deutschen Farben angenommen, und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reichs gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.

„Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Vereine mit meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige, in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form, den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtages zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten. Die auf diese Weise zeitweilig sich bildende Deutsche Ständeversammlung wird in gemeinsamer freier Berathung das Erforderliche in der gemeinsamen, inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren."

Mit dem erſten der hervorgehobenen Sätze, in Verbindung mit dem Eingehen auf die Organiſation eines nationalen Parlaments, hatte Preußen den der Circulargeſandtſchaft zu Grunde liegenden Gedanken ſich angeeignet; mit dem erſten und zweiten der hervorgehobenen Sätze in jener Verbindung, zugleich meiner in der Heſſiſchen Kammer eingebrachten Motion, der Abſicht nach, ſeiner Seits entſprochen. Es fragte ſich nun welche Thaten den Worten folgen würden. Die angedeutete Abſicht, ein proviſoriſches Deutſches Parlament auf den vereinigten Preußiſchen Landtag zu pfropfen, erſchien als ein Mißgriff, beſonders nachdem die frühere Regierung das Anſehen, deſſen dieſer Landtag hätte genießen können, ſelbſt untergraben hatte. Aber bei Allem dem, — wie hatten ſich ſeit den erſten Märztagen, bei der Zögerungspolitik in Preußen, die ſich die der Freiheit zu machenden Conceſſionen nur abnöthigen und abtrotzen ließ, die Umſtände, — wie die Stimmung ſeitdem in ganz Deutſchland verändert? Welche Garantien ungeſchwächter Autorität, die bis zum 17. März noch der Preußiſche Staatsorganismus geboten hatte, waren nicht am 18. zuſammengeſunken!

Deutlich fühlte man durch, daß „über das Licht, in dem noch vor wenig Tagen die Deutſchen Sachen ſtanden, ein tiefer Schatten gefallen war.“ Nirgends wurde die Mißſtimmung gegen Preußen, wegen des Verhaltens der Regierung in letzter Zeit, lebhafter und geringſchätziger ausgeſprochen, und von der Demokratie, die ihre Actien damit ſteigen ſah, mit größerem Behagen ausgebeutet, als in dem benachbarten Sachſen, wo die Circulargeſandtſchaft noch weilte. Aber, — ſo mußte man, der gegen Preußen aufgeregten Stimmung gegenüber, fragen: fiel die Erwägung heute weniger in das Gewicht, daß eine Föderation monarchiſcher Staaten, mit einer Bundesgewalt ohne Haupt neben einer mächtigen Nationalrepräſentation, im günſtigſten Falle die nur noch verhüllte Republik ſei? War der Gedanke etwa jetzt weniger der richtige, daß man, um zum erwünſchten Ziele zu gelangen,

ſtreben müſſe, die Impulſe von dem mächtigſten, in ſeiner Macht am wenigſten bedrohten, in der Anwendung derſelben durch innere Schwierigkeiten am wenigſten behinderten Staat, ausgehen zu laſſen? daß es unerläßlich ſei dieſem und ſeiner Regierung, von den Mitſtänden und einem Nationalparlament controlirt, die Leitung zu übertragen? Sollte auf ſolche Abſicht, um jener Zwiſchenfälle willen, verzichtet, die Conſtituirung Deutſchlands allen Zufälligkeiten preisgegeben werden? Oder gab es etwa einen anderen Regenten oder einen anderen Deutſchen Staat, der den Mindermächtigen zur Anlehnung an ſeine Einſicht, Organiſation und Macht, beſſere Garantien bot? Müſſen dieſe Fragen verneint werden, ſo war es das Richtige, daß die Süddeutſchen Regierungen mittelſt der Circulargeſandtſchaft, ſo weit es an ihnen lag, ihr Ziel, auch unter den eingetretenen erſchwerenden Umſtänden, weiter verfolgten.

In Berlin hatte ſeit dem 19. März Freiherr Heinrich von Arnim das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Die Proclamation vom 21. März läßt die Kenntniß des Miniſters vorausſetzen, von den Zwecken und bisherigen Ausrichtungen der Circulargeſandſchaft der einverſtandenen Regierungen von Naſſau, Heſſen und Würtemberg. Die Ankunft meines Bruders mußte ihm genehm ſein, und es erfolgte ſogleich von Seiten des Preußiſchen Miniſters die Einladung an die zum Theil noch in Dresden verweilenden Circulargeſandten, nach Berlin zu kommen, um hier die Verhandlung fortzuſetzen. — Am 23. fand eine Conferenz ſtatt, deren Reſultate den Erwartungen nicht entſprachen. — Die Geſandten von Würtemberg, Heſſen und Naſſau blieben in dieſer Conferenz der urſprünglichen Punctation treu; Baden und Sachſen, welches letztere durch ſeinen Geſandten in Berlin ſich vertreten ließ, nahmen dieſe Punctation ad referendum; Preußen ſchien vorerſt nur anhören zu wollen, und legte dann das, was es für ſich als Reſultate

dieſer Conferenz betrachtete, in eine Circulardepeſche vom 25. März an die bei den Deutſchen Regierungen accreditirten Preußiſchen Geſandtſchaften nieder, durch welche von der am 23. in Berlin mit der Circulargeſandtſchaft der Süddeutſchen Regierungen ſtattgehabten Conferenz Mittheilung gemacht und bemerkt wurde, Preußens Antwort ſei durch die Proclamationen vom 18. und 21. März ertheilt. Dann wird in der Circulardepeſche der Auffaſſung, als habe Preußen dadurch Befugniſſe uſurpiren wollen, entgegen getreten, der Preußiſch-Oeſterreichiſche Vorſchlag der Miniſtercongreſſe aufgegeben, der in der Proclamation vom 21. März angedeutete Weg zur Verſtändigung zwiſchen den Fürſten und Organen der Landtage verlaſſen, und erklärt: daß Preußen an den durch den Bundesbeſchluß vom 10. März angeordneten Berathungen über die Bundesreorganiſation Theil nehmen werde. Organe der Preußiſchen Ständeverſammlung würden mit der durch die 17 Vertrauensmänner verſtärkten Bundesverſammlung, ſofern dieſes in den Wünſchen der letzteren liegen ſollte, zuſammentreten können.

Es war offenbar, daß man ſich in Berlin nicht zu der Bedeutung des Augenblicks zu erheben oder auf ſolcher Höhe zu erhalten wußte. Von der übernommenen Leitung für die Tage der Gefahr war nirgends etwas wahrzunehmen; vielmehr ſchien Preußen mittelſt der Circulardepeſche vom 25. März der Rolle und dem Beruf wieder entſagen zu wollen, die es kaum erſt durch die Proclamation vom 21. ſich zugeſprochen hatte. Die in dieſer Proclamation angedeutete Abſicht, ein proviſoriſches, mitconſtituirendes Deutſches Parlament gleichſam gelegenheitlich, als Anhängſel zu dem berufenen Preußiſchen vereinigten Landtag, in Berlin zu bilden, oder mit einer Deputation des letzteren in Verbindung zu ſetzen, war eine unglücklich erdachte und noch unglücklicher formulirte. Die Deutſche Verfaſſungsfrage durfte nicht als ein Lückenbüßer der Preußiſchen Politik mißbraucht

werden, und andere Garantien mußten dafür, daß dieß nicht geſchehen werde, geboten ſein als ſolche, die populäre Perſönlichkeiten in ſchwierigen und ſchwankenden Stellungen etwa bieten mochten. Es war allerdings eine Schwierigkeit für Preußens König, gleichſam die Deutſche Geſammtkrone — einem Parlamente gegenüber an einem Orte zu repräſentiren, wo der Krone Preußen die Territorialhoheit nicht zuſtand; aber wer die Leitung der Deutſchen Angelegenheiten für die Tage der Gefahr freiwillig übernommen hatte, der mußte ſich bewußt ſein ſolcher Schwierigkeiten Herr werden zu können. Darum oder aus andern Gründen den ganzen Gedanken der Leitung, — die conſtitutive Initiative aufzugeben, welche doch am leichteſten auf dem von der Circulargeſandtſchaft angebahnten Wege für Preußen erworben werden konnte, das zeugte allerdings von Unreife der Vorbedingungen. Auch den Circulargeſandten, welche von dem Könige vor der Conferenz vom 23. in Audienz empfangen worden waren, konnte bei deſſen kleinlauter Haltung nicht entgehen daß der König gleichſam vor ſeiner eigenen That erſchrocken war; daß er zu der Proclamation vom 21. März nicht zu ſtehen gedenke; daß ſeine Miniſter ſein Vertrauen nicht beſaßen; und — weil ſie auch von einem parlamentariſchen Parteiorganismus, woran es fehlte, nicht geſtützt wurden, — machtlos waren.

Sehr bald gaben ſich die Folgen dieſer Schwankungen des Preußiſchen Kabinets in der Stimmung Deutſchlands zu erkennen; ſelbſt die conſervativen Organe der Preſſe wurden rathlos und ſchwankend. Wenn die Leidenſchaften erſt entzügelt ſind, — wenn die Zeit und Gelegenheit zur beſonnenen Ueberlegung fehlt, — wenn die Begierde zu ſchaffen und zu einem Ziele zu kommen, *ohne Mittelpunkt der Verſtändigung* ſich überſtürzt, — dann kommt Verwirrung in alle Begriffe und Handlungen. So ſtellte ſich auch im Beginn der Deutſchen Bewegung der Mangel eines Centrums, einer Hauptſtadt, den mein Bruder Fritz ſo oft betont, und deren Schaffung als ein erſtes Poſtulat der Einheit bezeichnet

hat, höchſt nachtheilig heraus; und manche Fragen waren ſchon bei der ſporadiſchen Erörterung derſelben im Keim verdorben, ehe nur die centralen Einflüſſe dazu gelangen konnten eine Parteiparole auszugeben.

Am 24. März hatte die „Deutſche Zeitung“, noch unter dem Eindruck des Preußiſchen Patents vom 18., die Ueberzeugungen der weitaus überwiegenden Partei der Patrioten im ſüdweſtlichen Deutſchland alſo ausgedrückt:

„das Gemüth wird von vielen Sachen verletzt und erſchüttert, die gleichwohl der politiſche Verſtand zu ergreifen und zu benutzen ſuchen muß. Preußen ſoll feſthalten an dieſem Patente“ — (vom 18.) — „es ſoll es ausführen, aber ohne allen Zeitverluſt. Es ſoll einen conſtituirenden Bundestag nach Frankfurt ausſchreiben, deſſen Glieder, in nicht zu geringer, in nicht zu großer Zahl, von den Deutſchen Ständen, nicht aus Ständen ꝛc. . . . . gewählt würden“. „Es ſoll nicht warten, bis jeder Bundesfürſt eingeſtimmt hat zu kommen und zu beſchicken, es ſoll einladend ausſchreiben.“ — „Große Handlungen, wahre Hingebung an die Nation und ihren erhabenen Aufſchwung können vielleicht auch noch retten.“ — „Für unſere Gemeindeutſche Sache iſt nach jener furchtbaren Verſtimmung irgend ein großer Schritt dieſer Art, ſei es der Reſignation, ſei es der großen That, eine Nothwendigkeit.

„Das Patent vom 18. März hätte ohne die nachfolgenden Ereigniſſe ganz Deutſchland in Einen Jubel verſetzt. Es war fertig, ſagt man, ehe überhaupt in Berlin Unruhen entſtanden. Warum zögerte man es bekannt zu machen? Man war ſich in jedem Winkel von Deutſchland klar darüber, welchen Werth jetzt die Stunden und Minuten haben, nur in Berlin nicht. Der Tag, der große Tag, auf den man Jahrzehnte bei uns gewartet hatte, war mit dieſem Patente für Preußen, für Deutſchland erſchienen. Denn Alles, was wir wünſchten, war hier mit vollen Händen gegeben, und zum erſten Male in einer Sprache geſagt, die plan, rund, ſtaatsmänniſch, warm und beſtimmt zugleich war. Wir haben der Verſammlung

in Heidelberg beigewohnt und glauben ſagen zu dürfen, daß Niemand dort ſolche Grundzüge der künftigen Geſtaltung Deutſchlands von Preußen, von dem Bunde, von irgend einem Hofe Deutſchlands ausgehen zu ſehen erwartet hätte. Um dieſes Programm hätte ſich Deutſchland mit Jauchzen geſchaart, ſich ſchaaren dürfen und müſſen. Jetzt iſt es wie zu Boden gefallen, ſeine Züge wie verblaßt und verwiſcht. Es iſt als ob ſich Niemand, im Angeſichte dieſer blutigen Vorgänge, getraute das Werk zu loben, das mitten in ſie hineinfiel; als ob Niemand wagte der Aufrichtigkeit des Patents zu vertrauen, da man nach ſeinem Erlaſſe einen halbtägigen Bürgerkrieg fortdauern ließ. — Es iſt die Pflicht der Preſſe — wie undankbar ſie auch ſein möge — die trübe Stimmung der Leidenſchaft zuerſt zu bemeiſtern, und die erhitzten Gemüther zur Ruhe und Beſonnenheit zu ſprechen."

Doch nicht in der Preſſe allein war man ſich ſolcher Pflicht bewußt, wie ſie in den letzten vorſtehenden Worten bezeichnet iſt. Ueber den Antrag, welchen ich am 28. Februar in der Heſſiſchen Ständeverſammung geſtellt hatte, an den Großherzog die Bitte zu richten dahin wirken zu wollen, daß unter ſo Gefahr drohenden Umſtänden und für die Dauer derſelben, unter gleichzeitiger Berufung der Nationalrepräſentation ein Bundeshaupt auserwählt werde, über dieſen Antrag war umſichtig, eingehend und entſprechend, ſchon am 2. März berichtet worden. Die ſeitdem eingetretenen Ereigniſſe hatten es mir wünſchenswerth erſcheinen laſſen daß die Berathung darüber, damit ich einen Anfang des Erfolgs anzeigen könne, verzögert werde; ſie fand am 24. März ſtatt, an demſelbigen Tage, von welchem obiger Artikel der Deutſchen Zeitung datirt; ſie fand ſtatt, nachdem eben die entmuthigenden Berliner Nachrichten bis zum 21. in Darmſtadt ſich verbreitet hatten. Unter dem Eindruck dieſer Nachrichten, — gegen eine, der nun drohenderen Anarchie bereits zuverſichtlicher zujauchzende radicale Faction, — begründete ich als Antragſteller den Antrag; als ſeitdem zum Amt berufener

Miniſter hatte ich damit die Rechenſchaftsablage darüber zu verbinden, was ich zur Verwirklichung der in der Proclamation vom 6. März jenem Antrag zum Voraus entſprechenden Verheißung des Großherzogs gethan, oder was ſonſt geſchehen ſei. Ich ſchloß meine Rede mit folgenden Sätzen:

„So war die Lage der Dinge, als die neueſten Ereigniſſe in Wien und Berlin eintraten. Niemand kann die Wirkungen derſelben auf die Geſtaltung unſerer vaterländiſchen Verhältniſſe vorausſehen." — „Das Vertrauen aber beſeelt mich, daß, welche Schickſale der Nation auch beſchieden ſein mögen, der feſte Wille, zuſammen zu halten, alle Stämme der Nation erfüllt, und von dieſer Ueberzeugung geſtärkt und getragen, habe ich heute die Fragen unſerer Zukunft vor Ihnen behandeln zu müſſen geglaubt." — „Ich habe aber auf die Frage noch einzugehen, ob, wenn die Politik, die wir für die künftige Geſtaltung des Vaterlandes bis daher befolgt haben, die richtige und gebotene war, die Ereigniſſe der letzen Tage dieſe haben ändern, ihr eine andere Richtung haben gebieten können? Ich halte dieſe Ereigniſſe nicht von der Art, daß wir jetzt einen andern Weg einzuſchlagen hätten. Was Oeſterreich betrifft, ſo iſt es im Begriff ſich erſt in ſich neu zu conſtituiren, das wechſelſeitige Verhältniß der verſchiedenen in ihm vereinigten Nationalitäten zu einander zu beſtimmen. Dann erſt wird es zur Löſung kommen, wie die ſo verſchiedenen Theile der Monarchie zu Deutſchland ſich verhalten? Wir aber dürfen bis dahin die Hände nicht in den Schooß legen. Wir müſſen voranſchreiten zur Conſtituirung Deutſchlands, Oeſtreich überlaſſend, künftig ſeine Rolle darin ſelbſt zu finden. — Dagegen walten dieſelben Gründe ob, welche früher beſtanden, daß wir Alles aufbieten, um eine Trennung in Deutſchland zu vermeiden, die unglücklichſte aller Trennungen, die in Nord und Süd. Dieſelben Gründe walten ob, welche früher beſtanden, an den mächtigſten Kern Deutſcher Macht ſich anzuſchließen, und dadurch das Band feſter zu knüpfen, das nach den neueſten Ereigniſſen alle Deutſchen

Stämme um ſo inniger umſchließt, je mehr ſie auf gleichem Rechtsboden ſtehen und je mächtiger Alle von der Liebe zur Freiheit beſeelt ſind. Es handelt ſich dabei nicht um Sympathien für Perſonen, ſondern ich rede von den Forderungen einer geſunden Politik. Ich frage, ob die Ereigniſſe der letzten Tage uns beſtimmen können, der Krone Preußen die Rolle jetzt nicht mehr zuzugeſtehen, die eine geſunde Politik ohne perſönliche Sympathien bisher ihr zugeſtanden hat, und dieſe Frage glaubte ich verneinen zu müſſen.

„Man bietet in Preußen die Hände zum Frieden und zur Verſöhnung denen, mit denen man eben in heißer Schlacht gekämpft hat. Wenn dieß auf dem Schlachtfeld möglich war, meine Herrn, haben wir nicht erhöheten Beruf, die Aufregung zu beſchwichtigen, Verſöhnung zu vermitteln und eingedenk zu ſein, daß wir Alle zuſammenſtehen müſſen, um den Bau aufzuführen des einigen Deutſchen Reichs, auf der Grundlage der Freiheit und der Liebe zum Vaterlande." —

Aber ſchon mangelte dieſer Politik, die vor wenigen Tagen noch ſehr allgemeine Anerkennung im Süden gefunden haben würde, die ihr nothwendige Unterſtützung der Preſſe; es zeigte ſich, daß eine hinreichend ſtarke und disciplinirte Partei noch nicht beſtand. Selbſt die „Deutſche Zeitung" vom 27. März enthielt einen Leiter, aus welchem ich folgende Stellen entnehme, um die Zerfahrenheit der Anſchauungen zu charakteriſiren, die dadurch nur noch vermehrt wurde:

„Wir haben vorgeſtern erklärt daß wir uns nicht anmaßen, aus unſerer Ferne den eigentlichen Stand der Stimmungen in Berlin und die zunächſt moraliſchen Folgen der Ereigniſſe des 18. März zu beurtheilen. Zwiſchen dem Preußiſchen König und Volk ſcheint in Berlin eine glänzende Verſöhnung durchgeführt zu ſein". — — „Es iſt uns eine traurige Pflicht zu ſagen, daß die Stimmung auswärts keineswegs ſo verſöhnt iſt und ſich auch nicht ſo leicht verſöhnen wird. — Dieß iſt nun für Preußens

eigene Lage und Verhältniſſe völlig gleichgiltig. Aber für ſein Verhältniß zu Deutſchland leider nicht ſo. Und dieß iſt jetzt eben die Hauptſache, um die es ſich handelt. Dies Verhältniß iſt in dem Momente, wo es ſich nach den langjährigen Wünſchen der Deutſchen Nation auf's Erfreulichſte zu geſtalten verſprach, durch das Blutbad vom 18. März ſo gut wie zerſtört. Wir haben die allgemeine Stimme, die wir hier außen im Reiche hören, bezeichnet, und wir können zu unſerem Bedauern nicht ſagen, daß ſie ſich geändert habe."

„Daß der Deutſche Bund zu der Ausbildung komme, die ihm das Patent vom 18. verſpricht, daß Preußen die oberſte Leitung der Deutſchen Dinge an ſich nehme, daß es ſich an die Spitze der politiſchen Bewegung ſtelle, daß es mit ſeiner Politik in der Deutſchen aufgehe, und daß ſich dafür Deutſchland vertrauend an Preußen anſchließe, das waren von jeher die Wünſche aller Patrioten auch in dieſem Süden, es waren auch unſere Wünſche. Es ſind unſere Wünſche auch noch. Politiſche Ueberzeugungen und Grundſätze können ſich nicht ſo leicht durch ein ungelegenes Ereigniß ändern. Aber die Wünſche der Maſſen, der Trieb und die Leidenſchaft der Vielen ſpricht anders als unſer politiſcher Verſtand. Wir werden für jene Wünſche fortwährend einſtehen, obgleich wir fürchten, daß es eine dankloſe Anſtrengung geworden ſein wird." — „Und wie unangenehm es in Preußen hallen mag, wir halten es für unſere Pflicht wiederholt die Gründe zu ſagen warum die Wirkſamkeit für Preußens Häuptlingſchaft in Deutſchland jetzt eine ungemein ſchwierige und wahrſcheinlich fruchtloſe geworden iſt. Die Gründe können dort nicht läſtiger fallen als ſie uns ſelber ſind; hat man ſich dort das Spiel verdorben, ſo hat man es auch Deutſchland verdorben, und das iſt die ſchmerzhafte Seite für uns.

„Die Menge abſtrahirt nicht von den Perſonen auf die Sachen. Preußen an die Spitze der Deutſchen Dinge ſtellen, heißt ihr nichts Anderes als den König von Preußen an dieſe Spitze ſtellen. Alles was der Staat Preußen, wenn er ſich und ſeine Politik an

Deutschland hingiebt, uns von Opfer und Vortheil bringen wird, fällt ihr nicht in die Wage gegen den Antheil, den der König von Preußen an jenen gehaßten Scenen des 18. März gehabt hat."

„Preußens König konnte am ersten und auch noch am achten Tage der Französischen Republik diese Stelle der Hegemonie von Deutschland mit kaiserlicher Gewalt, unter sofortiger Gewährung großer Freiheiten in Preußen und in Deutschland, in der ganzen Integrität der Zustände und der persönlichen Handlungen, an sich nehmen, ohne Anstand und Widerstand. Aber nachdem die Bundesverfassung ein Gegenstand der Berathung des Volkes und seiner Stände geworden war, mußte Preußen mitwirkend abwarten, wohin sich die Ansichten wandten. Es konnte sie zu seinem Gunsten zu wenden suchen, aber durch Thaten, nicht durch Worte." — „In guten Werken würde man nur die Wohlthat gesehen haben, in den besten Worten sieht man vorerst nur den Ehrgeiz und die Herrschsucht. Es wird daher eine ganz natürliche Folge sein (!) daß, während man sonst eine Annäherung an das Einheitlichmonarchische in der Verfassung Deutschlands für das Wünschenswertheste hielt, man jetzt eine Annäherung an das Föderalistisch-Republikanische, an die Amerikanische Verfassung anstreben wird."

Man müßte versucht werden bei dem Verfasser dieses Artikels einige Idiosynkrasie für den größeren Vorzug des Föderalistisch-Republikanischen auch für Deutschland vorauszusetzen, wenn die Annäherung an dasselbe jetzt „eine ganz natürliche Folge" sein sollte, — und von was? Davon, daß der König von Preußen schuld sei — was sich als unrichtig erwiesen hat, — „an jenen gehaßten Scenen des 18. März" —, wovon die Gerüchte, wie beklagenswerth immer die Thatsachen gewesen sind, von den Anarchisten maaßlos zu dem Zwecke übertrieben worden waren, um eine Politik zu nichte zu machen, welche sich bestrebte die von der patriotischen Meinung geforderte Reform der Deutschen Zustände herbeizuführen, ohne der Anarchie zu verfallen. Und

der Zweck der Untergrabung dieſer Politik iſt der anarchiſchen Partei nur zu gut, wie jener Artikel beweiſt, ſelbſt ihren entſchiedenſten Widerſachern gegenüber, gelungen.

So mangelhafte Beurtheilung der öffentlichen Stimmung, wie ſie aus dem angeführten Artikel ſich ergiebt, iſt nur erklärlich aus dem Mangel einer Hauptſtadt, eines Centrums, in welchem das politiſche Leben pulſirt. Es geſchieht nur zu leicht, daß in einer kleinen Stadt und in einem engen Kreiſe für die allgemeine Stimme gehalten werde, was nur der Wiederhall einflußreicher Stimmen in einer auf dieſen engen Kreis beſchränkten Coterie iſt. Aber auch abgeſehen von den thatſächlichen Irrthümern desſelben, wurde mit jenem Artikel ein politiſcher Fehler begangen, der dadurch nicht geſühnt werden konnte, daß die Deutſche Zeitung ſogleich mit Ernſt wieder *für* das einheitlichmonarchiſche Syſtem und *für* die Preußiſche Häuptlingſchaft in die Schranken trat. Es konnte nicht die Rolle eines bedeutenden Führers der Bewegung ſein, wie die Deutſche Zeitung war, ſeinen politiſchen Verſtand als entgegengeſetzt „den Wünſchen der Maſſen, dem Trieb und der Leidenſchaft der Vielen“ und ſich ſelbſt damit ohne Partei zu erklären, was vollkommen unbegründet war. Ein Parteiorgan hat ſein Programm ſelbſt in verzweifelten Fällen, ſo lange es nichts Neues, Beſſeres zu bieten weiß, mit der Zuverſicht zu vertreten, daß ſeine Partei hinter ihm ſtehe, ihm folge, und daß eine andere Meinung als die ſeinige nicht „*die natürliche Folge*“ aus den Ereigniſſen ſein könne. Unrichtig war die Behauptung, daß „die Bundesverfaſſung ein Gegenſtand der Berathung des Volkes und ſeiner Stände geworden war“ und Preußen hat ja abwarten zu wollen erklärt und wirklich abgewartet, „wohin ſich die Anſichten wandten.“ Daß Preußen im Widerſpruch zu der Proclamation vom 21. März, dieſe Erklärung abgab, noch ehe die Bundesverfaſſung ein Gegenſtand der Berathung irgend einer officiellen Behörde geworden

war, — das machte ich ihm, ganz der Deutschen Zeitung entgegengesetzter Meinung, zum Vorwurf. Preußen solle provisorisch an die Spitze treten, die Initiative zur Bundesreform den künftigen constituirenden Versammlungen gegenüber ergreifen, und nicht abwarten „wohin sich die Ansichten wandten," — das war der Gedanke der Circulargesandtschaft gewesen; diesen hatte die Deutsche Zeitung bisher vertreten, und jetzt schien sie ihn plötzlich verlassen und die bisher gleichgesinnten Regierungen mit dieser Politik im Stich lassen zu wollen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Preußen, welches ohnehin schwächer war, als man im Süden vorausgesetzt hatte, noch bedenklicher wurde, als es die Unzuverlässigkeit der Unterstützung wahrnahm, die man ihm von daher entgegen trug. Indem aber Preußen nicht zu seinen Worten stand: „Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr" — indem es denselben in dem Moment keinerlei Folge gab, in welchem eine starke Anlehnung und Leitung ersehnt war, in welchem die Furcht vor socialistischen und communistischen Ausbrüchen der Revolution viele Gemüther beherrschte, wurde es natürlich des besten Titels verlustig, den es hätte geltend machen können, und der sich von selbst geltend gemacht haben würde, um bei der versuchten Reform der Bundesverfassung an der Spitze eines parlamentarischen Bundesstaates sich zu behaupten: des Titels nämlich des mächtigen Helfers und Retters in der Noth.

Die Circulargesandtschaft hatte ihre Zwecke insofern erreicht, als eine Anzahl von Staaten, einschließlich Preußens (Circulardepesche vom 25. März), durch Bevollmächtigte über wesentliche Grundlagen der Bundesreform sich vorläufig unter der Absprache vereinigt hatten, daß ein Verfassungsentwurf von dem durch die 17 Vertrauensmänner zu verstärkenden bisherigen Bundestag zu entwerfen; dieser einer unverzüglich zu berufenden vorläufigen Bundesrepräsentation zur Berathung vor-

zulegen; dann im Verein der Regierungen mit dem Volke auf dem bisherigen Bundestage zu Frankfurt a. M. darüber zu beschließen sei. Die Circulargesandtschaft hatte aber ihre Zwecke nicht erreicht, in sofern diese dahin gingen die Krone Preußen zu veranlassen in diesen Tagen drohender Gefahr auf den Ruf der Fürsten und ihrer Regierungen, und mit deren Vollmachten soweit sie zu haben waren, eine dem Begriff des Bundesstaats bereits entsprechende, vorläufige Bundesregierung in der bisherigen Bundesstadt zu Frankfurt a. M. zu organisiren; sofort eine, dem zu erstrebenden Definitivum ähnliche Nationalrepräsentation, der jene Regierung mit verantwortlich würde, zu berufen; dieser gegenüber bezüglich der Reform der Bundesverfassung die Initiative zu ergreifen; Vertheidigungs- und Bundesheerwesen, sowie die Vertretung des Bundes im Auslande sogleich in die Hand zu nehmen; und damit ein Provisorium herzustellen, bei dessen Bestehen man den Eventualitäten mit größerer Sicherheit hätte entgegen sehen können.

Die Siebenercommission der Heidelberger Versammlung.

Von der Heidelberger Versammlung war, wie wir gesehen haben, am 5. März beschlossen worden „durch sieben Mitglieder Vorschläge, wie der Zusammentritt einer Nationalvertretung einzuleiten und zu befördern sei, vorbereiten zu lassen," um einer größeren Versammlung von Männern des Vertrauens aller Volksstämme, die berufen werden sollte, und welche sich zugleich über Grundzüge der Verfassungsreform aussprechen würde, zur Berathung vorgelegt zu werden.

Dieser Beschluß war gefaßt worden von Männern sehr auseinandergehender Ansichten, die früher und damals noch in der

Oppoſition gegen das noch nicht gebrochene Bundesſyſtem und die entſprechenden Regierungsſyſteme ſich vereinigt fanden, — doch am Vorabend ſolchen Bruchs in mehreren Staaten. Als dann ein Theil jener Männer in die Regierungen berufen worden war, ein anderer Theil den Regierungskreiſen näher trat; als, mit einem Worte, das Programm der Oppoſition zum Programm der Mehrzahl der Deutſchen Regierungen geworden war, — da galt es, dieſem Programme Folge zu geben, und auf dem Boden deſſelben den Staatenregierungen das moraliſche Gewicht wieder zu gewinnen, welches ſie während der Reactionsperiode verloren hatten. Nur wenn die Regierungsthätigkeit ſtockte oder nicht zum Ziel kommen konnte, mochten außerordentliche Agitationsmittel eintreten.

Die Circulargeſandtſchaft der Süddeutſchen Höfe entſprach jener Aufgabe der neuen Regierungen; ſchon zwei Tage, nachdem die Heidelberger Verſammlung ſtatt gehabt hatte, war ſie am Werk. „Vertrauliches Benehmen mit den Lenkern der Bewegung, zunächſt den ſieben Männern welche zur Nationalvertretung Vorſchläge machen ſollten“ — war der Circulargeſandtſchaft ausdrücklich empfohlen worden; und es wurde von den Geſandten oder Einzelnen unter ihnen auch nicht verſäumt, an den verſchiedenen Hauptorten die ſie berührten, mit ſich hervorthuenden Perſönlichkeiten in Beziehung zu treten und dieſe über ihre Aufträge zu verſtändigen. Da die Heidelberger Siebenercommiſſion aus Mitgliedern beſtand, von denen einige den neuen Regierungen angehörten oder Vertrauensmänner derſelben waren, ſo blieb ſie in fortgeſetzter Kenntniß von den Erfolgen der Circulargeſandtſchaft, und in Erwartung der Erfolge derſelben übereilte ſie die Vorbereitung ihrer Vorſchläge nicht; doch hatten die bekannt gemachten Erklärungen und Beſchlüſſe der Heidelberger Verſammlung die Aufregung erhöhet; und zur Beſchwichtigung der allgemeinen Ungeduld, und zum Beweis, daß man die Hände

nicht in den Schooß lege, war einſtweilen die Einladung zu einer nach Frankfurt a. M. auf den 30. März anberaumten Verſammlung von der Siebenercommiſſion ſchon unter dem 12. März erlaſſen worden, und zwar war dieſe „an alle früheren und gegenwärtigen Ständemitglieder und Theilnehmer an geſetzgebenden Verſammlungen in allen Deutſchen Landen," — ergangen, mit dem Zuſatze: „Eine beſtimmte Anzahl anderer durch das Vertrauen des Deutſchen Volkes ausgezeichneter Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren, werden noch beſondere Einladungen erhalten."

Sowie die Circulargeſandtſchaft der Süddeutſchen Regierungen ihre Zwecke erreichte, war dieſe Verſammlung unnöthig geworden, daher ſprach ſich auch die Deutſche Zeitung alſo aus:

Am 21. März: „Wie wir hören, ſo haben mehrere Süddeutſche Fürſten das Erſcheinen auf dem Dresdener Congreſſe abgelehnt, der durch die neueſten Vorgänge in Wien, und die die in Berlin folgen werden, ohnehin geſtört ſein wird. Es iſt das Beſte was ſie thun konnten; etwas Definitives konnten ſie ohnehin dort nicht abſchließen wollen; die Deutſchen Ständeverſammlungen werden es jetzt durchzuſetzen wiſſen, daß ohne ihre Zuſtimmung über Deutſchlands Vertretung und Verfaſſung Nichts feſtgeſetzt wird. Dieß ſind nicht Zeiten für Laibacher Congreſſe. Dieß ſind nicht Zeiten, dieß ſind nicht Dinge, die das Dunkel der Kabinette ertragen. Möge der König von Preußen den großen Entſchluß faſſen, nach Frankfurt zu kommen, dorthin ſeine Bundesgenoſſen oder ihre vollmächtigen Abgeſandten zu berufen, im Angeſichte der Nation von dieſer ihre Wünſche hinzunehmen, ſie im Schooße der Bundesbehörde raſch zu berathen und das Fundament des großen Baues zu legen, zu dem ſich, wie auf jenen Amphioniſchen Klang der Harmonie und Eintracht hin, die Werkſteine im ganzen Lande drängen."

Am 23. März: „Preſſe, Stände, Privatthätigkeit ſollte nun, da die Verſprechungen aller Deutſchen Fürſten gegeben ſind, in Einmüthigkeit darauf dringen, daß alle die proviſoriſchen, vorbereitenden, einleitenden Schritte von Oben

und Unten, Frankfurter und Dresdener Congresse, der Einen umfassenden, allein richtigen, allein befriedigenden Maaßregel weichen: daß durch Wahl der Landstände ein constitutreuder „Bundestag" (dieß sollte wohl eigentlich der Deutsche Name des künftigen Parlaments sein), nach Frankfurt berufen werde, mit dem die Fürsten, in möglichster Vollzähligkeit selbst anwesend, das Werk der Regeneration des Bundes auf dem Wege des Vertrages festsetzen. Es ist der Weg, der am sichersten zur Verträglichkeit stimmen wird."

Auch die Veränderung, die in der Stimmung und Haltung der Nation vor sich gegangen war, ließ es als dringend erscheinen, daß die Deutschen Regierungen über die Grundlagen der Bundesreform geeinigt seien, und daß ein Regiment bestehe vor dem Termin der Frankfurter Vorversammlung. In diesem Falle würde derselben eine sehr bescheidene Rolle zugefallen sein; bedenklicher aber war die Sache, wenn diese Versammlung, zu welcher die Einladung an so zahlreiche Kategorien erfolgt war, zusammentrat, ehe man ihr mit einem fait accompli bezüglich der Einleitung zur Bundesreform und Berufung der Nationalvertretung, entgegentreten und ihre Zwecke als bereits erfüllt erklären konnte.

Die Propaganda der gewaltsamen Revolution und der Republik machte fortwährend die größten Anstrengungen um ihre Partei zu vergrößern und als größer darzustellen als sie wirklich war. Wenn die gemäßigte Reformpartei keine Erfolge errang, so mußte ihr zahlreicher Anhang, der überwiegend aus wohlgesinnten zwar, aber ängstlichen Bürgern bestand, mißtrauisch gegen deren Leitung werden. Dieser Anhang wurde dann durch den Terrorismus der Radikalen entweder in deren Lager geschreckt, oder, und zwar in der Mehrzahl, jeder auftauchenden Reaction, die nur Ruhe und Friede bot, zugänglich gemacht.

In nachstehenden Artikeln der Deutschen Zeitung ist der allmähliche Umschwung der Gesinnungen und die damalige Lage geschildert:

Vom 16. März: „Alles schwärmt jetzt von Republikanern in Deutschland; zu den Bauern und Soldaten ist dieß Loosungswort gedrungen; zu verzweifelten Streichen ist die Jugend so rasch; an der Gränze lauern die Aufstifter und Unterstützer; auf einen Anlaß hin, wie die Haltung der Hanauer war, sammeln sich Tausende dieser Freischärler; man wird die ähnlichen Anläſſe wieder suchen; man gebe irgend einen festen Anhaltspunkt, eine kecke Reaction oder einen hartnäckigen Widerstand oder eine Notabelnversammlung, die sich zu einer constituirenden darzuleihen verspricht, — wer will dafür stehen, daß nicht ein toller Handstreich versucht wird, das Zeichen der Republik aufzupflanzen? Will's Gott, so wird uns diese Prüfung erspart. Wenn aber je irgend ein unbesonnener Versuch der Art doch gemacht werden sollte, arbeite dann Jeder, der es mit Deutschland gut meint, mit aller kriegerischen Energie zur schleunigsten Unterdrückung, denn jeder größere Erfolg der Republik wäre für Deutschland eine ganz unausbleibliche Kalamität. Es ist unbegreiflich, wenn dieß nicht begriffen werden sollte. Ihr größter Erfolg würde sich nur auf eine kurze Zeit, nur auf diesen südwestlichen Winkel beschränken; er würde nur mit fremder Hülfe auch da zu behaupten sein; eine furchtbare Reaction, von dem Norden und Osten Deutschlands, würde die Republik erdrücken oder sie in die Hände des Auslandes werfen; Deutschland würde zerrissen und zerfleischt werden in dem Momente, da es in einem so beneidenswerth einigen Zuge nach Verbindung strebt; die Macht der Nation, da sie eben eine erste Basis und Begründung suchte und fand, würde gebrochen werden, vielleicht für immer.

Ehe wir unsere Einigung in einer neuen Bundesverfassung und einem Deutschen Reichstage gefunden, ehe wir uns in jährlichen Versammlungen desselben zusammengelebt, der Entwickelung der Nationalkräfte einen großen gemeinsamen Aufschwung gegeben haben, ist uns, bei den ganz lockeren Fäden unseres Zusammenhanges, jede

größere Parteiung und Spaltung, jeder kleinste Bürgerkrieg tödtlich und von sicherem Verderben. Haben wir nur erst ein Jahrzehnd der Wirksamkeit eines Deutschen Parlaments hinter uns, dann wird Niemand mehr Deutschland erkennen: so wird sich plötzlich zeigen, was ein einheitliches Volk unter einer einheitlichen Leitung bedeutet.

Und dann sind dem Ehrgeize unserer Freiheitsmänner ganz andere Ziele gesteckt, als mit der Französischen Republik in Deutschen Republikchen zu wetteifern! Laßt uns unserer eigenen Freiheit erst sicher sein, laßt uns den Bau unseres eigenen Schutzes erst ausbauen, laßt uns uns fühlen in unserer Gemeinsamkeit und wachsenden Kraft, dann lassen sich der Deutschen Nation auf dem jährlichen Volks- und Bundestag die Programme einer großen Politik stellen, von der wir bisher keine Ahnung hatten." „Dann giebt es Gegenstände, mit jener Französischen Republik zu rivalisiren und zu fraterniſiren. Dann laßt uns thun, was in Frankreich so oft besprochen wurde. Laßt uns zurückdenken an jene niedergeworfene Nation der Polen, deren Vernichtung wir mit verschuldet, deren Befreiung darum uns vor Allem zukommt. Laßt uns bei der Gelegenheit fragen nach der Nationalität der Deutschen an der Ostsee. Laßt uns im Süden die Thore der gesperrten Donau öffnen. Laßt uns durch friedliche Einwirkung dem Orient unsere Coloniſation und Civiliſation aufthun! — Welch andere Ziele des Ehrgeizes, des nationalen Bestrebens sind das, als die Träume des Communismus und des ewigen Friedens unter industriellen Heeren! Es ist nicht die Eine und alleinige Art des Freiheitsbestrebens, in Republiken zu leben: die Natur und Macht der Despotie zu brechen, ist ein eben so großer, ja ein größerer Zweck." „Es wird sich zeigen, wer der Welt die größeren Dienste thut. Aber um dieß zu können, müssen wir uns in der freien Staatsform vereinigt halten in aller Kraft und Ueberzeugung, für die jetzt Alles gewonnen werden kann, — nicht uns auf Republiken zersplittern, die die Volksnatur und die politische Stufe großer Strecken des Vaterlandes gleich unmöglich macht. Bewährt

sich die Republik in Frankreich als das, was sich die Phantasie davon verspricht, so wird sie uns zeitig genug erreichen: Besser, sie findet uns dann in Eine Nation bereits umgewandelt, als so. Bis dahin aber laßt uns den Weg verfolgen, auf den uns die Natur und die Geschichte geworfen haben; laßt uns den Bund und die Vertretung am Bunde ausbilden um uns zuerst und zum ersten Male als Ein Volk zu erkennen und zu prüfen: dann wird sich von selber zeigen, ob diese Staatsform der Repräsentation diesen Volkskörper kleidet oder nicht."

Es war fürwahr keine leere Besorgniß, die in diesem warnenden Programm der Zukunft ausgedrückt ist: die republikanische Partei strebe danach eine constituirende Versammlung zu improvisiren und das Zeichen der Republik aufzupflanzen! Es hatte sich sehr bald gezeigt, daß auch die in Heidelberg anwesend gewesenen Mitglieder der republikanischen Partei ihr gegebenes Versprechen, mit der Mehrheit auf monarchisch-repräsentativer Grundlage und nach solchen Zielen zusammen wirken zu wollen, nicht zu halten gemeint seien; und als am 26. März, — vier Tage vor der Frankfurter Vorversammlung, in der Badischen Kammer über die Bassermann'sche Motion berathen wurde, sagte, damals noch mit einiger Zurückhaltung, Friedrich Hecker:

„Sagunt geht zu Grunde, während Rom beräth. Die Nation muß in möglichster Schnelle einen Sammelpunkt haben, und dabei darf man nicht nach Wahlgesetzen und Vollmachten fragen. In wenigen Tagen werden Abgeordnete aus allen Theilen des Vaterlandes beisammen sein. Diese Versammlung muß den Muth haben, sich als constituirende Versammlung zu erklären und das Vaterland zu retten. Dann mögen auch die Regierungen sie beschicken und mitberathen über die Reichsverfassung. Der Schwerpunkt muß in der Nation, in dem Rathe der Repräsentanten liegen."

Der für die Frankfurter Versammlung anberaumte Tag nahte heran, und die Regierungen hatten sich, Angesichts der seit Wochen

drohenden Revolution, nur darüber geeinigt, daß ſie in der verſtärkten Bundesverſammlung berathen wollten. Schon lag aber der Proteſt Oeſterreichs gegen das Preußiſche Vorgehen in der Circulardepeſche vom 24. März vor; und doch hatte es Preußen bei den Worten belaſſen und ſich zu keinerlei Initiative ermannt. Welche Ausſicht für eine Einigung des Bundestags! Daß unter ſolchen Umſtänden, und nach dem Scheitern der Circulargeſandtſchaft durch die freiwillige Thätigkeit des Volks für ſeine Geſammtvertretung ein neuer Anſtoß erfolgen müſſe; daß der Erfolg der Bundesreform im Schooß der durch die Vertrauensmänner verſtärkten Bundesverſammlung nicht geſichert ſei; daß die Bundesverſammlung auch in dieſer neuen Geſtalt das zur Löſung einer ſolchen Aufgabe erforderliche Vertrauen der Nation nicht beſitze; darüber beſtand in der Bewegungspartei keine Verſchiedenheit der Anſichten; wurde doch ſelbſt von dem Hannöverſchen Miniſterium (Bennigſen) bald darauf erklärt:

„daß nicht ſowohl die Perſonen der bisherigen Bundestagsgeſandten es ſind, gegen welche der Andrang der öffentlichen Meinung gerichtet iſt, ſondern daß eben die ideelle Perſon des Bundestags in den Augen des Deutſchen Volkes einen Abbruch erlitten hat, bei dem leider die Regierungen der einzelnen Bundesſtaaten ſelbſt nicht unverſehrt geblieben ſind.“

Aber da es die in Heidelberg ausgeſprochene Abſicht war, daß durch eine Verſammlung von Vertrauensmännern der Nation der Entwurf einer Bundesverfaſſung, den ihr die Siebenercommiſſion entgegen bringen ſolle, wirklich berathen werden möge, ſo tadelte man mit Recht die Einladung ſo zahlreicher Kategorien, welche eine ſolche Berathung ausſchloß. Dieß veranlaßt mich, im Intereſſe auch meiner perſönlichen Vertheidigung über die Heidelberger Siebenercommiſſion und ihre Thätigkeit einige Erläuterung zu geben.

Nach Abhaltung der Heidelberger Verſammlung hatten ſich deren Theilnehmer nach allen Winden zerſtreut; mehrere waren

ſelbſt nicht bis zum Ende geblieben, daher unbetheiligt bei der Abfaſſung des Protokolls; und ich habe Urſache zu glauben, daß es Andern ebenſo ergangen iſt wie mir, daß ſie nämlich erſt aus der öffentlichen Einladung der Siebenercommiſſion vom 12. März und den darunter geſetzten Unterſchriften erfuhren, ſie ſeien Mitglieder dieſer Commiſſion. Die Heidelberger Verſammlung war von den Badenern in das Badiſche berufen geweſen, daher natürlich, daß die Badiſchen Mitglieder der Siebenercommiſſion, Itzſtein und Welker, als unterſtellte Mandatare handelten; und Itzſtein, mit ſeiner Routine der Agitation und oppoſitionellen Organiſation, ſcheint ſich hauptſächlich der Leitung bemächtigt zu haben. Man ſieht hieraus, daß nicht blos in der Heidelberger Verſammlung, ſondern auch in der von ihr erwählten Commiſſion, Männer von ſehr auseinander gehenden politiſchen Ueberzeugungen zuſammen geſtellt waren; die Commiſſion ſelbſt trat nie zuſammen; die Einladung vom 12. März war der einzige Act ihrer gleichſam gemeinſamen Thätigkeit.

Welker war zugleich Mitglied der Commiſſion der Badiſchen Ständekammer, welche über die Baſſermann'ſche Motion zu berichten hatte und deren Berichterſtatter; die Aufgabe dieſer Commiſſion fiel weſentlich mit derjenigen der Heidelberger Siebenercommiſſion in Eins zuſammen; und ſo ſollte der Bericht Welkers, welcher aber kaum wenige Tage vor der Vorverſammlung zu Frankfurt zur Oeffentlichkeit gelangte, als die Löſung der Aufgabe von Seiten dieſer beiden Commiſſionen gelten. Bei Begutachtung der Baſſermann'ſchen Motion auf Nationalvertretung hatte Welker einen Grundriß künftiger Bundesverfaſſung entworfen, von dem behauptet wurde daß zugleich die Heidelberger Siebenercommiſſion damit „in allem Weſentlichen" übereinſtimme, was nach dem Obigen cum grano salis zu verſtehen iſt. Ich wenigſtens habe über dieſen Grundriß nie eine Meinung abgegeben, und ein Vorſchlag war darin enthalten, daß nämlich das Bundeshaupt je auf drei Jahre

gewählt werden ſolle, welcher meiner, bereits vorher bekannt gegebenen Ueberzeugung über die Bedingungen der Einheit Deutſchlands, gänzlich zuwider war. Faſt gleichzeitig mit dem Welker'ſchen Bericht war in der Deutſchen Zeitung*) ein Aufſatz von Robert von Mohl, unter der Ueberſchrift: der Deutſche Reichstag erſchienen, welcher ebenfalls die Umriſſe einer Bundesſtaatsverfaſſung entwickelt, mit dem Welker'ſchen in Bezug auf die Nationalvertretung überhaupt und in zwei Kammern, Rath der Fürſten und Volkshaus, übereinſtimmte, dagegen entſchieden gegen das Wahlreich und ein auf beſtimmte Zeit zu wählendes, vielmehr für ein erbliches Bundeshaupt ſich ausſprach.

„Wenn nun aber dieſes (erbliche Bundeshaupt) mächtig aus eigner Macht ſein muß" — (ſo fährt Mohl fort) — „dann kann nur von einem der beiden großen Deutſchen Staaten die Rede ſein. Welchem von dieſen nun aber die Kaiſerwürde zu übertragen ſei, darüber werden allerdings die Stimmen in Deutſchland getheilt ſein und getheilt bleiben. Wir unſeres Theils ſprechen uns für Oeſterreich aus." —

Der große Zwieſpalt, an dem das Reformbeſtreben für Deutſchland ſcheiterte, iſt hierin richtig durchgefühlt; man war ſo, noch vor der Vorverſammlung zu Frankfurt, in der vorbereitenden öffentlichen Erörterung zu dem praktiſchen Kern der Einheitsfrage gedrungen, und auch die Deutſche Zeitung gab darüber ihr Votum ab, das gleichſam die Programme der ſpäteren Parteien vorwegnimmt und gegeneinander abwägt, und dem ich darum folgende Stellen entnehme:

Vom 28. März. „Die Frankfurter Verſammlung des 31. März naht heran. Es iſt Zeit, daß wir unſer unbedeutendes Votum in der großen Sache der neuen Bundesverfaſſung abgeben." — „Wir geſtehen, daß wir faſt jeden andern Theil

*) Deutſche Zeitung von 1848. Nr. 86 bis 89.

der Verfassungsfrage — (außer dem von dem Bundeshaupt und der ausführenden Gewalt) — jeder beliebigen Versammlung mit vollem Vertrauen zur Entscheidung überlassen hätten." — — — — „Wir schieben diese anderen Gegenstände vor der Hand bei Seite, um bei der Hauptfrage über die exekutive Gewalt zu verweilen."

„Durch die einstimmige Gutheißung beider Badischen Kammern hat die (Welker'sche) Ansicht: das Bundeshaupt soll aus dem Hause der Landesregierungen aus ihrer Mitte auf je drei Jahre gewählt werden, — bereits ein gewichtiges Votum für sich. Aus Baiern hat man vorgeschlagen, die Kaiserwürde von fünf zu fünf Jahren unter den Häusern Oestreich, Preußen und Baiern alterniren zu lassen. In Oestreich setzt man nichts Anderes voraus, als daß die Kaiserwürde wieder in der alten Weise dorthin zurückkehre. In Preußen denkt man an ein Preußischdeutsches Königthum. In allen kleinen Staaten und Regierungen, das begreift sich wohl von selbst, wird man für die kurzzeitige Wahl oder Alternation sein. — So fängt man also in dieser Sache, die der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Deutschen Einheitsfrage ist, mit Zwiespalt, mit Partikularismus und Egoismus an." — „Wenn wir uns in dieser wichtigsten unserer ersten Aufgaben einigen sollen, so müssen zwei Maximen unabweislich die Richtschnur unserer Erwägungen und Handlungen bilden. Wir müssen das Wohl des ganzen Deutschlands in unseren Betrachtungen dermaßen allein ins Auge fassen, daß wir von allen einzelnen Bundesverhältnissen ganz absehen, die Rücksicht auf allen Partikularismus ganz vergessen, über alle rückwirkenden Folgen einer zweckmäßigen Bundesverfassung auf die Territorien vollkommen gleichgültig sind. Wir müssen dann, wenn wir das Resultat dieser ganz nur auf das Heil des geeinigten Deutschlands gerichteten Erwägung ziehen, von vornherein zu jedem Opfer des Sonderinteresses bereit sein." — „Diese beiden Maximen werden uns in dieser und jeder künftigen Betrachtung unverrückt die Wege zeigen."

„Wir wollen ein einiges und starkes Deutschland, ein freies

und mächtiges Deutschland! — Dafür heben sich, wenn man aufriefe, alle Hände empor.

Bei den Vorschlägen, die der Commissionsbericht macht, könnte die Freiheit Deutschlands gedeihen; insofern sind sie gute."

„Die Einigkeit wird von Seiten einzelner widerstrebender Regierungen, im Anfange wenigstens, gefährdet sein, — welche Bestimmungen über den Chef des Bundes überhaupt getroffen werden mögen; in sofern ist es gleichgültig, wie sie lauten.

Macht und Stärke aber (insofern finden wir diese Vorschläge gänzlich unangemessen) werden uns durch die Wahl oder die Alternation des Bundeshauptes auf kurze oder lange Zeit ganz unausbleiblich verloren gehen. Verloren gehen? Vielmehr, wir werden sie auf diesem Wege trotz aller Parlamente eben so wenig erlangen, als wir sie bisher unter der Bundesbehörde erlangt haben. Darüber hat der Aufsatz von Mohl so vortrefflich gesprochen, daß wir uns wesentlich auf ihn beziehen dürfen. Angesichts der Erfahrung aller Geschichte ist alles Wahlreich, auf Lebenslänge oder auf Jahreskürze, so verwerflich und verworfen, daß allerdings unter politischen Männern davon gar nicht die Rede sein sollte." — „Wir sind bisher, bei der Errichtung des Deutschen Bundes, der Unmacht verfallen gewesen, aber der Verwirrung entgangen; bei dieser Veränderung werden wir der Unmacht nicht entgehen, aber ganz sicher zugleich der Verwirrung verfallen. Wir haben bisher in einem Unschuldstande gelebt, der von der Sünde nichts wußte; diese Veränderung wird den Saamen der politischen Laster in unser armes Vaterland reichlich hineinstreuen. Wir haben bisher, bei der Bundesverfassung wie sie war, keine Ansprüche auf eine Geltung nach Außen, keine politischen Prätensionen, keine aktiven Plane gehabt; die Absicht unserer Großmächte bei der Stiftung des Bundes ging bloß auf eine mehr neutrale Zwischenmacht in den negativen Zwecken der Friedensgarantie; insofern waren wir bei unserer Unmacht und Schwäche nicht gerade compromittirt. Jetzt aber erheben wir in der Nation politische Ansprüche, und nehmen eine herausfordernde,

durch Einigung imposante Stellung an. Geben wir uns dabei eine Verfassung, die uns in der alten Unmacht bei der neuen Prätension erhält, so gibt das Deutsche Volk in dem ersten Moment seiner Wiedergeburt eine Blöße der politischen Unmündigkeit, deren Folgen sehr schwer zu verwinden sein werden."

„Man wird vielleicht die Amerikanische Präsidentenwahl zur Rechtfertigung dieser Vorschläge anführen. Die Candidaten zu den Amerikanischen Präsidentenstellen sind spärlich; sie sind machtlose Privatleute und keine erblichen Fürsten; sie sind in weiten Strecken zerstreut; hinter und neben ihnen kann Neid und Ehrgeiz nicht in wirksamer Weise schieben; jedes Verhältniß macht eine Vergleichung unstatthaft. Wären die inneren Verhältnisse aber auch gleiche, so ist in der äußeren Lage ein Unterschied, der für sich allein jede Vergleichung noch weit entschiedener abweist. Wenn die Amerikanischen Freistaaten zwischen lauter mächtigen, compakten Nationalitäten und Monarchien gelegen wären, zwischen gebildeten, geordneten, strebenden Staaten, so wäre es eine sehr große Frage, ob sie nur als Republik bestehen könnten; es wäre bei politisch halbverständigen Leuten ganz außer Frage, daß die wechselnde Präsidentschaft nicht bestehen könnte." „Wir, bei unserer Lage im Centrum aller Europäischen Verwickelungen und Zusammenstöße, müssen vor Allem nach Außen stark und einheitlich constituirt sein. Diese starke und einheitliche Verfassung ist nur in einer erblichen Monarchie gelegen. Die Republik, auch die Eine und untheilbare Republik, kann uns unter den heutigen Verhältnissen diese Stärke nicht geben, wo die Bevölkerung nicht republikanisch gesinnt ist. Wäre von einer Föderativrepublik die Rede, von der in Deutschland fast allein die Rede sein könnte, und auch fast allein ist, so würde sie uns noch viel weniger Stärke geben, weil sie uns nicht einmal die gewünschte Einheit gäbe. Das Allermonströseste aber scheint uns die vorgeschlagene Verfassung zu sein, die in ihrer Basis Monarchie, und auf dem Giebel Amerikanische Republik ist.

Wird der Giebel ſchwer und mächtig durch eine Uſurpation der executiven Gewalt von Seite des Bundestags oder Parlaments, ſo drückt er die monarchiſche Grundlage zuſammen. Laßt ihn durch die dreijährige Wahl leicht und ſchlank, ſo wirft ihn der erſte Sturm bei der mangelnden Verbindung mit dem Unterbau in alle Lüfte. — Wir dächten, dieß ſind ſo elementare und einfache politiſche Betrachtungen, daß ſie von keinem erfahrenen Manne widerſprochen werden ſollten."

Vom 29. März. „Wenn die conſtitutionellen Monarchien in Deutſchland erhalten werden ſollen, wenn es Ernſt mit dieſer Verfaſſungsform iſt, ſo muß ſie wie den Grundſtein ſo auch den Schlußſtein des deutſchen Staatsgebäudes bilden." — „Nur dann wird auf Einheit gehofft werden können wie auf Freiheit. Auf Macht und Stärke aber auch dann nur in dem Falle, daß die erbliche Würde des Bundeshauptes auf eine der beiden Großmächte übertragen wird, auf Oeſterreich oder Preußen. Wir hoffen daß die Köpfe in Deutſchland weder ſo hart ſind noch ſo heiß, daß ſie uns nicht die zufälligen Fürſten von Oeſterreich und Preußen im Eifer mit den Staaten von Oeſterreich und Preußen zuſammenwerfen und verwechſeln." „Sonſt iſt es wohl ein Zeichen politiſcher Neulingſchaft unter uns, daß wir uns viel zu viel an Perſönlichkeiten ſtoßen: das politiſche Gefühl iſt bei uns nicht hartſchlägig genug." — „Wir ſind unſerer Seits ſo überzeugt, nur Preußen ſei die rechte Wahl, daß wir den ganzen Sturm der Unpopularität nicht ſcheuen, auch in dieſem gegenwärtigen Momente uns laut für dieſe Entſcheidung auszuſprechen." „Wir können nicht einmal zugeben, daß Oeſterreich der bei weitem mächtigere Staat unter beiden iſt." „Auf Oeſterreichs ſtaatliche Verbeſſerungen kann man vielleicht jetzt rechnen, aber wir haben keine Zeit darauf zu warten." „Eine Verbindung Deutſchlands mit Oeſterreich wird dem Letzteren mehr geben als Deutſchland von ihm empfängt; die Intelligenz der Deutſchen Bevölkerung wird in kurzer Zeit wieder obenan treten und wird derſelben die Herrſchaft in Oeſterreich wieder

verſchaffen, die ſie zu verlieren im Begriff war und iſt; für dieſen großen moraliſchen Aufſchwung iſt es nicht zu viel verlangt, daß uns Oeſterreich ꝛc. — — — den Einfluß ſeiner großmächtigen Stellung darleihe."

„Soll Preußen allein Vortheile ernten, ohne Opfer zu bringen? Keineswegs! Es ſoll uns ſeine Selbſtſtändigkeit zum Opfer bringen; es ſoll jeder eignen Preußiſchen Vertretung im Auslande ſo gut entſagen wie jeder kleinſte Fürſt; es ſoll in Deutſchland aufgehen, es ſoll nur eine Deutſche Politik haben und keine Preußiſche, es ſoll Deutſchland an ſeine Ferſen feſſeln, aber nur dadurch, daß es an ſeiner Spitze gefeſſelt iſt. Dieſe Verſchmelzung der Intereſſen kann nur Preußen eingehen, nicht Oeſterreich; dieſe Verſchmelzung legt allein von Seite Preußens für Deutſchland etwas Großes in die Wage, nicht von Seiten der kleinen Staaten, deren Aufgehen in Deutſchland ſelbſt verſtanden iſt. Dieſe Verſchmelzung Preußens mit Deutſchland iſt von jeher als das einzige Heil für Beide angeſehen worden; wie ſchrecklich das Ereigniß des 18. März iſt, es iſt nicht der Art, daß es plötzlich dieſe Ueberzeugung verrücken könnte." — — „Was immer geſchehen ſei, Nichts iſt geſchehen, was uns bewegen könnte, die Deutſche Bundesverfaſſung auf einem lockeren Boden zu errichten. Im Gegentheil: je erſchütterter die Ordnung in Deutſchland iſt, je ſchrecklicher ſich plötzlich der Horizont verdunkelt hat, je wankender die Throne ſtehen, deſto einträchtiger eile man, einen mächtigen und ſtarken Mittelpunkt zu ſchaffen, der das Ganze zuſammenhält."

Wie der Mangel an einverſtandenem Denken und Handeln ſelbſt unter ſolchen Solchen, die nicht durch Prinzipien getrennt waren, ſondern ſich nahe ſtanden, frühe öffentlich zu Tage trat, um ſo natürlicher war es, daß die prinzipiell gegenüberſtehenden Parteien, die in der Heidelberger Verſammlung noch zum Zuſammengehen für Reform ſich verbunden hatten, in feindlichen Lagern bald ſtrenge ſich ſchieden, ſowie die Radicalen

zu dem Glauben ſich verleiten ließen, als ob ſie ſtark genug ſeien ihre radicalen Ziele auch gegen die monarchiſch-parlamentariſche Bundesſtaatspartei verfolgen zu können.

Die Erfüllung der Aufgabe der Siebenercommiſſion kam unter ſolchen Umſtänden vorerſt nicht mehr in Frage; keine Partei drang darauf, weil die urſprüngliche Beſtimmung dieſer Verſammlung, die als eine von Notabeln in beſchränkter Zahl hätte zuſammen kommen ſollen, um fähig zu bleiben, einen umfaſſendern Verfaſſungsentwurf zu berathen, von allen Seiten aufgegeben war, vielmehr dem Zuſammentritt der Verſammlung mit ſehr gemiſchten Gefühlen entgegen geſehen wurde. Von den Revolutionären wurde kein Hehl daraus gemacht, daß man die Verſammlung zu einer Parteidemonſtration im republikaniſchen und ſocialiſtiſchen Sinne zu benutzen gedenke; die Reformpartei erkannte ſchon darum die um ſo dringendere Nothwendigkeit, die baldigſte legale Berufung einer proviſoriſchen und conſtituirenden Nationalvertretung zu erſtreben, als damit die Frankfurter Vorverſammlung zwecklos geworden wäre. Da vor dem Termin derſelben die Berufung eines wirklichen Parlaments nicht ſtattfand, ſo handelte es ſich darum die Frankfurter Vorverſammlung für jenen Zweck nutzbar zu machen. Erſt im Augenblick des Zuſammentritts derſelben kam die Aufgabe der Heidelberger Siebenercommiſſion zu dem Ende wieder in Betracht.

Der Bundestag und die Männer des allgemeinen Vertrauens.

Es iſt oben des Bundesbeſchluſſes auf Abordnung von Männern des allgemeinen Vertrauens, für jede der 17 Stimmen des engeren Raths einen, und zur Berathung über die Reviſion der Bundesverfaſſung, — und der Suspenſion der Ausführung deſſelben, — Erwähnung geſchehen.

Auf Antrag von Oeſterreich und Preußen wurde am 25. März dieſe Suspenſion wieder aufgehoben und die als Männer des allgemeinen Vertrauens Bezeichneten, beſtimmt die Bundesverſammlung mit ihrem Rath zu unterſtützen, kamen zum Theil gleichzeitig mit denen in Frankfurt an, die ſich zu der für den 30. März berufenen freien Verſammlung dahin begaben. Der Einfluß der Erſteren auf die Bundesverſammlung machte ſich ſogleich geltend; es fand noch am 30. März eine gemeinſchaftliche Sitzung der Angekommenen mit dem Reviſionsausſchuß der Bundesverſammlung ſtatt, in Folge deren dieſe an demſelben Tage noch die Wahlen von Nationalvertretern, — ein Vertreter auf 70,000 Seelen der Bevölkerung, nach dem beſtehenden Bundesmatrikularverhältniſſe — verordnete, „um zwiſchen den Regierungen und dem Volke das Deutſche Verfaſſungswerk zu Stande zu bringen," — eine Anordnung, welche ſodann, was die Verhältnißzahl für die Vertretung und was das active und paſſive Wahlrecht betrifft, in Folge der Berathungen des Vorparlaments, durch Bundesbeſchluß vom 7. April modificirt und mit den Beſchlüſſen des Vorparlaments in Uebereinſtimmung gebracht worden iſt.

Außerdem wurde an dem gleichen 30. März der Geſchäftsgang bezüglich der 17 Vertrauensmänner vorläufig regulirt, und es blieb auch definitiv dabei, daß dieſe 17 Vertrauensmänner, ſtatt ſich in die Bundesverſammlung zu verſenken, und dieſe dadurch mit den Verfaſſungsreviſionsarbeiten zu identificiren, ſich als beſondere collegiale Commiſſion, nach Analogie der Bundesmilitaircommiſſion, conſtituirten. Die Initiative für das Geſchäft der Verfaſſungsreviſion wurde mit vollem Vertrauen in die Hände dieſes Collegs der 17 Vertrauensmänner, welches meinen Bruder Max zum Vorſitzenden gewählt hatte, gelegt, und ihnen anheim geſtellt, nach Befinden mit dem Verfaſſungsreviſionsausſchuß der Bundesverſammlung, nicht mit der Bundesverſammlung ſelbſt, in Communication zu

treten. Aus dem Schooße dieſes Collegs der 17 Vertrauensmänner ging jener bekannte, von Dahlmann ſchließlich redigirte „Entwurf eines Reichsgrundgeſetzes" hervor, welcher der Bundesverſammlung am 27. April übergeben, von dieſer die Erklärung der Einzelſtaaten darüber erfordert wurde, und der, ohne daß es in der Bundesverſammlung darüber zur Berathung und Beſchlußfaſſung gekommen wäre, lediglich als Material an die Nationalverſammlung übergegangen iſt.

Bei den die Wahl und Berufung der Nationalverſammlung betreffenden Bundesbeſchlüſſen aber vom 30. März und 7. April iſt es von Intereſſe hervorzuheben, daß die Bundesverſammlung, indem ſie dieſe Beſchlüſſe faßte, bezüglich der Initiative welche, der Nationalverſammlung gegenüber, von der Bundesexecutive zu ergreifen war, in keiner Weiſe ſchlüſſig wurde; daß der Beſchluß, die Nationalvertretung aus einem Hauſe, aus einer Verſammlung beſtehen zu laſſen, zuerſt von ihr ausgegangen iſt; daß alſo die Deutſche Bundesverſammlung, durch ihre damals noch von keinem Fünfzigerausſchuß beeinflußten Beſchlüſſe es verſchuldet hat, wenn der Bund, — ohne Oberhaupt, ohne verantwortliche Executive, ja ohne die Möglichkeit einer ſolchen, — ohne das Gegengewicht endlich eines Staaten- oder Regierungshauſes angeordnet zu haben, — einer conſtituirenden Nationalverſammlung von über 600 Köpfen die Initiative zur Verfaſſungsreviſion lediglich überlaſſen hat. —

Das Vorparlament und der Fünfzigerausſchuß.

Lange hatten wir Deutſche einen Zeitraum in unſerer Geſchichte entbehrt, auf den mit ſolchem Stolz zu blicken wäre, als auf die erſten Märzwochen des Jahres 1848. Es war einer Partei, die durch ihre Vergangenheit, — durch das, was ſie für natio-

nalen Aufſchwung und Freiheit gethan, geopfert und gelitten, — Bürgſchaften geleiſtet und die Achtung des Volkes ſich erworben hatte, — es war dieſer Partei gelungen das erſte Hervorbrauſen, — nachdem in Folge der Ereigniſſe der Druck entfernt und das Ventil gelüftet war, — eines wilden und anarchiſchen Haſſes gegen die beſtehenden Zuſtände, und des Rachedurſtes gegen die bisherigen Unterdrücker, in ein Strombette patriotiſcher Beſtrebungen zu bannen, und es herrſchte eine feierliche Begeiſterung für den großen Moment des Deutſchen Vaterlandes, der von allen Stämmen und Schichten des Volkes begriffen zu ſein ſchien, der durch keinerlei Parteiforderungen und Sonderwünſche getrübt wurde. Aber ſchon um die Mitte des Monats hatte ſich der Horizont verfinſtert. Eine Reihe von faſt gleichzeitigen Ereigniſſen bezeichneten den Uebergang aus den Flitterwochen zu der ernſteren Verſuchung des Einheitsbandes. —

Oeſterreich ſchien zwar durch die am 14. März eingetretenen Staatsveränderungen Deutſchland wieder näher gerückt; aber mit ſich ſelbſt, mit dem Zuſammenhalten ſeiner heterogenen Theile, zu ſehr beſchäftigt, und im Bewußtſein, daß es in ſolchem Augenblicke der Kriſis von Deutſchland eher zu fordern als ihm zu bieten habe, beſchränkte es ſich, der Entwickelung der Deutſchen Einheit gegenüber, auf die Negative und den Proteſt, die in der Circulardepeſche vom 24. März dahin ausgedrückt ſind:

„Deutſchland ſoll und muß verjüngt werden, dieſes iſt Oeſterreichs, in ſeiner heutigen Geſtaltung, entſchiedener Wunſch und feſter Entſchluß. Eben ſo ungebeugt ſteht aber auch unſere Ueberzeugung, daß dieſes hohe Ziel nur zu erreichen iſt auf rechtmäßig gebahnten Wegen und unter dem Zuſammenwirken Aller."

Oeſterreich wußte, daß das nicht zu erreichen war.

In dem Augenblicke, in welchem man von Preußen Thaten erwartete, hatte es nur Worte geboten, die es heute ſprach um ſie

morgen wieder zu verſchlucken. Statt einen kräftigen Organismus zu entwickeln, um den ſich die Einheit kryſtalliſiren mochte, hatte der Preußiſche Staat in ſeiner durch Parteihader zwiſchen verſumpften und ſich überſtürzenden Anſprüchen herbeigeführten Schwäche ſich blos gelegt.

Die Kleinſtaaten, plötzlich auf den Schutz angewieſen, den die eigenen conſervativen aber zugleich populären Elemente, ihnen bieten mochten, hatten ſich der monarchiſch-parlamentariſchen Bundesſtaatspartei in die Arme geworfen, deren Einfluß und Macht durch die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs ihres Strebens für Einheit und Freiheit bedingt war. — Jedes Ereigniß, welches dieſer Wahrſcheinlichkeit Abbruch that, jeder Tag um den ſich die Löſung verzögerte, verminderte ihren Einfluß und ſtärkte die revolutionäre Partei, wovon ein Theil principiell eine föderative Bundesverfaſſung für Republiken, nach dem Muſter der Amerikaniſchen Freiſtaaten, und mit mehr oder weniger Hinneigung zum Communismus oder Socialismus, erſtrebte; — ein anderer Theil, — der von poſitiver principieller Vorliebe zu oder von Abneigung gegen beſtimmte Verfaſſungsformen vielleicht abſah, aber es für unmöglich hielt, daß die nothwendigen Reformen der Bundesverfaſſung auf friedlichem Wege erreicht würden, — eine Revolution für unvermeidlich erachtete, welches auch die Folgen ſein möchten.

Auch unter der Reformpartei waren Viele und die Beſten, die vor der Revolution nicht zurückgeſchreckt, die mit der von meinem Bruder ſo formulirten Maxime gegangen ſein würden: „durch die Fürſten, wenn es kann, — ohne dieſe und ſelbſt gegen ſie, wenn es muß:“ und die über die Rechtmäßigkeit und die Klugheit einer Revolution, worüber auch mein Bruder meinte, daß die Acten längſt geſchloſſen ſein ſollten, gedacht haben werden wie dieſer*).

*) III. Band Seite 10 und 11.

Wohl erkannte die Bundesſtaatspartei die der Reform entgegentretenden Schwierigkeiten; ſie hielt ſie aber nicht für unüberwindliche. Was ſchien nicht möglich nach den überraſchenden Ereigniſſen, die ſich in den erſten Märzwochen begeben hatten! Sie glaubte, daß die Politik, die Preußen in dem Patente vom 18. März proclamirt hatte, eine Deutſche und zugleich eine Preußiſche ſei, für deren Verwirklichung Preußen, im Intereſſe des Volkes wie des Königthums, ſeine ganze Kraft werde einſetzen müſſen; die Politik nämlich, die ſich auf die Sätze zurückführen läßt: daß Preußen nur in der feſteſten, innigſten Verbindung mit dem übrigen Deutſchland die Ergänzung der Kräfte finden kann deren es bedarf; — daß dafür in dem Geiſt der Nation ſelbſt der mächtigſte Verbündete zu ſuchen iſt; — daß dieſes Bündniß nur mittelſt der Verwirklichung der die Zeit bewegenden Idee der nationalen Einheit und der politiſchen Freiheit unter der Form des repräſentativen Verfaſſungsſtaats zu gewinnen iſt. — Sie hielt dafür, daß die Macht der Thatſachen dieſe Politik, auch gegen das Widerſtreben von Einzelwillen, für Preußen als eine Bedingung ſeiner Exiſtenz darthun werde; — ſie rechnete darauf, daß im übrigen Deutſchland dieſe Uebergangs-Politik als der Weg zur Einheit begriffen und hinreichend unterſtützt werden würde; — ſie erachtete, bei ſolchen Hoffnungen auf Reform, das Loslaſſen einer Revolution, das allerdings in ihrer Hand lag, für einen Act der Immoralität.

Später, als die Hoffnungen auf Reform ſchwanden, ergab es ſich nur noch mehr, wie wenig aus dem Geſichtspunkt der Moralität wie der Klugheit, das Loslaſſen der Revolution damals gerechtfertigt geweſen wäre. Denn es hatte ſich gezeigt, daß die Mehrheit der denkenden Patrioten wohl von der Nothwendigkeit einer Veränderung überzeugt war; daß ſehr allgemein die vage Sehnſucht oder das ungeſtüme Verlangen nach Einheit, nachdem Freiheit im Uebermaaß gewährt oder gewonnen war, ſich kund gab;

aber ein Gedanke, wie die Einigung erfolgen ſolle, war noch nicht allgemein, noch nicht übereinſtimmend genug, in das Bewußtſein der Nation eingedrungen, und dennoch glaubten Viele ein ſo hohes, ſo lange erſehntes, ſo oft verfehltes Ziel jetzt erreichen zu können, und berechtigt zu ſein es zu erreichen, ohne auch nur eine der partikulariſtiſchen Neigungen, der traditionellen Sympathien und Antipathien, Anſchauungen oder Vorurtheile abzulegen, welche der nationalen Spaltung zu Grunde liegen, die Zerriſſenheit bisher erhalten haben, Zwietracht nähren und die Einheitshoffnungen vertagen.

Führer, welche das erforderliche allgemeine Vertrauen des Volkes beſaßen, und die dadurch und durch ihre Eigenſchaften in den Stand geſetzt geweſen wären eine Revolution zu dem beſtimmten und gewünſchten Ziele zu führen, waren nicht vorhanden; und wenn man wahrnahm, welche unreife oder verwahrloſete Jugend, und welcher verluderte Pöbel ſich breit machte, Urtheil und Führung ſich anmaaßte und auch wirklich zur Geltung kam, — Volksgunſt und Anſehn gewann, — ſo mußten gewiſſenhafte Männer, im Zweifel an der Urtheilsfähigkeit und Moralität auch gebildeter Kreiſe und Bürgerſchaften, deren Sinne wie vom Rauſche umnebelt ſchienen, die in der Verzweiflung, ſo herrliche und große Hoffnungen ſchwinden zu ſehen, ſich jeder Täuſchung in die Arme ſtürzten, — ich ſage, gewiſſenhafte Patrioten mußten von Revolutionsgedanken, wenn ſie dieſelben gehabt hätten, abſtehen; — es mußte ſich ihnen die Ueberzeugung aufdringen, daß die Dinge noch nicht reif und dazu angethan ſeien; — daß dadurch, ohne alle edlere revolutionäre Begeiſterung, unter Gefährdung und unter dem Preisgeben der beſtimmten und beſchränkten politiſchen Ziele, nur den Schauern einer ſocialen Revolution und den Ekel erregenden Exceſſen einer Pöbelherrſchaft, die Bahn gebrochen werde, — einer allgemeinen Verwilderung, welche bereits den Anlauf dazu genommen hatte die Früchte einer mehrhundertjäh-

rigen Civiliſation, und alle Begriffe, die dem ſittlichen Menſchen achtbar und theuer ſind, unter die Füße zu treten.

Eines der bösartigſten Ereigniſſe, welche den Uebergang zu den ſchlimmeren Tagen bezeichneten, war die am 19. März in Offenburg ſtattgehabte Volksverſammlung, durch welche, — nach einem abgegebenen Mißtrauensvotum gegen einen benannten Prinzen des Badiſchen Hauſes, gegen Mitglieder der Regierung, die Umgebung des Großherzogs, den größeren Theil der Beamten, eine große Anzahl der Mitglieder der zweiten Kammer, gegen die erſte Kammer als Inſtitution, — dann ausgeſprochen wurde, daß die dem Volke angeblich mangelnden Bürgſchaften „für die Verwirklichung ſeiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zuſtandes der Freiheit" dieſes ſich ſelbſt verſchaffen müſſe. Zu dieſem Ende wurde die Organiſation politiſcher Vereine, eines Landesvereins, mit unterſtehenden Kreisvereinen, Bezirksvereinen und vaterländiſchen Vereinen in jeder Gemeinde, beſchloſſen und kam ſofort zur Ausführung. In den Centralausſchuß wurden die hervorragendſten Mitglieder der republikaniſchen Partei, Friedrich Hecker von Mannheim als Obmann, gewählt, und bald concurrirte in dem Anſpruch auf Herrſchaft im Lande, dieſer, die Auflöſung aller Ordnung in einer Clubwirthſchaft anſtrebende politiſche Landesverein, der ſeine Autorität auf leicht zu lenkende Volksverſammlungen ſtützte, mit der verfaſſungsmäßigen Landesregierung, deren Organe jener ohnmächtig zu machen ſich beſtrebte.

Je mehr ſich der Tag der Frankfurter Vorverſammlung näherte, um ſo energiſcher wurde die Agitation der republikaniſchen Partei, um in Volksverſammlungen die ſie beriefen, Demonſtrationen zu Gunſten einer republikaniſchen Staatsverfaſſung hervorzurufen, und dadurch glauben zu machen, ihre Partei ſei ſtärker, als ſie wirklich war, und die Frechheit der Faction ging ſo weit, daß ſie Volksverſammlungen, z. B. einer in Heidelberg am 26. März abgehaltenen, Beſchlüſſe im republikaniſchen Sinne andichtete

und unterſchob, welche dieſe gar nicht gefaßt hatten. In der Badiſchen Kammer, auch in der Heſſiſchen, hatte ſich eine republikaniſche äußerſte Linke von früheren Parteigenoſſen feindlich abgeſondert, da die Reformpartei eine volksthümliche und gewiſſenhafte Regierung, welche ihr eignes Programm vertrat, nun unterſtützte. Dieſe Scheidung war etwa zwiſchen dem 24. und 28. März erfolgt, zu dem Zeitpunkt, in welchem auch die Verbindungen der Deutſchen demokratiſchen und ſocialiſtiſchen Vereine mit dem Ausland, zum Zweck, deſſen Unterſtützung zum Umſturz der beſtehenden Verhältniſſe in Deutſchland zu gewinnen, abgeſchloſſen worden zu ſein ſcheinen. Denn es iſt zu ſchimpflicher Gewißheit geworden, daß Badiſche und andere Deutſche Revolutionäre mit leitenden revolutionären Comités in Frankreich, welche Hülfe und Zuzüge organiſirten, und dabei von den Franzöſiſchen Machthabern unterſtützt wurden, Verbindungen pflogen und Verpflichtungen gegen ſie eingegangen ſind. Darum hatte auch das Badiſche Miniſterium ſchon am 26. März in den Kammern erklärt, daß beunruhigende Berichte aus Frankreich die Regierung veranlaßt hätten, die übrigen Staaten des 8. Armeecorps (Würtemberg und Heſſen) um Zuzug anzugehen, da die eigenen Truppen nicht ausreichten.

Unter ſolchen Auſpizien und bei äußerſter Spannung der Nation war der Vorabend der Frankfurter Vorverſammlung, 30. März herangekommen. Eine Umgeſtaltung der Deutſchen Dinge oder ein mächtiger, Vertrauen erweckender Anſtoß dazu, war vielfach von denſelben Menſchen eben ſo ſehr für nothwendig erkannt als gefürchtet. Blieb dieſer Anſtoß zur Reform aus, ſo deuteten viele Symptome auf unmittelbar bevorſtehenden, bewaffneten Aufſtand, auf Bürgerkrieg in zum Voraus unberechenbaren Dimenſionen; denn von den zunächſt bedrohten Staaten waren kriegeriſche Maaßregeln zur Abwehr und zur Erhaltung der Ordnung kaum getroffen. Man war ſich alſo in zahlreichen und weiten Kreiſen bewußt, daß es bei der Frankfurter Verſammlung

recht eigentlich zunächst freilich für das südwestliche Deutschland, um die Frage sich handeln werde: ob Reform oder Revolution? Niemand, der in den benachbarten Ländern eine politische Stellung hatte, zur Theilnahme an der Versammlung berechtigt oder eingeladen war, mochte sich ausschließen, wollte er seine Stellung bewahren; es galt, das ernste Turnier zu bestehen.

Adam von Itzstein, einer von der Heidelberger Siebenercommission, unter dessen vorherrschenden Einfluß das Frankfurter Vorbereitungscomité sich stellte, — der damals noch mit einiger Zurückhaltung auftrat und eine Vermittelungsstellung einnehmen zu wollen schien, hatte von dem Vorbehalt von Einladungen zur Theilnahme an der Versammlung:

> „an eine bestimmte Anzahl anderer, durch das Vertrauen des Deutschen Volkes ausgezeichneter Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren" —.

zahlreich im Sinne seiner, der republikanischen Partei, Gebrauch gemacht; eine gleiche Vertheilung von Einladungskarten unter die Mitglieder der Siebenercommission war nicht erfolgt; mir wenigstens sind nur sehr wenige solcher Karten, und diese zu ganz später Stunde, zur Verfügung gestellt worden. Weil nun im Amte, war ich auch schon des Abfalls von der nationalen Sache, und als Aristokrat der radicalen Partei ohnehin verdächtig; daher mir der berechtigte Einfluß auf die Zusammensetzung der bevorstehenden Versammlung möglichst verkürzt zugemessen wurde.

Zuerst in Frankfurt, nachdem die Angekommenen bereits Vorberathungen über die Präsidentenwahl pflogen, traten mehrere Mitglieder der Siebenercommission, darunter Welker und ich — ich erinnere mich nicht mehr wer sonst noch, — zusammen, um sich über die Vorschläge zu verständigen, welche die Aufgabe der Siebenercommission waren. Dieser zusammengetretene Bruchtheil der Siebenercommission hatte sich eigenmächtig durch andere Gesinnungsgenossen verstärkt.

Nach der ergangenen Einladung war vorauszuſehen, daß in der bevorſtehenden Verſammlung die nächſte Umgegend, welche in der letzten Zeit am meiſten republikaniſch bearbeitet worden war, das zahlreichere Contingent ſtellen werde, daß dagegen Oſt- und Norddeutſchland, wo man conſervativere Geſinnungen als vorherrſchende vorausſetzte, nur ſpärlich würde vertreten ſein. Es war bekannt, daß bei derſelben Vorausſetzung auch von Seiten der republikaniſchen Partei, dieſe der Verſammlung ein republikaniſches Programm vorlegen, und die Permanenzerklärung derſelben bis zum Zuſammentritt einer Nationalverſammlung, um bis dahin das während ſolcher Permanenz zu gewinnende Terrain weiter ausbeuten zu können, durchzuſetzen verſuchen werde. Das Gerücht überdem, es ſei die Abſicht, die Verſammlung mittelſt herbeizuziehender bewaffneter Schaaren zur Proclamirung der Republik zu nöthigen, entbehrte nicht aller Wahrſcheinlichkeit, da Hecker nach der Erzählung eines politiſchen Flüchtlings in der Schweiz Solchen, die ſchon früher in ihn gedrungen waren zu einem republikaniſchen Aufſtand zu ſchreiten, und die er auf das Vorparlament verwieſen, auf deren Einwand, daß vom Vorparlament nichts zu erwarten ſei, geantwortet hatte: „ich werde ſie terroriſiren.“ Dagegen jedoch ſchützte unter Anderem die damals vortreffliche Haltung der Frankfurter Bürgerſchaft und ihre Bürgerwehr, und im Darmſtädter Bahnhof hatte ich die nicht überflüſſige Vorkehr gegen etwa aus dem Süden kommenden, bewaffneten Zuzug in der Art treffen laſſen, daß Bewaffnete, die nach Frankfurt paſſiren wollten, zuvor die Waffen ablegen mußten.

Unter ſolchen Umſtänden, und da, wie ſchon bemerkt, längſt davon abgeſehen war, der Frankfurter Vorverſammlung einen umfaſſenderen Verfaſſungsentwurf zur Berathung vorzulegen, kam der zuſammengetretene Bruchtheil der Siebenercommiſſion überein, daß zwar verſucht werden müſſe die Verſammlung und das Gewicht, das ſie in ſo kritiſchem Momente üben könne und werde,

dazu zu benutzen, einen neuen Antrieb zum baldigen Zusammentritt einer legal zu berufenden constituirenden Nationalversammlung zu geben; auch im Gegensatz zu den zu erwartenden republikanischen Demonstrationen vielmehr eine Erklärung des Festhaltenwollens an dem Prinzip der Monarchie, und in Verbindung damit, zu Gunsten allgemeinster Grundzüge einer künftigen Bundesverfassung, in Antrag zu bringen, dabei aber Alles aufzubieten, daß die unter ganz andern Umständen veranlaßte, Versammlung in kürzester Zeit ihrem Ziele und Ende zugeführt werde.

Diesen Zwecken sollte das nachstehende Programm entsprechen, welches Namens der Heidelberger Siebenercommission der Versammlung vorgelegt wurde:

Programm.

I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern.

II. Ein Senat der Einzelstaaten.

III. Ein Haus des Volks, hervorgehend aus Urwahlen nach dem Maßstab von 1 zu 70,000.

IV. Competenz des Bundes durch Verzichtung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Centralgewalt:
   1) Ein Heerwesen,
   2) Eine Vertretung gegenüber dem Auslande,
   3) Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, Bundeszollwesens, der Münze, Maaß, Gewicht, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen,
   4) Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht.
   5) Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte.

V. Der Beschluß der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung *auf obige Grundlagen* erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden.

VI. Ein aus gegenwärtiger Versammlung zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt,

die Vollziehung der Einberufung der conſtituirenden Nationalverſammlung zu betreiben. Wenn innerhalb 4 Wochen von heute der Zuſammentritt nicht erfolgt iſt, ſo tritt dieſe Verſammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zuſammen. Im Fall der Dringlichkeit kann der Ausſchuß die Verſammlung auf einen früheren Termin zuſammenberufen.

Die vier erſten Punkte dieſes Programmes ſtimmen mit denjenigen überein, worüber Süddeutſche Regierungen mittelſt der Circulargeſandtſchaft ſich unter ſich und mit Preußen bereits verſtändigt hatten. Der fünfte Punkt wollte die Grundlagen, welche nach den vier erſten Punkten für die definitive Bundesſtaatsverfaſſung gelten ſollten, auch ſchon bei der conſtituirenden Nationalverſammlung, alſo einen Senat und ein Haus des Volks, in Anwendung gebracht wiſſen. Dieſe Abſicht machte der Bundesbeſchluß vom 30. März zunichte, obgleich der Bundesverſammlung bei Abfaſſung deſſelben das Siebenerprogramm vorlag.

Nach vier ſtürmiſchen Sitzungen der Verſammlung, welchen blutige Straßenkravalle, in denen die Anhänger der verſchiedenen politiſchen Parteien an einander geriethen, zur Seite gingen, waren folgende weſentliche Beſchlüſſe gefaßt worden:

1) Die Verſammlung hat ihre Aufgabe darin erkannt, die Art und Weiſe feſtzuſtellen, in welcher die conſtituirende Nationalverſammlung gebildet werden ſoll.
2) Auf je 50,000 Seelen, nach Maaßgabe der Bundesmatrikel, werde ein Vertreter zur Deutſchen conſtituirenden Verſammlung gewählt.
3) Es bleibe zwar jedem Staat überlaſſen, auf welche Weiſe er die Wahlen zu ordnen angemeſſen finde, doch dürfe die Wahlberechtigung und Wählbarkeit nicht beſchränkt werden durch einen Wahlcenſus, durch Bevorrechtung einer Religion, durch eine Wahl nach beſtimmten Ständen. Jeder volljährige, ſelbſtſtändige Staatsangehörige iſt wahlberechtigt und wählbar.

4) Die Verſammlung ſpricht aus, daß die Beſchlußnahme über die künftige Verfaſſung Deutſchlands einzig und allein dieſer vom Volke zu erwählenden conſtituirenden Verſammlung zu überlaſſen ſei.

5) Die Verſammlung wählt einen permanenten Ausſchuß von fünfzig Mitgliedern, der bis zum Zuſammentritt der conſtituirenden Verſammlung, welche bis zum 1. Mai gewählt ſein ſoll, in Frankfurt a. M. verweilt, um die nöthigen Anträge an die Bundesverſammlung zu bringen, und dieſe bei Wahrung der Intereſſen der Nation und bei der Verwaltung der Bundesangelegenheiten ſelbſtſtändig zu berathen.

Mit dieſen Beſchlüſſen hatte ſich das Vorparlament, der Reform gewärtig, auf die Schwelle geſtellt zwiſchen Reform und Revolution, und dieſe Stellung war damals eine, im Intereſſe der Erhaltung des öffentlichen Friedens, heilſame.

Ihre höhere Bedeutung erhielten dieſe Beſchlüſſe dadurch, daß der Bundesbeſchluß vom 7. April ſich mehrere derſelben als Grundlage für die Wahl und Berufung der conſtituirenden Nationalverſammlung aneignete. Nicht alle waren der Bundesverſammlung durch den Präſidenten des Vorparlaments, Mittermaier, mitgetheilt worden, ſondern in Berückſichtigung der Aufgabe, welche das Vorparlament nach dem erſten der obigen Beſchlüſſe ſich ſelbſt geſtellt, mit Recht nur diejenigen, welche die Bildung und Berufung der conſtituirenden Nationalverſammlung und die Beſtimmung des Fünfziger Ausſchuſſes betrafen, von den obigen alſo die unter 2, 3 und 5, nicht die unter 1 und 4.

Es darf aus der demokratiſchen Richtung ihrer Beſchlüſſe nicht auf die Geſinnung der Verſammlung geſchloſſen werden; die Verſammlung war vielmehr weit weniger revolutionär ausgefallen als vorher befürchtet wurde. Mehrere ihrer Beſchlüſſe könnten darum als unbegreifliche erſcheinen; doch mögen zur Löſung des Räthſels nachſtehende Erläuterungen dienen.

Während die republikaniſche, oder vielmehr demokratiſche und

revolutionäre Partei ſich ſchon in dieſer Verſammlung durch ihre feſte Organiſation auszeichnete, war dieſe Organiſation von der Reformpartei, im Verlaß auf die große Zahl ihrer Anhänger, vernachläſſigt worden; oder vielmehr es hatten ſich dazu der Mittelpunkt, Zeit und Anlaß noch nicht geboten. Das Programm der Reformpartei mußte ein den Maſſen weniger verſtändliches, unbeſtimmteres und der individuellen Auffaſſung und Auslegung mehr Spielraum gewährendes ſein, ſo lange dieſes Programm nicht von einem der Deutſchen Großſtaaten, namentlich von Preußen, angenommen war, und die Partei ſich an dieſen nicht anlehnen, mit dem ſelbſt noch Unſchlüſſigen und Schwankenden nicht gehen konnte. Viele unter der Maſſe ließen ſich daher durch augenblickliche Eindrücke beſtimmen und waren danach heute mehr rechts und morgen mehr links. Es gewährt einiges Intereſſe, aus den Liſten der namentlichen Abſtimmungen*) zu erſehen, welche heutige Conſervative von reinſtem Waſſer damals nicht allein für das Prinzip der directen Wahlen auf breiteſter demokratiſcher Grundlage, — ſondern auch für die Permanenz der Verſammlung, die den Ausbruch der Revolution unzweifelhaft zur Folge gehabt hätte, geſtimmt haben. Dann war es eine neue und überraſchende Erſcheinung, daß eine Partei offen und zuverſichtlich die Forderung einer Deutſchen Republik ſtellte. Dieſes Auftreten verfehlte ſeinen verblüffenden Eindruck auf die Furchtſamen, die weniger Einſichtigen und die Schwankenden nicht; nur allmählich kehrten Beſonnenheit und Muth zurück.

Da die revolutionäre Partei mit Austritt aus der Verſammlung gedroht hatte, für den Fall daß dieſe jetzt ſchon über die Form der künftigen Verfaſſung Beſchlüſſe faſſen ſollte, wodurch das republikaniſch-ſocialiſtiſche Programm verworfen geweſen

*) Verhandlungen des Deutſchen Parlaments. Erſte Lieferung Seite 162 bis 169.

wäre, und da ſie auch mit der Ausführung dieſer Drohung ſchon einen Anfang gemacht hatte, ſo verſchaffte ſich unter der Reformpartei die Anſicht Geltung, daß es wo möglich zu vermeiden ſei, die republikaniſche Partei jetzt zum Austritt aus der Verſammlung zu nöthigen; man hielt in jenem Augenblick ſolche Trennung für das Signal zum Bürgerkrieg, und die folgenden Ereigniſſe rechtfertigten dieſe Beſorgniß. Hierin liegt der Grund, warum auf das obige Programm der Siebenercommiſſion nicht weiter eingetreten wurde; man gab es auf, um nicht ebenſo in die Discuſſion der von Guſtav von Struve aus Mannheim im Namen ſeiner Partei vorgetragenen, auf Umgeſtaltung zur Republik gerichteten, Anträge*) ſich einlaſſen zu müſſen; — ſonſt würde ſich leicht eine Majorität für den weſentlichen Inhalt des Siebenerprogramms in dem Vorparlament haben gewinnen laſſen. Der Beſchluß darauf ſich beſchränken zu wollen, über die Art und Weiſe ſich auszuſprechen, in welcher die conſtituirende Nationalverſammlung zu bilden, und wie ihre Berufung zu befördern wäre, war ein durch ſolche Rückſichten erwirktes Compromiß der Parteien.

Mehrere der die künftigen Wahlen zu der Nationalverſammlung betreffenden Beſchlüſſe waren allerdings gemeinſchädlich. Nachdem die Reformpartei den Beſchluß durchgeſetzt hatte, daß es jedem Staate überlaſſen bleiben ſolle, in welcher Weiſe er die Wahlen anzuordnen für angemeſſen finde, und daß dabei namentlich das Prinzip der directen Wahlen nicht obligatoriſch ſein ſolle, — glaubte ſie mit dieſem

*) — — — „und es iſt die Aufgabe — — — — neue Bande vorzubereiten, mit denen das geſammte Deutſche Volk zu einem freien und großen Ganzen umſchlungen werden ſoll.“ — — — —

15) Aufhebung der erblichen Monarchie und Erſetzung derſelben durch frei gewählte Parlamente, an deren Spitze freigewählte Präſidenten ſtehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfaſſung nach dem Muſter der nordamerikaniſchen Freiſtaaten.

Siege Alles gewonnen, und blieb nur zu gleichgültig bei den, die aufgeſtellte Regel wieder beſchränkenden, vielmehr mit derſelben im Widerſpruch ſtehenden, ferneren Abſtimmungen, aus denen die breiteſte demokratiſche Grundlage für die Wahlen hervorging, welche nach den Protokollen einſtimmig angenommen worden ſein ſoll. Thatſächlich iſt, daß, weil die Reformpartei zum Schluß des Vorparlaments drängte, deſſen längere Dauer zu nichts Gutem führen konnte, darum dieſelbe an den weiteren Verhandlungen, um dieſe nicht zu verlängern, kaum mehr Antheil nahm. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß auch unter der monarchiſch-parlamentariſchen Bundesſtaatspartei die ultra-demokratiſchen Anſchauungen bezüglich der activen und paſſiven Wahlrechte ſehr verbreitet waren; eine Folge des Rückſchlags der Erfahrungen, die man unter der Herrſchaft der allzuconſervativen landſtändiſchen Wahlgeſetze während der Reactionsperiode gemacht hatte; und eine Folge des Mangels an Erfahrungen, die bezüglich der allzudemokratiſchen Wahlgeſetze in ſpäterer Zeit erſt bevorſtanden. Aber es iſt ſelbſtverſtändlich daß eine große Anzahl der Mitglieder des Vorparlaments, wenn dieſelben Männer noch einmal zum gleichen Zwecke zuſammen gedacht werden könnten um über dieſelben Fragen zu beſchließen, mit der breiteſten demokratiſchen Grundlage für die Wahlen nicht einverſtanden ſein würden, und es war tadelnswerth an ſich und ein politiſcher Fehler daneben, daß die mit dieſer Grundlage Nichteinverſtandenen es unterlaſſen haben ihren Diſſens zu erkären. Es erachtete nämlich die Reformpartei dieſe Beſchlüſſe für ſolche, mit denen, der aufgeſtellten Regel nach, die Staatenregierungen bei Anordnung der Wahlen würden machen können was ſie wollten; und wie geſagt, nur darauf ausgehend, alle Weiterungen zu vermeiden und den Schluß des Vorparlaments zu beſchleunigen, blieben die Diſſidenten bei der Abſtimmung, fehlerhafter Leitung folgend, ſitzen, ſtatt aufzuſtehen.

Die Reformpartei hatte aber auch dabei nicht die Ahnung von der Wichtigkeit, die dieſe Einzelbeſchlüſſe des Vorparlaments ſpäter erhielten; denn Niemand dachte ſich noch in die ſpätere Stellung des improviſirten Fünfzigerausſchuſſes hinein, und wie dieſer, um ſich nicht ſelbſt in Frage zu ſtellen, wenn er die Quelle ſeiner Autorität verläugnen würde, an jedem Beſchluſſe des Vorparlaments feſtzuhalten genöthigt ſein werde. Niemand bedachte, daß Rechte ſich leichter ausdehnen, als, wenn einmal mit einer gewiſſen Sanction verſehen, ſich wieder nehmen oder beſchränken laſſen; und daß die Aufgabe, Verfaſſungs- und Wahlgrundſätze zu ſanctioniren, die als an ſich gute und entſprechende ſich geltend machen ſollen, einer aus demokratiſchen Wahlen hervorgegangenen zahlreichen Volksvertretung, wie die ſpätere Nationalverſammlung war, durch ihren Urſprung erſchwert werde. Und hierin gerade lag der Nachtheil jener Beſchlüſſe des Vorparlamentes, daß ſie die ſpäteren, von der Nationalverſammlung ausgegangenen Wahlgeſetze, gleichſam ſchon im Schooße trugen, — nicht in der Zuſammenſetzung der nach denſelben gewählten conſtituirenden Nationalverſammlung, die unter den damals gegebenen Verhältniſſen, und bei der damaligen Stimmung und Bewegung des Volkes, eine in conſervativem Sinne möglichſt günſtige war.

Bei Allem dem iſt die Ausrichtung und der Ausgang des Vorparlaments im Ganzen genommen als ein Sieg der Reformpartei über die Revolution anzuerkennen. Der mit dem unzweifelhafteſten Widerwillen der Nation beladene Bundestag, — ein Widerwille, der keineswegs den Perſonen der Geſandten, die großentheils unbekannte Größen waren, ſondern der Inſtitution, ihren Thaten nnd Unterlaſſungen galt, wurde, — bis eine andere legitime Autorität an die Stelle treten konnte, — zu fortdauernder, nun aber von dem Einfluß der öffentlichen Meinung beherrſchter Wirkſamkeit möglich gemacht, indem man ihm im Fünf-

zigerausschuß einen populären Strebepfeiler an die Seite setzte. „Die Frankfurter Versammlung geht mit dem Bundestag; also helft Euch selbst“ — Das wurde dann die Anklage, — und zur Parole der revolutionären Partei.

Bei der damals in fast allen Theilen von Deutschland insoweit überwiegend revolutionären Stimmung der Nation, daß der Bruch mit dem alten Bundessystem und die Begründung des parlamentarischen Bundesstaats als nicht aufzuschieben, die Anwendung drastischer Mittel, um die Deutschen Zustände in dieser Richtung umzugestalten, als nothwendig erkannt wurden; — bei der Abwirthschaftung aller, in den früheren Verhältnissen begründet gewesenen Autoritäten; — bei solchen Zuständen und Stimmungen war, wenn nicht Anarchie in Permanenz treten sollte, das Bedürfniß ein dringendes geworden, daß eine neue Autorität sich geltend mache; und es lag in der Stimmung und Noth des Augenblicks begründet, daß nach der Legitimation einer solchen Autorität nicht viel gefragt wurde, wenn ihr Wirken sich dankbare Anerkennung verschaffte. Eine solche Autorität konnte nur erwachsen, wenn sie für ihre thatkräftige Uebereinstimmung mit den nationalen Bestrebungen Bürgschaften gab; und wenn sie, indem sie diese Bestrebungen zu leiten suchte, zum Ausdruck der in der Nation noch vorherrschenden, gesunderen, politischen Anschauung wurde. Es kam wesentlich auf den zugleich vorwärts drängenden und dennoch erhaltenden Geist ihrer Thätigkeitsäußerungen an, und die zuweilen etwas rücksichtslose Form derselben muß in der Erinnerung an die damals noch frische Vergangenheit einer freiheitstödtenden Reaction, und in der tumultuarischen Aufregung des Augenblicks, ihre Entschuldigung finden. Eine den bestehenden Behörden gegenüber rücksichtsvolle, sollicitirende Haltung des Vorparlaments und besonders des Fünfzigerausschusses, würde Mißtrauen erzeugt, diese Versammlungen bei der damaligen Volksstimmung um Popularität und Einfluß gebracht,

würde den revolutionären Bestrebungen Vorschub geleistet haben. Der Präsident des Fünfzigerausschusses, Alexander von Soiron, den ein geistreicher Freund später den Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes genannt; der damals in raschem Aufschwung von einem kleinstaatlichen Demagogen, wie er selbst einmal mir gegenüber seine frühere Qualität humoristisch bezeichnet, zu einem besonnenen und einsichtigen Patrioten sich emporgearbeitet hat, den die höchste Uneigennützigkeit zierte; — dieser war, seiner ganzen biderben Persönlichkeit nach, an seiner Stelle der Ausdruck des Bedürfnisses für jenen gefährlichen Augenblick bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung; — er hat Anspruch darauf in der dankbaren Erinnerung der Nation fortzuleben.

Daß der Fünfzigerausschuß so zahlreich wurde, war eine zweckmäßige Verbesserung des Siebenerprogramms; weil der Charakter des Fünfzigerausschusses der eines Repräsentanten der öffentlichen Meinung in der Bewegungszeit sein sollte; und weil eine durch repräsentative Versammlungen zu übende Autorität, deren Begründung oder Verstärkung so nothwendig war, nur zahlreicheren Versammlungen zukommt.

Die, dem ihm beigelegten Charakter, entsprechende Wahl und Zusammensetzung des Fünfzigerausschusses erscheint bereits als die Frucht einer besseren Disciplin der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei, die in den drei Tagen des Vorparlaments und unter dem Eindruck der Verhandlungen desselben, gelungen war.

Die Lage der Dinge unmittelbar nach dem Vorparlament.

Da die demokratisch-socialistische Partei im Vorparlamente mit ihrer Absicht gescheitert war, „die Permanenz dieser großen Versammlung durchzusetzen und damit die Sache der Republik auf jenem Felde für ganz Deutschland zu entscheiden," — eine Absicht und eine Zuversicht, die von Friedrich Hecker mit den angeführten Worten später zugestanden worden ist; — da aus der Haltung dieses gleichsam Südwestdeutschen Vorparlaments geschlossen wurde, daß eine von ganz Deutschland zu wählende Nationalversammlung noch weit weniger zu republikanischen Experimenten sich hergeben werde; — da endlich die demokratisch-socialistische Partei auch im Fünfzigerausschuß in entschiedener Minderheit sich befand; — so war es gleich nach Beendigung des Vorparlaments zur Gewißheit geworden, daß diese Partei mit Waffengewalt versuchen werde, dem gemäßigten Reformbestreben entgegen zu treten, und die bestehenden Zustände über den Haufen zu werfen. Sie wollte ohne Zweifel damit anfangen im Südwesten von Deutschland, wo sie glaubte die Massen nachziehen zu können, an Frankreich und die Schweiz sich anlehnend, eine Winkelrepublik einzurichten, und so, unbekümmert um die Schicksale des Gesammtvaterlands, das kleine Baden in den Revolutionsstrudel zu werfen.

Der Eindruck, den die republikanische, vielmehr social-revolutionäre Partei, mit ihrem cynischen und tumultuarischen Gebahren während des Vorparlaments auf die gebildete Welt in Deutschland gemacht hatte, war an sich schon ein ungünstiger gewesen. Bei der geringen Zahl ihrer Anhänger mußte sich dieselbe, wollte sie ihre Zwecke verfolgen, mit allem Schaum und Abschaum verbinden, den die Gährung der gesellschaftlichen Zustände an die Oberfläche getrieben hatte. Nicht mehr Republik, sondern Socialdemokratie ward das Verbrüderungswort. Lehnte sich diese Partei nun auch gegen die Beschlüsse des Vorparlaments auf,

die ſie doch mit gefaßt hatte, ſo lag es klar vor aller Augen, daß ſie nicht den Volkswillen zur Herrſchaft bringen, nicht dem Mehrheitswillen ſich unterwerfen, vielmehr ihren abweichenden Willen dem Mehrheitswillen unterſchieben wollte. Damit ſtellte ſie ſich auf die gleiche Stufe mit den Tyrannen oder Alleinherrſchern aller Zeiten. Inſofern mußte es jetzt der Partei des monarchiſch-parlamentariſchen Bundesſtaats in der öffentlichen Meinung zum Vortheil gereichen, daß im Vorparlament die Linke keinen Anlaß zum Austritt gefunden hatte, ſondern darin feſtgehalten worden war. Selbſt Schwankende und Gegner ſahen ein, daß die demokratiſch-ſocialiſtiſche Partei von ihrem Standpunkte aus, weit weniger als die anderen Parteien, Urſache hatte zu mißtrauen, ob die künftige Nationalverſammlung der wahre Ausdruck der Volksgeſinnung ſein werde. War doch für das Wahlgeſetz zu dieſer Verſammlung, in Folge des Antrags und Andrangs eben jener Partei, die breiteſte demokratiſche Grundlage von dem Vorparlament nicht allein adoptirt, ſondern auch den Staatenregierungen gleichſam octroyirt worden. Es mußte Jeder begreifen, daß während des tobenden Bürgerkriegs, der auch im äußerſten Falle der Noth als ein ſchweres Verhängniß zu erachten iſt, die Vornahmen der Wahlen geſtört, theilweiſe unmöglich gemacht, und der Zuſammentritt der Nationalverſammlung gehindert ſein werde. Da nun nach dieſem Zuſammentritt, als nach dem Grundſtein der nationalen Conſtituirung, die große Mehrheit der Nation mit ungeduldiger Sehnſucht verlangte; da kein anderes Hinderniß ihm entgegen ſtand; ſo verurtheilte ſie um ſo entſchiedener die gewaltſame Oppoſition, die ihn zu hindern drohte. Bei ſo bevorſtehendem Bruch mit der revolutionären Partei, konnte die Partei der Reform ſich verſichert halten, in dem größten Theil von Deutſchland einer vertrauenden Stimmung der Bevölkerungen zu begegnen. Es war das die Frucht der gemäßigten zugleich und zuverſichtlichen

Haltung der Reformpartei in dem Vorparlament. Auf dem Punkt ſelbſt aber, wo der Aufſtand auszubrechen drohte, vereinigten ſich mancherlei Umſtände, um die Gefahr nicht unterſchätzen zu laſſen.

Ich will hervorheben: die Stimmung des Landes, wo der Aufſtand wahrſcheinlich zuerſt ausbrechen würde; die Verfaſſung des ſtehenden Heeres in dieſem Lande; die auswärtigen Verhältniſſe Deutſchlands.

Die Stadt Conſtanz war der Heerd der anarchiſchen Gelüſte. Von da aus ſtreckte die revolutionäre Partei ihre Fühlhörner aus durch das Badiſche Oberland und ſoweit ſie gegen Norden dringen konnte; dann in nächſter Nähe in das Würtembergiſche und das Hohenzollernſche. Die benachbarte Schweiz gewährte einen Rückhalt mit Sympathien, welche durch daſelbſt eingebürgerte Deutſche Flüchtlinge in einem Theil der Bevölkerungen für die republikaniſchen Beſtrebungen in Deutſchland genährt wurden.

Das Badiſche Oberland und der Schwarzwald ſind von einer Bevölkerung bewohnt, die durch Stammesverwandtſchaft, durch Nachbarſchaft und durch Handelsbeziehungen nach der Deutſchen Schweiz gravitirt; die nicht nur von der Liebe zur Freiheit beſeelt iſt, ſondern auch Neigung zur Selbſtregierung in engerer Sphäre hat, und ſich dazu wohl eben ſo befähigt hält, als die Schweizer ſich befähigt zeigen. Dieſe Neigung war während der Reactionsperiode natürlich noch verſtärkt worden, indem der Beamtenſtand, durch den Mißbrauch ſeiner früheren Popularität, Anſehen und Einfluß verloren hatte. Doch wäre es ein großer Irrthum, wollte man annehmen, daß der Kern dieſer Bevölkerungen irgend Etwas mit den demokratiſchen und ſocialiſtiſchen An-

ſchauungen gemein gehabt hätte, durch die ſie zu beglücken, die Abſicht der republikaniſchen Führer war. Dieſe Erfahrung hat Friedrich Hecker nach ſeinen eigenen Geſtändniſſen*) gemacht, nachdem die Enttäuſchungen eingetreten waren.

Als er, wie wir ſehen werden, in der Stadt Conſtanz, von wo aus zwar einige Demagogen das Landvolk bearbeitet hatten, im Uebrigen aber „Frauen und Mädchen ſich muthiger und begeiſterter zeigten als die Männer," den erwarteten Enthuſiasmus nicht fand, gab Hecker der Ueberzeugung ſich hin: „daß das Volk auf dem Lande und in den Landſtädtchen entſchloſſener und glühender für die Sache ſein werde, als die weichlicheren Bewohner der Stadt." Als jedoch dieſe Vorausſetzung auch in den Landſtädtchen, — weder in Ueberlingen noch in Stockach, noch in Donaueſchingen, viel weniger noch in Stühlingen und Bonndorf, und am wenigſten zuletzt in Kandern in Erfüllung ging, redete er ſich ein: „die Erbitterung des Landvolkes über die Städte, von welchen die Agitation ausging, die daſſelbe fortwährend angingen, bearbeiteten, Verbindungen ſchloſſen, und die dann vor der That zurückſchreckten, war nicht gering und iſt es heute noch." Aber auch das beruhte auf Irrthum oder Täuſchung, inſoweit es von dem eigentlichen Landvolk, von dem beſitzenden Bauern gelten ſollte, der ja mit dem wohlhabenderen ackerbauenden Bewohner der kleinen Landſtädte ganz dieſelben Intereſſen und Anſchauungen theilt, — und der Bauern-Ariſtokratie noch mehr ſich zuneigt.

Mit dem alten würdigen Gottſchalk, einem bedeutenden Fabrikherrn in Schopfheim, hatte Hecker früher in der Badiſchen Ständekammer ſich überworfen gehabt, weil dieſer das Beſtehen eines Mißverhältniſſes zwiſchen Kapital und Arbeit in gleicher Art wie jener nicht anerkennen, und die Erhebung der Arbeit zur Gleich-

*) Dr. Friedrich Hecker: die Erhebung des Volkes in Baden für die Deutſche Republik im Frühjahr 1848. Baſel, 1848.

ſtellung mit dem Kapital nach Louis Blanc'ſchen Ideen nicht gut finden wollte. Gottſchalk war daher von Hecker Ariſtokrat und Geldſack geſcholten worden. Demſelben Manne ſtanden ein Jahr ſpäter ſeine bewaffneten Arbeiter vertrauensvoll und aufopfernd zur Seite, um anarchiſche Exceſſe abzuwehren. Die Forderung der Gleichſtellung ihrer Arbeit mit dem Kapital, die ja nur ihre Arbeit und Verdienſt gefährdet hätte, war ihnen nicht in den Sinn gekommen. Jetzt aber, kurz vor der Niederwerfung des erſten Aufſtandes, fruchtete die Abmahnung nichts, die Gottſchalk feuchten Auges an Hecker, den er liebte, richtete.

Zu ſpät mochte Hecker einſehen, daß es der Volks- und Landesart nicht entſpreche, Beſitz, Wohlſtand und Behäbigkeit darin zu begeifern, und mit einem habgierigen Proletariat zu ſympathiſiren, als ſei dieſes von Rechtswegen zur Herrſchaft im Staate berufen. In jenem Lande, in welchem, vielfach durch Schweizeriſches Kapital, eine blühende Induſtrie geſchaffen und den ärmeren Claſſen Verdienſt geboten iſt, beſteht die von Hecker gehegte und ausgeſprochene Abneigung gegen „hohe Fabrikgebäude mit kaltem Aeußeren", die ihm „wie große Kerker" vorkommen, durchaus nicht, und Niemand theilte dort ſeine Vorliebe für die Utopien Fourier'ſcher „Phalanſteren." Die nüchternen und praktiſchen Leute ſehen vielmehr ein, daß der Verdienſt der Arbeiter kein höherer ſein kann, wenn Fabrikgebäude, ſtatt, wie das dort und überall der Fall iſt, ihrer Beſtimmung und der zu benutzenden Triebkraft entſprechend, auf ſparſamem Raume hoch aufgeführt zu werden, mit Verſchwendung der Bodenfläche in die Breite und Tiefe angelegt würden. Und ſo iſt es begreiflich, wenn Hecker zuletzt ſeine Enttäuſchung geſteht und klagt, es könne nichts zu Stande kommen, „weil die rückſichtsloſe, ſchöpferiſche Kraft, weil die ſchaffende Revolutionskraft, die Radikalverbeſſerungskraft, weil Republikaner und Republiken fehlen," — und es iſt wahrſcheinlich, daß Hecker, als er, auch von der Republik Baſel-

ſtadt ausgewieſen, nach Baſelland reiſte, „um bei einem ſtammverwandten biedern Volke in einer reinen Demokratie ſich niederzulaſſen“ — ſelbſt in Lieſtall ſeine ſocialiſtiſchen Ideale nicht verwirklicht befunden haben werde.

Wenn aber auch unter jenen der Schweiz benachbarten Bevölkerungen für ſocialiſtiſche Utopien, die ihnen von der revolutionären Partei zugedacht wurden, kein Boden war, ſo haben nichts deſto weniger republikaniſche Sympathien, und nicht allein unter einem zugelaufenen Proletariat von Litteraten, Schullehrern und Winkeladvokaten, ſondern auch unter der eigentlich einheimiſchen Kernbevölkerung beſtanden. Wie weit umfaſſend iſt nicht der Begriff der Republik! Welch reifes Urtheil und welche geübte Unterſcheidungsgabe erfordert nicht ſeine Zerlegung zur praktiſchen Anwendung. Wie vielfach mag bei dem ausgedrückten Wunſch für Republik nichts verſtanden geweſen ſein, als der Wunſch und vielleicht das Bedürfniß der Selbſtverwaltung in Anwendung auf lokale und nächſte öffentliche Intereſſen.

Wie vielfach mag die vage Sympathie nur dem Worte: Republik, — bei dem Gefühl der Entbehrung der Größe und der einigenden Kraft der Monarchie in kleinen Staaten bei larem Staatenbunde, gegolten haben?

Bei gewohnter Anſchauung Schweizeriſcher Zuſtände war man der ſo verſchiedenen nationalen Stellung und Aufgabe, war man des darum beſtehenden Bedürfniſſes einer ſtrammeren, politiſchen Einheit und centralen Leitung wohl weniger eingedenk; ſchwerlich hatten ſich Viele den Begriff der Republik in ſeiner Anwendung auf die größern Gebiete, — in ſeinen Folgen für Geſammtdeutſchland klar gemacht; man verglich die gewünſchte Deutſche Republik wohl nur mit dem zwieträchtigen Staatenbund, wie er beſtand, und nicht mit dem monarchiſch-parlamentariſchen Bundesſtaat, wie er von der Reformpartei erſtrebt wurde. Und ſo waren kräftige und naive Menſchen, wie ſie den Schwarzwald bevölkern,

leicht zu überreden, daß, was sie wünschten, auch der Wunsch im übrigen Deutschland sein müsse.

Die Führer der republikanischen Partei, oder diejenigen die es jetzt wurden, waren Männer, die in trüber Zeit sich Verdienste um das Land, um seine Freiheiten und Rechtszustände erworben hatten; die darum in Ansehen standen und bei einer dankbaren Bevölkerung Vertrauen genossen. Die Gesinnung Itzstein's, der ein Netz organisirter Agitation über Baden ausgespannt hatte, konnte nicht wohl zweifelhaft sein, wenn auch bezweifelt werden muß, daß er damals schon den Augenblick zum Losschlagen für gekommen hielt. J. Fickler in Constanz war im dortigen Umkreis der rührigste Agitator. Schon während des Vorparlaments hatte er an verschiedenen Orten Volksversammlungen gehalten, und den nahen Losbruch, für welchen man sich bereit halten solle, verkündet. Gustav von Struve, mit seiner bemessenen und doch höchst leidenschaftlichen Sophistik, wurde die eigentliche Triebfeder. Friedrich Hecker's Ruf als einer bedeutenden, politischen Persönlichkeit, seine feurige Beredsamkeit, seine politische Fieberglut bei höchst einnehmendem Wesen, — bezeichneten ihn zum Führer der Partei, wenn er sich ihr hingab. Lange widerstand seine bessere Natur, bis Struve sich allmählich gänzlich seiner bemächtigte. Durch die Wahl zum Obmann des Landesausschusses hatte man seiner Eitelkeit geschmeichelt und ihn vorgeschoben; er hatte zu viel schon gesagt und gesprochen; er glaubte nicht mehr zurück zu können.

Am Abend des 2. April erklärten Hecker und Struve einer gesinnungsverwandten Deputation in Frankfurt, es sei jetzt die Zeit zum Handeln gekommen; Frankfurt sei aber nicht der Ort; man müsse es in Baden versuchen.

„Wer will dafür ſtehen, daß nicht ein toller Handſtreich, — nicht verſucht wird, das Zeichen der Republik aufzupflanzen? Will's Gott, ſo wird uns dieſe Prüfung erſpart. Wenn aber je irgend ein unbeſonnener Verſuch dieſer Art doch gemacht werden ſollte, arbeite dann Jeder der es mit Deutſchland gut meint, mit aller kriegeriſchen Energie zur ſchleunigſten Unterdrückung; denn jeder größere Erfolg der Republik wäre für Deutſchland eine ganz unausbleibliche Kalamität."

So hatte die Deutſche Zeitung, wie oben ausführlicher angeführt wurde, bereits am 16. März gemahnt; aber ſolche „kriegeriſche Energie" unterlag Bedingungen, deren Vorhandenſein in Baden, und auch in andern Theilen von Deutſchland, zu jener Zeit ſehr fraglich war.

Die Stimmung des Landes Baden begünſtigte ſicher nicht eine frivole republikaniſche Schilderhebung; Sympathien dafür beſtanden wie geſagt nur lokal und bei einer kleinen Minderzahl; aber die Stimmung des ganzen Landes war während der langen Reactionsperiode eine oppoſitionelle geweſen, und von dieſer Stimmung war auch das Heer nicht unberührt geblieben.

Da die Reactionspartei davon ausging oder glauben machen wollte, daß es nur eine Hand voll Factioſer ſei, welche die ſogenannten „liberalen Meinungen", — die vaterländiſchen und conſtitutionellen Ziele, — vertraten, ſo wurde es natürlich von den Militärautoritäten als Aufgabe betrachtet, das Heer, auf welches man ſich in letzter Inſtanz zur Aufrechterhaltung des Regierungsſyſtems ſtützen mußte, vor Anſteckung zu bewahren. Dieſe Aufgabe hätte ſich von ſelbſt gelöſt, wenn jene Vorausſetzung richtig geweſen wäre; unlösbar war ſie, und der Verſuch zur Löſung mußte in ſeiner Rückwirkung auf den Geiſt des Heeres ſehr nachtheilig wirken, wenn jene Vorausſetzung ſich als eine irrthümliche erwies.

Wo, in Folge des Conſcriptionsſyſtems bei kurzer Dienſtzeit,

das Heer nichts anderes als das Volk in Waffen iſt, da bildet der Soldat keinen eignen Stand; da widerſpricht es der politiſch-militäriſchen Inſtitution der Heerbildung, wenn man in Friedenszeiten oder auch bei nur kurzer Unterbrechung des Friedens, bei dem Heere einen anderen Geiſt oder eine andere Stimmung vorausſetzt oder erzeugen will, als welche im Volke durchſchnittlich herrſchen. Der Soldat wird bei kurzer Dienſtzeit in den Anſchauungen und Intereſſen fortleben, welche in ſeiner Familie, ſeiner Gemeinde, ſeiner heimathlichen Landſchaft die vorherrſchenden ſind. Auf die Erfahrung, wie die Stimmung des Landes in der Stimmung des Heeres ihren Wiederhall finden müſſe, iſt in dieſen Blättern*) von meinem Bruder wiederholt hingewieſen worden; je kleiner Land und Heer, um ſo ſtärker und raſcher muß die Einwirkung ſein. Nur ein langer Kriegszuſtand unter großen und glücklichen Feldherrn löſet den Soldaten von den heimathlichen Anſchauungen allmählich los; kann ihn ſogar denſelben bis zu einem gewiſſen Grade entfremden und zu unbedingt gefügigem Werkzeug machen, ſchon in der Hand von Officieren, bei denen er kriegeriſche Tüchtigkeit kennen und ihnen darum vertrauen gelernt hat; um ſo viel mehr in der Hand des ruhmreichen Feldherrn ſelbſt, deſſen Gebot ihm über Alles geht.

Das Beſtreben der Militärautorität in Friedenszeiten, zumal in kleineren Staaten, bei zweifelhafter Stimmung des Volks, ſich des Heeres durch die Officiere zu verſichern, und in dem Officiers-Corps zu dem Ende einen, den blos dynaſtiſch-abſolutiſtiſchen Anſchauungen zugeneigten, beſonderen Corps- oder Kaſtengeiſt auszubilden, muß nothwendig die der beabſichtigten entgegengeſetzte Wirkung haben. Die Officiere werden dadurch unter ſich geſpalten, dem Lande entfremdet und um das Vertrauen der Truppen gebracht, wenn dieſe deren Meinungen über die Verwerflich-

*) II. Seite 92. III. Seite 183 folgende. 186 und 187.

keit der im Volke vorherrſchenden politiſchen Geſinnungen kennen und nicht theilen. Es iſt beſonders dem Markgrafen Wilhelm von Baden, dem Bruder des Großherzogs Leopold, und damaligem oberſtem Badiſchen Militärchef der Vorwurf gemacht worden, daß er während der Reactionsperiode einen abſolutiſtiſchen Corpsgeiſt von den Badiſchen Officieren gefordert und denſelben dadurch genährt habe, daß er diejenigen die dieſer Forderung am beſten entſprachen, und am ſchroffſten, der herrſchenden, politiſchen Stimmung gegenüber, ſich gebärdeten, begünſtigt, und eine eigene Clientel von ſolchen Excluſiven gebildet gehabt habe. Kein Zweifel beſteht darüber, daß der Markgraf Wilhelm von Baden längſt vor dem Ausbruch der Bewegung des Jahres 1848 die Irrthümer erkannte, die während der Reactionsperiode begangen worden ſind; daß er erkannte, wie in Baden die Revolutionäre von oben geſäet haben, damit die von unten ernten konnten. In ſoweit aber dieſe Irrthümer auf den Geiſt des Heeres Einfluß geäußert hatten, erſchien es ſchwer ſie ſchnell wieder gut zu machen. Die Civilverwaltung war ſchon ſeit Ende 1846 in neue Bahnen eines aufrichtigen Conſtitutionalismus eingetreten; hatte ſich mit Kräften verſtärkt, die von dieſer Milch geſäugt waren. Männer, die früher von den Reactionären als Feinde des Landes und des regierenden Hauſes wegwerfend beurtheilt und behandelt worden waren, ſtanden jetzt der Regierung nahe; ſie hatten ſich als Andere bewährt. Ein ſolcher Wechſel der leitenden Perſonen iſt in den militäriſchen Reihen erſchwert; und es war nicht zu erwarten, daß das von hoher Stelle gegebene Beiſpiel auf die niedereren Grade den Einfluß üben werde, daß nun auch dieſe über Perſonen und Dinge anders urtheilen und andere politiſche Anſchauungen ſich plötzlich aneignen würden, als ſie bis dahin gewöhnt worden waren zu thun. Der Anſicht, daß das Syſtem in den oberſten Regionen nicht aus wirklicher Ueberzeugung, ſondern unter dem Drang der Umſtände gewechſelt worden ſei, konnte

das Beharren bei dem alten absolutistischen Glauben verdienstlich erscheinen. Als nun die Bewegung fieberhaft alle Kreise ergriffen hatte, wurde die Kluft immer weiter und das Mißtrauen wuchs, welches die bürgerliche, auch die wohlgesinnte bürgerliche Bevölkerung, von einem großen Theil der Officiere schied; diese Stimmung steigerte sich noch bei Unterofficieren und Soldaten.

Solche Zustände hatten die Anarchisten schon vor dem entscheidenden Momente zu ihrem Vortheil benutzt; auch hier hatte der Absolutismus den Revolutionären in die Hand gearbeitet. Letztere boten Alles auf um die Unterofficiere und Mannschaften gegen ihre Officiere mehr noch aufzuwiegeln, sie zu demoralisiren und für ihre Zwecke zu gewinnen. Durch Trinkgelage, wobei Soldaten gratis traktirt wurden, und durch Liebkosungen anderer Art, war die Verführung der Truppen in der letzten Zeit systematisch, besonders in Mannheim, betrieben worden; die Disciplin war bedenklich gelockert; der Gehorsam und die Kampfbereitschaft der Truppe unter ihren damaligen Officieren war selbst Vielen von diesen zweifelhaft. —

Und dieser Zustand der bewaffneten Macht war herbeigeführt worden, — und das ist der schwerste Vorwurf der die revolutionäre Partei trifft, und ihr die Maske des Patriotismus, mit der sie sich geschmückt hatte, von dem Gesichte reißt, — in dem Augenblick, als große Wahrscheinlichkeit bestand, daß Deutschland in einen Krieg verwickelt werden könne, zu dessen glücklicher Führung es mehr wie je seiner Einheit und ganzen Machtentfaltung bedurft haben würde. Und in solchem Augenblick hat jene Partei nicht nur durch den Aufstand selbst Deutschlands Kräfte zersplittert und gegen sich selbst gekehrt, sondern auch durch die nicht ohne Erfolg versuchte Demoralisation des Heers die Angriffs- und Vertheidigungsmittel abgeschwächt.

Mein Bruder Fritz, ich erinnere daran, hatte am 1. April*) mir geschrieben:

„Krieg, — und vielleicht Krieg nach zwei Seiten, sehe ich als unvermeidlich an; es ist also dringendes Bedürfniß sich darauf vorzubereiten." — „So ungern man mir jetzt Urlaub giebt, — ich werde darauf bestehen, sobald Ihr mir schreibt: komme!" — „Nur so viel: Ambition treibt mich nicht; aber ich bin zu Allem bereit, wenn die Stimme des Vaterlandes ruft, besonders im Falle des Kriegs; im Frieden wird es an berufenen und unberufenen Rathgebern nicht fehlen."

Betrachten wir die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs näher; und zwar in Bezug auf Frankreich und Rußland.

Zwar war nach vollbrachter Revolution von Lamartine, der die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, in einem ersten Rundschreiben vom 2. März an die diplomatischen Agenten verkündet worden, daß die Politik Frankreichs eine Politik des Weltfriedens und der ruhigen inneren Gestaltung sein wolle; aber ein Umlaufschreiben vom 8. März seines Collegen Ledru Rollin, des durch Charakter und Stellung, als Minister des Innern, einflußreichsten unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung, worin dieser den Departementscommissären Instruction ertheilte, wie sie bezüglich der Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung vorgehen sollten, hatte zu der Lamartine'schen Politik des Weltfriedens den entschiedeneren Commentar geliefert. Die Mission dieser Commissäre war danach, mit unbeschränkten Vollmachten, d. h. mit der äußersten Gewaltsamkeit, „Frankreich, das bisher keine politische Erziehung gehabt hat," „eine Nationalversammlung zu geben, welche fähig ist, das Werk des Volks zu begreifen und zu vollenden; — neue Männer, soviel als möglich aus dem Schooße des Volks hervorgegangen." Mit diesem Rundschreiben wurde das Vertrauen zu der Mäßi-

*) Oben Seite 669 bis 670.

gung der neuen französischen Staatsgewalt, im Inlande wie im Auslande, erschüttert, und die Börsen spiegelten dieses erschütterte Vertrauen wieder. Niemand konnte anderes erwarten, als daß eine Französische Nationalversammlung, im Geiste Ledru Rollin's gewählt, der Regierung Frankreichs eine Politik der äußersten Propaganda „zur endlichen Gründung der Demokratie" aufnöthigen werde, wenn diese Regierung auch nicht von selbst schon dazu neigte. Waren doch die Friedensversicherungen selbst Lamartines keineswegs unzweideutige gewesen:

„die Französische Regierung wird also gegen Niemand einen Krieg beginnen, — — — der Gedanke der Männer, die für den Augenblick in Frankreich regieren, ist der: Es ist ein Glück für Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärt, und wenn man es, trotz seiner Mäßigung zwingt, an Stärke und Ruhm zu wachsen! Es ist eine fürchterliche Verantwortlichkeit für Frankreich, wenn die Republik selber den Krieg erklärt, ohne dazu herausgefordert zu sein."

„In den Augen der Französischen Republik haben die Verträge von 1815 ihre Rechtskraft verloren. Jedoch erkennt sie die Territorialgränzen, welche diese Verträge geschaffen haben, als einen Zustand (un fait) an, der ihr als Basis und Ausgangspunkt in den internationalen Beziehungen gilt. Aber wenn die Verträge von 1815 nur noch als ein Zustand bestehen, der durch gemeinsamen Beschluß abzuändern ist, und wenn die Republik offen erklärt, daß ihr Recht und ihre Aufgabe darin bestehen, regelmäßig und friedlich diese Abänderung herbeizuführen, so besteht daneben das Gewissen und die Klugheit der Republik —".

„Bei ihrer Geburt und in Mitte der Hitze eines Kampfes, den das Volk nicht hervorrief, sprach die Republik drei Worte aus, die ihre Seele offenbart haben: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Ist Europa verständig und gerecht, so bedeutet keines dieser Worte Krieg; — so heißen alle drei Friede." —

Mehr aber als in ſolchen officiellen Zweideutigkeiten war die Wahrſcheinlichkeit des Kriegs, und daß Frankreich dazu genöthigt werden würde, in der Macht der obwaltenden Verhältniſſe begründet.

Man verhehlte ſich nicht, daß die Maſſe der Franzöſiſchen, ſo kriegeriſchen Nation des Friedens müde war; daß die Hoffnung, die vermeintlich eingebüßte „gloire" wiedereinzubringen, im Hintergrunde der jüngſten Revolution, ungeachtet der Ziele, welche die kleine Schaar idealer Socialiſten ihr zu geben trachteten, ſchlummerte; daß ſolche Vorausſetzung namentlich von den „neuen Männern" gelten müſſe, die „aus dem Schooß des Volks hervorgegangen," in die conſtituirende Nationalverſammlung eben berufen wurden; daß zu des König Ludwig Philipp's Sturz deſſen friedfertige auswärtige Politik wahrſcheinlich mehr noch beigetrage habe als die innere; was namentlich durch die ſpätere ſo freiwillige, durch ſieben Millionen Stimmen bekräftigte Verzichtleiſtung Frankreichs auf alle Freiheit, ſich offenbarte. Dieſe kriegeriſche Nationalſtimmung mußte um ſo bedrohlicher erſcheinen, als nach den erſten Honigtagen der jungen Republik manches Erſtrebte, die ganze Ideologie Louis Blanc's, ſich im Lichte der Unmöglichkeit zeigte, die Geſchäfte ſtockten, Handel und Gewerbe darnieder lagen, die Unzufriedenheit alſo zunahm. Damit war der Unterſchied zwiſchen 1792 und 1848 aufgehoben, den Lamartine ſich bemüht hatte, zwiſchen den damaligen und nunmehrigen Bedürfniſſen der Regierung, geltend zu machen; das Bedürfniß der Regierung war jetzt daſſelbe wie damals, den Krieg als eine Diverſion zu wünſchen, um „das Volk abzuwenden, und es auf die Schlachtfelder zu werfen, damit es nicht an der Regierung theilnehmen könne." Oder wäre es weniger geweſen als eine vorläufige Erklärung Europa's in Belagerungszuſtand, wenn, nachdem Frankreich in drei Tagen eine Socialrevolution gemacht hatte, in den Dekreten der proviſoriſchen Regierung der Sieg

des Proletariats gefeiert und der fortwährende Krieg der Armen gegen die Beſitzenden erklärt wurde? wenn dieß zu einer Zeit geſchah, da noch von den Hungerjahren her die bitterſte Noth faſt in allen Ländern Europa's herrſchte? wenn in Paris das arbeitsloſe und arbeitsſcheue Proletariat in Bataillonen organiſirt, auf Staatskoſten ausgerüſtet, und mit 1½ Franken täglich Mann für Mann beſoldet wurde? Das war der „Glanz der Ideen," durch welche, wie Lamartine geſagt hatte, Frankreich „von ſeinem Platze aus am Horizont der Völker leuchten wollte, um ihnen voranzugehen und ſie zu führen zugleich."

Es mußte daher für wahrſcheinlich gelten, daß jede Veränderung, die in Frankreich eintreten werde, mehr nach der Linken gehen, daß die Lamartine'ſche Politik des Weltfriedens unvermeidlichen Erſchütterungen werde weichen müſſen. Eine ſolche Erſchütterung wurde namentlich für die erſten Apriltage befürchtet.

Seit dem 30. März hatte Frankreich mit Rüſtungen den Anfang gemacht; die Zuſammenziehung eines Lagers von 90,000 Mann bei Dijon beſchloſſen; alle Reſerven und Altersklaſſen von 1846 und 1847, und unterm 1. April die Jugend als Freiwillige unter die Waffen gerufen, „wenn auch kein Krieg zu befürchten ſtehe."

Während Frankreich die fremden, namentlich die Deutſchen Arbeiter auszutreiben für nöthig erachtete, um den eigenen mehr Arbeit zu verſchaffen, bildeten ſich in Paris Deutſche Comités um die dort läſtigen, exaltirten Landsleute in organiſirten Bataillonen an die Grenze des Vaterlands zu führen; — wiegelten Deutſche in der Schweiz die Deutſchen Arbeiter demoraliſirend in öffentlichen Verſammlungen auf; — und Verräther im Auslande rüſteten ſich, um auf den Spitzen der Bajonette die Herrlichkeiten der ſocialen Republik Deutſchland und Belgien aufzudringen. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß ſolche Expeditionen von der proviſoriſchen Regierung Frankreichs begünſtigt, mit Geld-

mitteln verſehen wurden, und Waffen ihnen zugeſagt waren. Der Moniteur vom 1. April hatte die Notiz gebracht:

„Donnerſtag den 30. März ſind das 2. und 3. Bataillon der Deutſchen demokratiſchen Legion, 1000 Mann ſtark, nach Deutſchland aufgebrochen. Sonnabend (1. April) geht das 4. und Montag (3. April) das 5. Bataillon ab. Am 7. April werden alle Führer der Expedition in Straßburg eintreffen:"

Dieſe aus den inneren Zuſtänden Frankreichs drohenden Kriegsgefahren wurden noch durch die Vorgänge in Italien vermehrt, welches in allen ſeinen Theilen von der Revolution theils bereits ergriffen, theils unmittelbar davon bedroht war. Während die Piemonteſen zur Unterſtützung der Lombardiſchen Revolution am 21. März an Oeſterreich den Krieg erklärt hatten und in die Lombardei eingerückt waren, in der ausgeſprochenen Abſicht Oeſterreich aus Italien hinauszudrängen, hatte ſich Frankreich in jenem Lamartine'ſche Rundſchreiben bezüglich Italiens alſo erklärt.

„Daher ſagen wir es offen: wenn die Stunde der Wiedergeburt einiger unterdrückten Nationalitäten in Europa oder anderwärts uns nach den Beſchlüſſen der Vorſehung gekommen zu ſein ſcheint; — — — wenn die unabhängigen Staaten Italiens von fremdem Fuß betreten würden, wenn man ihrer inneren Umgeſtaltung Grenzen oder Hinderniſſe in den Weg legte; wenn man ihnen mit Waffengewalt das Recht beſtreiten wollte, ſich unter ſich zu vereinigen und ſich ein Italieniſches Vaterland zu gründen, ſo würde ſich die Franzöſiſche Republik berechtigt glauben ſich zu bewaffnen und die rechtmäßigen Fortſchritte der Nationalitäten zu beſchützen."

Ein wahrſcheinlicher Krieg mit Frankreich, — theils durch die in den inneren Zuſtänden von Frankreich liegenden Nöthigungen, theils durch die Lockungen welche in der Schwäche und Desorganiſation Deutſchlands liegen, theils endlich durch die im vollen Aufruhr ſtehende Lombardei hervorgerufen; — eine unmittelbar

bevorſtehende Revolution in dem von bedenklichen Trennungsgelüſten erfüllten Ungarn; — eine, Gallizien, Croatien, Böhmen und Deutſchland bis in das Herz, nach Kärnthen und Steyermark hinein, in Gährung verſetzende Slaviſche Bewegung; — Ruſſiſcher drückender Einfluß und unerträgliches Uebergewicht überall; — das war die Mitgift, mit welcher die vorausgegangene Politik, die ſich für die erhaltende und vorzugsweiſe monarchiſche ausgab, für dieſe Kriſis Deutſchland ausgeſtattet hatte.

Wenige von denen, die in die Deutſche Bewegung thätig eintraten, mögen geweſen ſein, die nicht die Herſtellung Polens, innerhalb ſolcher Grenzen wie ſie durch das bereits errungene Uebergewicht der Bevölkerung Deutſcher Nationalität auf vormals Polniſchem Boden gezogen wurden, für eine Sache der Gerechtigkeit, ja der politiſchen Weisheit erachtet haben werden. Solcher Verſuch der Herſtellung Polens heißt für Deutſchland, in ſofern es dafür Partei nimmt: Krieg mit Rußland. Zu dem großen und allgemeinen Intereſſe, welches Deutſchland bei der Wiederherſtellung eines unabhängigen Polens hat, kam noch ein beſonderes, augenblickliches hinzu. Der Krieg mit Rußland, — um der Oſtſee und der Oſtſeeprovinzen willen, — um Polen, — um der Donau und der orientaliſchen Verhältniſſe, — endlich um Schleswig-Holſteins willen — war ohnehin früher oder ſpäter für Deutſchland unvermeidlich, und es ſchien nützlich ihn zu verfrühen. Das neue einheitliche Deutſchland mußte „nicht allein mit Freiheiten, ſondern zugleich mit Thaten in die Geſchichte eintreten.“ Ein Krieg mit Rußland war der populärſte durch ganz Deutſchland; er würde zum heilſamen Mittel der Beruhigung der gährenden Stoffe geworden ſein; er war das geeignetſte Mittel der, während eines dreißigjährigen Friedens in der Nation genährten, Abneigung gegen das ſtehende Heer zu begegnen, dieſe Abneigung über der Gränze zu ſühnen, und dadurch zu lehren daß der Soldat, wie er nothwendig iſt, auch nützlich ſein könne.

Der Anſtoß zu der Herſtellung eines Polens war Preußiſcher Seits gegeben, indem der König von Preußen am 21. März die nationale Reorganiſation des Großherzogthums Poſen unter ſeinem Schirm zugeſagt hatte. Und noch ein anderer Anſtoß zum Kriege mit Rußland iſt zunächſt von Preußen ausgegangen. An demſelben 21. März nämlich, an welchem die nationale Reorganiſation von Poſen zugeſagt worden war, wurde auch das bekannte Schreiben an den Herzog von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg erlaſſen, durch welches der König von Preußen, im Namen Deutſchlands, die beſtehenden Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holſtein, die er gegen Uebergriffe und Angriffe mit den geeignetſten Mitteln ſchützen zu wollen erklärt, in nachſtehenden Sätzen anerkennt und als unverletzliche verkündet:

daß die Herzogthümer ſelbſtſtändige Staaten ſind;
daß ſie feſt miteinander verbundene Staaten ſind;
daß der Mannsſtamm in den Herzogthümern herrſche.

Dieſe Sätze waren aber im Europäiſchen Völkerrechte, theilweiſe wenigſtens, und in ihren Conſequenzen, beſtrittene; der, ebenſo wie die Däniſche Dynaſtie, dem Oldenburgiſchen Hauſe entſproſſene Kaiſer von Rußland, wies ſie zurück; und als nach dem revolutionären Siege der Eyderdänenpartei in Kopenhagen die Herzogthümer ſich genöthigt ſahen zum Schutz ihrer Rechte ſich unter einer proviſoriſchen Regierung wehrhaft zu machen, dieſe proviſoriſche Regierung von dem Deutſchen Bunde anerkannt worden war, und zuerſt Preußen den Herzogthümern bewaffnete Hülfe brachte, — da drohte auch aus dieſem Grunde ein Deutſcher Krieg gegen Rußland.

Solcher Beſchaffenheit erſchienen die politiſchen inneren und äußeren Zuſtände Deutſchlands in den erſten Apriltagen des Jahres 1848.

Es war am 5. April, als mein Bruder Fritz in Frankfurt a. M., dem nunmehrigen Mittelpunkt der deutschen Reformbestrebungen, ankam, wo er den Bruder Max als Nassauischen und Braunschweigischen Vertrauensmann und als Vorsitzenden dieses Collegiums der 17 Vertrauensmänner anwesend fand.

Die Physiognomie der meinem Bruder Fritz aus früherer Zeit so wohl bekannten Stadt Frankfurt war für den Augenblick sehr verändert. Nach der Aufregung der vergangenen Tage, da eben erst das Vorparlament zu Ende gegangen war, schien eine Art Abspannung eingetreten die, in der Erwartung der kommenden und drohenden Ereignisse, zugleich die Wirkung der Schwüle der politischen Atmsophäre war.

Das sonstige Salonleben blieb eingestellt; aber um so lärmender gestaltete und gebärdete sich die Association und Agitation in den Wirthshäusern und Kneipen, wo die niederen Volksschichten bearbeitet wurden.

Der Fall aller Effekten und Staatspapiere, Folge zunächst der Französischen Umwälzung, hatte für den vornehmern Handelsstand große Verluste zur Folge gehabt; dieser zagte und klagte und hütete mißtrauisch und ängstlich seine Koffer. Fabriken und Gewerbe stockten; die Nahrungslosigkeit des kleineren Gewerbes und des unbeschäftigten Arbeiterstandes warb zahlreiche und schlagfertige Contingente für Demokratie, Socialismus und Anarchie.

Der Fünfziger Ausschuß wurde zwar bald der Ausdruck der allgemeinen Parteiung; behauptete sich aber in Majorität als Moderator des stürmischen, auch ihn von Innen und Außen bedrohenden, anarchischen Andrangs.

In solcher Zeit, in welcher nach vorausgegangener Erstickung alles öffentlichen Lebens neue Männer sich plötzlich geltend machten, die noch keinerlei Bürgschaft für ihre politische Fähigkeit, Charakterfestigkeit, und die Richtung die sie verfolgen würden, gegeben hatten, und vor denen sich die abgenützten Handlanger

der Reaction, die aber allein mit den Beziehungen der Höfe und Staaten unter ſich und mit den Staatsgeſchäften vertraut waren, ſich zurückziehen mußten, in ſolcher Zeit wird es zum Spiel des Zufalls, welchen Charakter eine aus Wahlen hervorgehende, allgemeinere Verſammlung erhält. Männer, die geſtern noch, ohne auf Herz und Nieren geprüft zu ſein, für national, einheitlich, parlamentariſch, monarchiſch und von kluger Mäßigung galten, — ſchlugen über Nacht zu Partikulariſten, oder zu Demokraten und Anarchiſten der ſchlimmſten Art um; ſolche Erfahrungen wurden auch in dem Fünfziger Ausſchuß gemacht; aber auch Erfahrungen in entgegengeſetzter Richtung. Hatten nicht ſchon in den Tagen des Vorparlaments treue Vaterlandsfreunde, kaum aus langjähriger Gefangenſchaft oder Verbannung zurückgekehrt, unter den muthigſten Vertheidigern einer bürgerlichen Ordnung vornangeſtanden, die von nagelneuen Volksfreunden wie zum Faſtnachtsmuthwillen umgekehrt werden zu ſollen ſchien? Wurden nicht dieſelben Männer jetzt für dieſelbe Ueberzeugung Märtyrer uud bewieſen der dynaſtiſchen Reaction, wie täppiſch ihre Häſcher zugegriffen hatten?

Die Bundesverſammlung war in ihrer Perſonalepuration noch begriffen, zu welcher das Vorparlament einen neuen Anſtoß gegeben hatte, und verſchleierte ſich vor dem ſie mißachtenden Auge der nationalen Vehme. Die noch anweſenden Bundestagsgeſandten alten Styls und was ſonſt zum diplomatiſchen Corps gehörte, — meiſt ohne Continuität ihrer Beziehungen und ohne alle Inſpiration gelaſſen von ihren theils erſchütterten, und von inneren Schwierigkeiten abſorbirten, theils in der Umgeſtaltung begriffenen Regierungen, — im Ungewiſſen eben ſo wohl über deren Politik als über die Beſtätigung ihrer eigenen diplomatiſchen Funktion durch neue Miniſterien, — lebten zurückgezogen, und vermieden ängſtlich jeden offiziellen Anſchein, jedes eingehende Geſpräch. Bundesdiplomaten von neueſtem Gepräge bewegten

ſich mehr in den Kreiſen des Fünfzigerausſchuſſes und der Vertrauensmänner.

Die neueren officiellen Kreiſe fanden ſich in Clubs zuſammen, die damals zur Deutſchen Sitte wurden, und im Gaſthaus zum Engliſchen Hof hatte die monarchiſch-parlamentariſche Bundesſtaatspartei, der die Mehrheit der Mitglieder des XVII. Collegs und die Mehrheit des Fünfzigerausſchuſſes angehörte, ihr ſehr beſcheidenes Geſellſchaftslocal.

In dieſe Kreiſe wurde auch mein Bruder Fritz bei ſeinem kurzen Aufenthalt in Frankfurt durch Max eingeführt, und er trat hier zum erſten Male in Berührung mit den Männern, welche die Deutſche Bewegung nun in den Vordergrund ſtellte.

Von den ausgezeichneten Patrioten, die in Baden während der Reactionsperiode an der Spitze der Oppoſition geſtanden, die dann das aufrichtige conſtitutionelle Miniſterium Bekk-Duſch unterſtützt, und, als die Verhältniſſe ernſthafter ſich geſtalteten, die Verpflichtung gefühlt hatten, der ſolcher Stützen bedürftigen Regierung ihre Kräfte und ihren Einfluß zu widmen, befanden ſich damals in Frankfurt:

Karl Welker, Bundestagsgeſandter an der Stelle Blittersdorffs, ſeit dem 21. März; Friedrich Baſſermann, der unter den 17 der Bundesverſammlung beigegebenen Vertrauensmännern die Badiſche Stimme führte; Alexander von Soiron, Präſident des Fünfzigerausſchuſſes; Karl Mathy, der bald für kurze Zeit dem Badiſchen Miniſterium einverleibt wurde, und Franz Buhl. Alle dieſe waren zugleich hervortretende Mitglieder der verſammelten Badiſchen Stände, und in ihren doppelten Stellungen nach Bedarf hier und dort thätig. Aus früherer Zeit meinem Bruder Fritz bekannt war von den Genannten nur Franz Buhl.

In Frankfurt und überall im weſtlichen Deutſchland war die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf die Entwickelung der Dinge in Baden gerichtet. Gleichſam als eventuelle Kriegserklärung der revo-

lutionären Partei übergaben an denſelben 5. April, an welchem Fritz in Frankfurt angekommen war, Struve und Fickler dem Badiſchen Bundestagsgeſandten Welker in Frankfurt ein Promemoria, worin ſie (ganz ernſthaft) vorſchlugen, die Badiſche Regierung ſolle in allen Gemeinden abſtimmen laſſen, ob ſie die conſtitutionelle Monarchie oder die Republik haben wollten.

Fickler hatte, wie wir geſehen, ſchon während des Vorparlaments eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt; er war der Zwiſchenträger zwiſchen Frankfurt, der revolutionären Partei in Baden und der auswärtigen Propaganda der Republik geweſen; die revolutionären Fäden liefen durch ſeine Hände; von ſeinen Beziehungen zu auswärtigen Emiſſären beſaß die Badiſche Regierung die Beweiſe. Karl Mathy, ehe die Parteien ſich gezeichnet und ſtrenger geſchieden hatten, näher mit Fickler befreundet, jetzt durch die Kluft der reinſten und uneigennützigſten patriotiſchen Ueberzeugung von ihm geſchieden, konnte nach ſeiner Kenntniß der Perſonen und Zuſtände nicht zweifelhaft ſein über die Zwecke und die Bedeutung ſeines Hin- und Herreiſens. Das Signal zum Losbrechen, wenn Alles bereit war, mußte von ihm ausgehen. Die Arreſtation Ficklers, der in ſeinen „Seeblättern" zur offenen Gewalt, zur Verjagung der Fürſten, aufgefordert hatte, war ſchon früher von der Badiſchen Regierung befohlen, aber nach einem Bericht des Amtsvorſtandes in Conſtanz vom 21. März dort damals, wegen befürchteten Aufſtandes, für unmöglich erachtet worden. Als nun Fickler am 2. April im Begriff ſtand, von Unterländiſchen Wühlereien und Anzettelungen nach dem Oberlande zurückzukehren, hielt Mathy ihn im Bahnhof zu Karlsruhe an und ließ ihn arretiren. Mit dieſer entſchloſſenen That war das Netz der Verſchwörung zerriſſen, und der Losbruch wurde nun aus Beſorgniß vor den gefürchteten Entdeckungen von der revolutionären Partei übereilt.

Friedrich von Gagern übernimmt die militäriſche Führung in Baden.

Nachdem mein Bruder einige Tage in Frankfurt verweilt hatte, kam er, am 8. April, auf wenige Stunden nach Darmſtadt, zu dem Vater, der ſeinen Platz in der erſten Heſſiſchen Kammer einnahm, und zu mir. — Es war dieß das letzte Mal, daß ich meinen Bruder geſehen; es waren die letzten flüchtigen Stunden, in denen ſich ſein geliebtes Bild in meine Seele eingegraben hat. — Bei dem Vater zu Tiſch, und mit dieſem beſprachen wir die Lage der Dinge und des Fritz mögliche Rolle. Er hatte in Frankfurt von Verlegenheiten vernommen, in denen man ſich in Karlsruhe bezüglich des Militaircommando's befand, und er war ſchon ſondirt worden. Aber noch eine andere Chance kam in Frage, die ihm geboten werden konnte, in die Deutſchen Angelegenheiten einzugreifen. Der Niederländiſch-Luxemburgiſche Vertreter am Bundestage, Herr von Scherff, gehörte noch zu den älteren Bundestagsgeſandten, die ſich nach dem Wunſche des Vorparlamentes zurückzuziehen hatten; es war alſo von einem Erſatzmann für ihn die Rede. Es war nicht unwahrſcheinlich daß, ſich der König der Niederlande würde beſtimmen laſſen können, dem General von Gagern dieſe temporäre Miſſion zu übertragen; und ſolcher offenbar temporäre Erſatzmann würde wohl auch Herrn von Scherff der am wenigſten unangenehme geweſen ſein. Beide dieſe Chancen wurden nun zwiſchen uns durchſprochen und ich trat beiden entgegen.

Ob es ſich gleich bei der letzteren nur um einen Uebergang, um einen Anknüpfungspunkt in Deutſchland handelte, ſo wollte ich doch den intacten Namen meines Bruders nicht durch eine Lückenbüßerrolle im verwehmten Bundestag compromittirt ſehen. Was aber ein etwaiges Commando in Baden betraf, ſo

befürchtete ich, daß die nächste Aufgabe bei einem ſolchen ein Kampf gegen Inſurgenten ſein werde; ich ſah dieſen für ſo gefährlich nicht an, daß nicht ein Anderer genügen konnte; ich beſorgte bei ſolcher Vorausſetzung, für meinen Bruder, bei ſeinem Einſchub in ein ihm ganz fremdes Truppencorps, die Folgen der Verſtimmung und ſelbſt der gerechten Eiferſucht der höheren Officiere; ich hielt unter ſolchen Umſtänden, und im Augenblicke des ausbrechenden Bürgerkriegs, ſolche Aufgabe für einen Landfremden für all zu verantwortlich und ſchwer. Endlich hatte ich die Wahrſcheinlichkeit eines nahen auswärtigen Kriegs vor Augen, in welchem Falle bei Uebertragung eines Commandos an Fritz über ein aus Truppen verſchiedener Staaten zuſammengeſetztes Armeecorps, obige Rückſichten des verletzenden Einſchubs in eine andere Truppe, und der Unbekanntſchaft mit Perſonen und Landesverhältniſſen, weniger in Betracht kamen. — Zu der Hoffnung aber, daß im Falle eines auswärtigen Kriegs, bei dem unzweifelhafteſten Mangel erprobter Officiere in Deutſchland, der in der langen Friedensperiode ſeine natürliche Erklärung findet, Fritz zu einem Commando berufen werden würde, — zu ſolcher Erwartung durfte ſich wohl ſein und unſer Ehrgeiz für den Bruder erheben.

In Bezug auf die Badiſchen Schwierigkeiten theilte der Vater meine Bedenken; weniger rückſichtlich der temporären Luxemburgiſchen Vertetung am Bundestage; im Allgemeinen aber glaube ich, daß der Vater, obgleich er dem entſchiedenen Wunſche des Fritz, dem Vaterlande zu dienen, nicht entgegen trat, doch bei ſeiner geringen Zuverſicht auf den Erfolg der Deutſchen Reformbewegung, und bei ſeiner erſchreckten Mißbilligung der ſie begleitenden Exceſſe, am liebſten geſehen hätte, wenn dieſer in ſeinen Niederländiſchen Dienſtverhältniſſen ruhig verblieben wäre. Fritz aber, der eben aus den damals fieberhaft bewegten Frankfurter Kreiſen und aus der dortigen heißeren Atmoſphäre kam, unter-

brach meine nüchternen Einwendungen*) mit einer der ihm eigenen lebhaft ungeduldigen Bewegungen und mit dem unzufriedenen Ausruf: „Du willſt alſo daß ich gar nichts thue!“

Ich konnte nun nicht mehr zweifelhaft ſein, welche Entſchlüſſe der Bruder faſſen werde.

Nach dieſen kurzen Stunden des letzten Wiederſehens begleitete er an jenem Nachmittag den Vater nach Hornau. —

---

*) Der Zufall will, daß zur genauen Wiedererzählung meines obigen letzten Geſprächs mit Fritz meinem Gedächtniß ein Brief zu Hülfe kommt, den ich bald darauf an meinen Bruder Max geſchrieben. Derſelbe hat ſich unter den Aufzeichnungen über den Tod des Bruders gefunden, die der Vater bald nach dem Ereigniß ſorgfältig ſammelte, und die nach des Letzteren Ableben wieder an mich übergegangen ſind:

Heinrich an Max.

Darmſtadt, den 21. April 1848.

„Als ich Fritz zum letzten Male ſah, hier bei dem Vater zu Tiſch, beſprachen wir die Chancen der verſchiedenen Wege für ihn, in die Deutſchen Angelegenheiten einzugreifen:

1) Scherff's Erſetzung durch ihn am Bundestag.

2) Seine Badiſche Ausſicht.

An beiden hatte ich keine Freude und vertröſtete: ſeine Zeit werde, auch abgeſehen von dieſen beiden Wegen, nahe ſein. Da antwortete er mir mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit, — ungeduldig weil ich nicht eingehen wollte:

„Du willſt alſo daß ich gar nichts thue!“

Ich erkannte ſeinen feſten Entſchluß und lenkte ein.“

Durch dieſe Mittheilung, — durch meinen weiter unten folgenden Brief an Max vom 12. April, des Max Antwort vom 13., des Fritz Note vom gleichen Tage an die Badiſche Regierung, und durch die Großherzoglichen Entſchließungen vom 13. und 14. April, welche beſtätigen, daß Fritz in Baden nur eine zeitliche und vorübergehende Verwendung im Augenblicke ernſter Gefahr annehmen zu wollen erklärt und ſo erhalten hat, — antworte ich auf die Nachrede, daß wir Brüder, in ehrgeizigen Abſichten für ihn und uns, den Bruder Fritz zu dieſem Badiſchen Vollbringen gedrängt und unſere Verbindungen zu dieſem Zwecke benutzt hätten. Es iſt dieſe Nachrede enthalten in: „Deutſches Volksblatt“ Nr. 191 vom 14. Auguſt 1849; „Heinrich von Andlaw. Der Aufruhr und Umſturz in Baden.“ Freiburg 1850. Erſte Abtheilung. Seite 145 bis 148, wo jener Artikel des Volksblatts zu gleichen Zwecken ausgebeutet wird.

An demſelben Tage hatte, wie oben bemerkt, Mathy den Fickler arretirt, und darauf erhielt ich nachſtehenden Brief:

Friedrich Baſſermann an Heinrich von Gagern.

Mannheim, den 10. April 1848.

„Theuerſter Freund!

Wie vollſtändig bei uns die Vernunft geſiegt, wirſt Du ſchon wiſſen. Mathy gab durch ſeine Mannesthat das Zeichen und man fühlt ſich wie erlöſt. In der geſtrigen Kammerſitzung ward Mathy, ſpäter auch ſämmtliche Miniſter, mit endloſem Jubel empfangen, (bei gedrückt vollem Hauſe), Itzſtein, nachdem er ſeine Mäkeleien wieder begonnen, verhöhnt.

Doch nicht dieß wollte ich Dir mittheilen, ſondern ich habe den Auftrag von unſerer Regierung, Deinen Bruder den General zu erſuchen, doch ſchleunigſt nach Karlsruhe kommen zu wollen. Sie wollen ihn kennen lernen und wenn nur er ſeine Bedenken überwindet, ſo ſteht er in wenigen Tagen an der Spitze der Badiſchen Armee. Solche Männer wie er, braucht das Vaterland jetzt. Er wird ſich doch nicht überwinden können jetzt nach Holland zurückzukehren! Alſo, Theurer, ſchicke ihn ſogleich nach Karlsruhe. Ich gehe eben nach Frankfurt. In Eile, Dein treuer Freund.“

Dieſen Brief ſendete ich nach Hornau und ich wurde darauf benachrichtigt:

„Max an Heinrich von Gagern.

Frankfurt, 11. April.

Fritz kommt eben mit dem Vater hier an und wir ſprechen ſogleich mit den Badnern.“

Die Nothwendigkeit einer Entſcheidung war alſo nun an Fritz herangetreten.

Die Gründe, welche die Badiſche Regierung beſtimmt haben mögen, meinem Bruder eine hohe militäriſche Stellung anzutragen, werde ich um ſo flüchtiger berühren, als mir von den Badiſchen

Perſonalverhältniſſen, die dabei in Betracht kamen, wenig bekannt iſt*).

Man darf wohl annehmen, die in Karlsruhe leitenden Staatsmänner werden allmälig zu der Ueberzeugung gekommen ſein, daß der Geiſt des Badiſchen Truppencorps im Allgemeinen weit entfernt ſei ein befriedigender zu ſein, wovon die Gründe oben entwickelt wurden; — daß es unumgänglich nothwendig war, Maaßregeln zu treffen, geeignet dieſen Geiſt zu beſſern; — daß dieſe Aufgabe zunächſt die Ernennung von Führern erheiſche, die eines Theils durch ihre Perſönlichkeit und ihre Gaben ſo ausgeſtattet waren um den Truppen zugleich imponiren, ihr Vertrauen erwecken, und dadurch Disciplin wieder herſtellen zukönnen; die andern Theils dem Lande durch eben jene Gaben, durch erworbenen Ruf ihrer Tüchtigkeit und Geſinnung, durch ihre ſociale Stellung und Verbindungen, Bürgſchaften boten gegen die Fortdauer und

*) J. B. Bekk, damaliger Vorſtand des Badiſchen Miniſteriums des Innern, ſagt darüber in ſeinem Werke: „Die Bewegung in Baden von Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. Mannheim 1850.“ Seite 144 und 145. „Inzwiſchen hatte der Markgraf Wilhelm, der damals körperlich leidend war, das Kommando des 8. Armeecorps abgegeben, und es wurde daſſelbe dem Prinzen Friedrich von Würtemberg übertragen. Es war dieſer Schritt nicht nur wegen der ausgezeichneten militäriſchen Eigenſchaften des Markgrafen und wegen des großen Anſehens, das er bei den Truppen hatte, ſondern auch darum zu beklagen, weil es den Schein gewann, als weiche derſelbe den unwürdigen Verdächtigungen gegen ſeine Perſon, und dazu lag um ſo weniger Grund vor, als es jetzt ohnehin zur offenen Gewalt kam, alſo die Stimmung der bethörten Menge, die ſich dem Geſetze ja doch nicht mehr fügen wollte, nicht mehr zu berückſichtigen war. Nur von einem Geſichtspunkte aus konnte der Rücktritt als angemeſſen erſcheinen, darum nämlich, weil es nach den neueſten Vorgängen im Seekreis jetzt klar war, daß die Truppen, die nur zur Deckung der Grenze gegen die Zuzügler beſtimmt waren, nun auch mit Landesangehörigen in Kampf kommen werden, was wegen vielfach möglicher Zwiſchenfälle für die Mitglieder des eigenen Regentenhauſes, wo thunlich, zu vermeiden iſt. Dieß iſt auch der Geſichtspunkt, aus dem es gerechtfertigt erſchien, an die Stelle des Markgrafen Max als Kommandanten der Badiſchen Diviſion am 14. April interimiſtiſch den General von Gagern zu ſetzen, dem der Ruf eines ſehr hervorragenden Kriegsmanns voranging.“

Wiederkehr der im Heere und namentlich in einem Theile des Officierscorps früher abſichtlich genährten, den nationalen und freiheitlichen Beſtrebungen feindlichen, Sonderrichtung; daß alſo jene Aufgabe die Ernennung von Führern erheiſche, die geeignet waren, das Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des in ſchwieriger Zeit ſo nothwendigen, einverſtandenen Zuſammengehens der Civil- und Militärautoritäten zu entfernen und zu beſiegen; ein Mißtrauen, welches nicht etwa in einer bethörten Menge vorherrſchte, ſondern welches unverhohlen in den Kreiſen ausgeſprochen wurde, auf welche ſich die Regierung, wollte ſie nicht allein ſtehen, ſtützen mußte; — daß endlich, wie tüchtige Officiere immer das Badiſche Truppencorps zählen mochte, doch nur Wenige von den Höheren, ihrer Antecedentien wegen, unter den außerordentlichen Umſtänden, in denen man ſich befand, einer ſolchen Aufgabe würden genügen können. —

Alle dieſe Erwägungen müſſen die täglich beſtärkten Ueberzeugungen der leitenden Männer in Baden zur Ergreifung der entſprechenden thatkräftigen Maßregeln gereift haben, und die unterm 22. März erfolgte Uebertragung des Kriegsminiſteriums an den zum Generalmajor beförderten Oberſten Hoffmann ließ die erſte Bethätigung ſolcher Ueberzeugung erkennen.

Mein Bruder Fritz war, worauf ich im Eingange des Capitels aufmerkſam gemacht habe, nach ſeiner Rückkunft aus Indien, im Vaterlande kein Unbekannter mehr; es hatte ſich, nach ſeinem erſten flüchtigen Erſcheinen in Frankfurt, unter den der Badiſchen Regierung nahe ſtehenden Männern dort raſch die Anſicht geltend gemacht, daß er zur Führung der Badiſchen Truppen der rechte Mann für die Lage ſei, in der man ſich befand. Den Nachtheil der Unbekanntſchaft im Heere hat nach langer Friedenszeit jeder General (und beſonders jeder General über ein Truppencorps, das aus Truppen mehrerer Staaten zuſammengeſetzt iſt oder werden ſoll), zuerſt bei dem Zuſammenziehen und der Auf-

ſtellung des Corps, und dann in der Action ſelbſt zu überwinden. Und wer konnte denn damals, unter den Badiſchen Generalen und höheren Officieren, die Markgrafen ausgenommen, dem Truppencorps als bekannt gelten?

Die Entſcheidung nun anlangend, die mein Bruder ſelbſt zu treffen hatte, ſo war ſeine erſte vorläufige Entſchließung ſchnell gefaßt, nachdem er von den in Frankfurt anweſenden Badnern (darunter auch Baſſermann, der nach Inhalt ſeines mitgetheilten Briefs am 10. April nach Frankfurt zurückkehrte) den Stand der Dinge weiter vernommen hatte. Sie ging dahin: ſich mit der Badiſchen Regierung perſönlich in Verbindung zu ſetzen, ihre Anträge zu vernehmen; und wenn er dieſelben annehmbar finde, darauf einzugehen.

Seinen Wunſch, dem Vaterlande zu dienen, — für die Größe und den Ruhm des Vaterlands zu wirken, wo dazu eine Bahn ſich öffne, — haben wir längſt kennen gelernt, und von ihm ſelbſt galt ſeine Strophe:

„Der jetzt dem Vaterlande ſich verſagt,
Er hätt' ſein Leben für und für gewagt; —
Gieb Du ein würdig Ziel nur ſeinem Streben. —"

Der Augenblick, den er ſeit lange erſehnt, ſchien ihm nun gekommen. — Politiſche Einheit Deutſchlands im parlamentariſchen Bundesſtaat, die er als das entſprechende Ziel patriotiſcher Beſtrebungen unter den Früheſten ſelbſt aufgeſtellt und Begriff und Vorausſetzungen entwickelt*) hatte, dafür war nun eine Bewegung begonnen, welche die Hoffnungen der Jugendzeit wieder aufleben ließ. Zu den Anſichten und Beſtrebungen, welche im Beginn der Bewegung von der gemäßigten Bewegungspartei, von der Deutſchen Zeitung namentlich, vertreten worden waren, hatte er ſich freudig bekannt.

„Zu den Ideen der Deutſchen Zeitung können und müſſen wir uns bekennen" ꝛc.**).

*) I. Seite 361 bis 390. **) Seite 639.

„Ich hoffe, die patriotiſche Bewegung wird Eindruck in den höheren Regionen machen, ſo daß die gemäßigten die Oberhand behalten; daß das große Ziel erreicht wird ohne bedeutende Störung des inneren Friedens von Deutſchland; und daß man Kraft behält, das communiſtiſche Treiben zu bemeiſtern ꝛc."*).

Zwar ſollte ſich nicht all „das Grün der Hoffnung" ſo entfalten, wie Fritz es in trüben Tagen „durch den ſchwarzen Flor der Gegenwart" ſchimmern geſehen:**)

„Duldung und gegenſeitige Annäherung der Religionsparteien," — eine Aufklärung die mit wahrer Frömmigkeit nicht allein verträglich, ſondern eine Folge derſelben ſind, — hatten eher Rückſchritte gemacht. —

„Die kräftige Conſtitution der Seele, welche den Krankheitsſtoff bemeiſtert und von ſich wirft," — „die auf Religioſität gegründete Sittlichkeit der Mittelklaſſen" — hatte ſich als ſo unfraglich und kräftig nicht erwieſen. —

Der Wahrheit war „der freie Kampfplatz" zu kurze Zeit erſt, und unter zu ungünſtigen Verhältniſſen gewährt, als daß ihr Sieg im Streite der Meinungen ein unbeſtrittener geworden wäre; als daß ſie von überſpannten Anſichten hätte heilen, die abſtracte Speculation überwinden, und die denkenden Köpfe der Nation in der Richtung ihrer Thätigkeit auf das zunächſt Anwendbare hätte vereinigen können.

„Das jüngere Geſchlecht, unähnlich dem alten" — hat es zwar an Betheuerungen ſeiner Vaterlandsliebe nicht fehlen laſſen, — auch war es freiheitsliebend und rauh genug, — aber die Vorbilder der Altvordern, die Schule der Griechen und Römer, die Erfahrungen der Geſchichte überhaupt, ſchien es zu verachten; — neueren, unfruchtbareren Schulen, theilweiſe mit Vorliebe, ſich zuwendend, ſchien es „ſeine Zeit und ſeine Stelle

*) Seite 644. **) I. Seite 276 und 277.

ungeduldig" — nicht erwarten, ſondern, anmaßend im Rath, vorwegnehmen zu wollen, ehe es noch „im Kampfe geſtählt und bewährt" war. —

Doch je größer die Noth des Vaterlands, — an dem niemals zu verzweifeln iſt, und das Verzweifeln war meines Bruders Sache nicht, — um ſo ſtärker der Antrieb ſich ihm zu widmen: „Das Volk bedarf des Führers Mahnung, des Lenkers in des Sturmes Drang." Und wenn es des-Bruders Wunſch und ſeine Hoffnung war, vorzugsweiſe im Falle des Kriegs nach Außen, auf Schlachtfeldern, dem Vaterlande zu dienen, ſo ſprach ja große Wahrſcheinlichkeit dafür, daß dazu bald werde Anlaß geboten ſein. —

Die Rückſicht, daß zwei Brüder thätig in die Bewegung verflochten waren, mochte den Wunſch in ihm verſtärken, dieſen kräftigend zur Seite zu ſtehen. Ein Opfer wohl, — aber fürwahr nicht das Opfer ſeiner Ueberzeugung war es, das er mit ſeiner Entſchließung dem alten Bruderbunde brachte. Mit verjüngter Kraft und Widmung würde er ihn, wäre er nicht geſchloſſen geweſen, jetzt freudiger noch geſchloſſen haben; wie er denn, in den letzten Stunden ſeines Daſeins, vor dem Freunde, der ihm die letzten Grüße von Hauſe gebracht, das Handeln der Brüder überhaupt, und Deren einiges Handeln, mit der Freude eines Vaters gerühmt hatte.

Nachdem Fritz die Ueberzeugung gewonnen, daß er ſeine Pflichten gegen das Vaterland, bei ſo dringender Gefahr für daſſelbe und bei Allem was auf dem Spiele ſtand, in den Vordergrund zu ſtellen habe, lag es ihm ob, die Schritte, die er zu thun im Begriff ſtand, mit ſeinen Niederländiſchen Pflichten entweder in Einklang zu bringen, oder dieſe Pflichten zu löſen.

Bei dieſem Momente habe ich mit Bedacht zu verweilen und die Wahrheit urkundlich zu berichten; theils weil man in Holland allerdings ſehr empfindlich war über die Entſchließung, die mein

Bruder faßte, und ich es daher seinem Andenken schuldig bin, sie auch für das Holländische gerechte Urtheil, worauf Fritz mit Recht so hohen Werth legte, in das wahre Licht zu setzen; theils weil darüber auch in Deutschland von Feinden und Verläumdern Unwahres, mit Entstellung der Thatsachen, verbreitet worden ist.

Ich berichtete am Schlusse des achten Capitels*), daß Fritz vor Annahme der Mission nach Indien seine Bedingungen gemacht habe, die ihm zugestanden wurden. Diese Zugeständnisse waren als eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Pensionsreglement geheimer Natur, und die entscheidenden Urkunden, und Königlichen Entschließungen, vom 5. und 25. März 1844, deren er, wie ich dem „Tagebuch einer Reise nach Indien" als Vorbemerkung**) vorausgeschickt habe, — auch in seinem „Gedenkbuch" erwähnt, — werden vielleicht im Archive des Kabinets des Königs, nicht in den Archiven des Kriegs- oder Colonialministeriums, im Haag, sich befinden.

Durch dieß persönliche Königliche Zugeständiß seiner Bedingungen war es in seinen Willen gestellt, nach der Rückkehr aus Indien entweder in den Niederlanden fortzudienen, oder, mit seiner für ihn ausnahmsweise höher bestimmten Pension, aus dem Niederländischen Dienste sich zurückzuziehen und diese Pension, facultativ in jeder Beziehung, im Auslande zu verzehren.

Man erinnere sich, wie er in den damals an die Eltern geschriebenen Briefen vom 2.***), 10.***) und 16. März***) 1844 als mitentscheidendes Motiv für Annahme jener Mission, und wie er für den wesentlichsten Vortheil den er davon haben werde den erklärte, daß ihm „zugestanden und deßfalls ihm Sicherheit verheißen sei" — „die bedungene Pension unverkürzt in Deutschland verzehren zu können" — „dort nach eigener freier Wahl entweder in angenehmer Unabhängigkeit,

*) Oben Seite 399 u. folg. **) S. 429. ***) S. 399, 401 u. 402. 404. 429.

oder vielleicht in ehrenvoller Thätigkeit, den Reſt des Lebens zuzubringen; — das iſt das Opfer von anderthalb Jahren wohl werth." —

Seine Indiſche Miſſion hatte Fritz zur Zufriedenheit des Königs erfüllt; die Verbindlichkeit nun, von Seiten Hollands, die entſprechenden Bedingungen gegen ihn zu erfüllen, konnte nicht zweifelhaft ſein.

Die Entlaſſung aus dem Niederländiſchen Dienſt, unter Beibehaltung der ſtipulirten Penſion, wenn er ſie in einem Augenblick forderte, in welchem nach militäriſchen Ehrengeſetzen überhaupt von dem Soldaten Entlaſſung erbeten werden darf, konnte meinem Bruder nach deſſen vertragsmäßigen Dienſtverhältniſſen zu jener Zeit nicht verweigert werden. So wie Fritz ſich entſchloß der Deutſchen Sache ſich zu widmen, hatte er ſich alſo zu entſcheiden, ob er ſeine Entlaſſung aus dem Niederländiſchen Dienſte ſofort nehmen ſolle. Er war durch fünf und dreißigjährigen Dienſt, ſeit dem Beſtehen des Königreichs der Niederlande, mit dieſem und mit dem Niederländiſchen Heere verwachſen; hoch achtete er die Niederländiſche Nation; er hatte dort aufrichtige und warme Freunde; die Trennung, wenn nothwendig, würde ihm eine ſchmerzliche geweſen ſein. Er wußte, daß der König der Niederlande nur ungern ſeine Dienſte gemißt haben würde; der König und die Königliche Familie hatten ihm Wohlwollen und das höchſte Vertrauen erwieſen; er war dem König in Treue und Dankbarkeit ergeben. Dieſe Gefühle und Rückſichten konnten zwar ſein patriotiſches Pflichtgefühl nicht wankend machen; ſein Entſchluß, in der Gefahr dem Vaterlande zu dienen, ſtand feſt; aber ſie beſtimmten ihn dem König Wahl und Entſcheidung in die Hand zu geben, ob dieſer ihn nur vorübergehend, oder für immer ſeiner Dienſtpflichten entbinden wolle.

Unter ſolchen Erwägungen ſchrieb Fritz am Tage, an welchem er die erſten officiellen Anerbietungen Badiſcher Dienſte erhalten hatte, an den General Nepveu, den Niederländiſchen Kriegs-Miniſter, nachſtehenden vertraulichen Brief:

Frankfort s. M., le 11. Avril 1848.

Mon cher Général!

Je vous écris dans un moment bien difficile et je dois vous prier d'être mon interprète et mon défenseur auprès de Sa Majesté le Roi. Toute l'Allemagne est dans une commotion violente. Le pays de Bade est dans un état qui approche de l'anarchie; le parti républicain lève la tête; on est menacé d'une invasion des colonnes qui viennent de France; l'obéissance des troupes badoises est ébranlée. Les Markgraves n'ont pu conserver le commandement.

Dans cette crise le Gouvernement de Bade me l' a fait offrir. J'ai répondu que je ne veux pas quitter définitivement le service des Pays-bas, et que je ne puis accepter un commandement sans le consentement du Roi mon maître. — Néanmoins on me presse ici, on m'offre de la part des 17 hommes de confiance adjoints à la diète une pièce officielle qui atteste l'urgence du cas, et qui doit me faire obtenir le pardon du Roi pour une démarche insolite et contraire aux règles du service.

Je pense que la crise extraordinaire et vraiment Européenne me servira d'excuse; je crois même bien servir le Roi en tâchant de préserver le Grand-duché de Bade d'une anarchie qui se communiquerait rapidement aux pays voisins.

Je pars pour Carlsruhe pour prendre connaissance de l'état des choses, et je vous écrirai officiellement et d'une manière circonstanciée aussitôt que je serai mieux informé.

J'espère que vous me ferez obtenir de Sa Majesté la permission de me charger temporairement du commandement des troupes de Bade, et si l'espoir de l'obtenir ne pouvait se réaliser et s'il n'y a pas d'autre moyen de régu-

lariser ma position, je me verrais forcé de demander ma pension, aux conditions qui m'ont été assurées lors de mon départ pour les Indes.

Veuillez dire à Sa Majesté que je suis persuadé que le Colonel de Spengler a le dévouement, le calme et la fermeté nécessaires pour être chargé ad interim des fonctions que je remplis à la Haye.

Bien sincèrement tout à Vous.

Nachdem Fritz mit den Badnern in Frankfurt jene Conferenz gehabt und dieſen Brief geſchrieben hatte, reiſte er noch am 11. von Buhl begleitet, nach Karlsruhe und ließ durch Letzteren den Miniſtern anzeigen, daß er bereit ſei, ſich ihnen vorzuſtellen. Es ſcheint nun, daß entweder die Abſichten der Badiſchen Regierung bis dahin noch nicht beſtimmt formulirt geweſen, ſo daß ſie von den Männern in Frankfurt, die im Auftrag der Regierung mit meinem Bruder verkehrt hatten, mißverſtanden waren, oder daß die Anſichten ſich geändert hatten; wie dem ſei: Miniſter Bekk eröffnete Buhl, die Abſicht gehe dahin, dem General von Gagern das Commando der Bürgerwehr zu übertragen, was, wie Buhl wußte, dieſer nicht annehmen wollte. Als nun Buhl in den Gaſthof zurück kam, und mein Bruder, der Einladung zu einer Conferenz mit den Miniſtern gewärtig, die nicht erfolgte, Buhls Verlegenheit bemerkte, auch durchſchaute, daß Schwankungen beſtänden, ſagte Fritz in ſeiner beſtimmten Weiſe:

„Die Herren wollen mich heute nicht ſehen? — ich reiſe morgen frühe wieder ab.“ —

Er hatte ſich zwar entſchloſſen und war gewillt, dem Vaterlande in einem Augenblick der Gefahr an der Spitze der bewaffneten Macht, — mit ſeinem Leben, ſeine Einſicht und ſeine Kräfte zur Verfügung zu ſtellen; — aber ſchon bei dem bloſen Gedanken empörte ſich ſein gerechter Stolz, daß man ihn als einen, nicht Gefahren-, ſondern Aemterſuchenden, betrachten möge. Die

Erklärung meines Bruders ſetzte Buhl, um die Badiſche Regierung zu andern und raſcheren Entſchließungen zu veranlaſſen, ſofort wieder in die Bewegung, in der er bei Zwecken, die er für wichtig hält, nicht ermüdet, und wobei er ſeine Schritte wohl zu bemeſſen weiß. Als er aber, nach ſo benützter Nacht, am 12. April Morgens in den Gaſthof zurück kam, um meinen Bruder noch feſt zu halten, war dieſer abgereiſt, ohne ſonſt irgend Jemanden geſprochen zu haben.

Von dieſem Tage datirt, und an dieſem Tage noch, erhielt ich folgenden Brief des Badiſchen Miniſters Bekk:

„Der Herr General von Gagern, der Bruder von Euer Excellenz, war hier, iſt aber ſo ſchnell abgereiſt, daß ich ihn nicht ſprechen konnte. Wir hatten die Abſicht, ihn für eine wichtige Stellung in unſerem Truppencorps zu gewinnen, inſofern er geneigt wäre, hier Dienſte zu nehmen. In unſerer Lage iſt es für jetzt beſonders dringend, Männer von großen Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters zu beſitzen, welche den Sturm zu beſchwören und insbeſondere bei den Truppen die Mannszucht aufrecht zu erhalten vermögen.

Eurer Excellenz iſt es bekannt, wo ſich Ihr Herr Bruder gegenwärtig befindet, daher wende ich mich an Sie und lege Ihnen eine mit meinem Collegen, dem General Hoffmann beſprochene und von ihm aufgeſetzte Note bei, mit der dringenden Bitte, ſie Ihrem Herrn Bruder mittheilen und ihn beſtimmen zu wollen, daß er zur näheren Beſprechung und ſchleunigen Feſtſtellung der Sache hierher komme.

E. E.

Karlsruhe, den 12. April 1848.

Note im Anſchluß: — — — — —

General von Gagern anzubieten:

1. Das Commando der geſammten Bürgerwehr zu übernehmen, ihre Organiſation, insbeſondere die Organiſation der mobilen Bürgerwehr (erſtes Aufgebot) zu leiten.

2. Zugleich würde er für jetzt und für die Dauer der Aufstellung als Zweitcommandirender und Stellvertreter in der mobilen II. Division des VIII. Deutschen Armeecorps verwendet.
3. Sollte die Aufstellung aufgelöst werden, so würde er das Commando der Bürgerwehr wieder übernehmen, oder aber eine andere Stellung erhalten, z. B. die als Gouverneur der Festung Rastadt.

Das Commando des Großherzoglichen Armeecorps, wie es vor dem Rücktritt des Herrn Markgrafen Wilhelm bestand, soll nicht wieder hergestellt werden."

Nach Empfang dieses Briefs schrieb ich:

Heinrich an Max.

Darmstadt, Mittwoch, den 12. April Abends 10 Uhr.

So eben erhalte ich anliegenden Brief des Minister Bekk zu Karlsruhe. Die Stellung des Fritz zum stehenden Heer ist nach diesen Propositionen zu precär, zu im zweiten Rang, als daß ich sie, bei der ungeheuern Verantwortung, die er übernehmen würde, annehmbar hielte.

Man will ihn offenbar nur zur Organisation der Volksbewaffnung, und diese kann, nach des Fritz gewiß richtigen Ansichten, nicht isolirt, sondern nur im engsten Zusammenhang mit dem stehenden Heer, gedacht werden. Ein Geist und ein Wille muß beide beseelen und beherrschen.

Also ausgedient; und es ist mir damit ein Stein vom Herzen.

Frau von Bockelberg schickt mir den anliegenden Brief, den Fritz im Haag bestellen soll.

Euer Heinrich.

Darauf:

Max an Heinrich.

Frankfurt, den 13. April 1848 Mittags.

Lieber Heinrich. Fritz wird dennoch annehmen unter bestimmten Bedingungen, die Bassermann nach Karlsruhe über-

bringt. Ich habe zugerathen, nach feſter Ueberzeugung, daß 8 Tage in Baden über Anarchie oder Deutſche Einheit entſcheiden.

„Wir ſind heute Nacht in Wiesbaden; Fritz bleibt bis zum 15. Abends hier; doch, ſollte er morgen Abend ſchon Antwort erhalten, ſo geht er ſchon den 15. nach Karlsruhe.“

Von der Hand meines Bruders Fritz liegt der Entwurf einer Erklärung vor, von welcher ich vorausſetze, daß ſie diejenige iſt, welche, wie vorſtehend bemerkt, durch Baſſermann der Badiſchen Regierung am 13. überbracht worden iſt. Der Entwurf lautet:

„Der Badiſche Bundestagsgeſandte Herr Welker, und die Herrn Abgeordneten, Baſſermann, Buhl und Mathy haben mir geſagt: Baden ſei durch die äußerſt erbitterte republikaniſche Partei und durch die aus Frankreich heranziehenden Arbeitercolonnen bedroht; — die Mannszucht der Badiſchen Truppen durch die Ereigniſſe und durch mancherlei Verführung erſchüttert; — Prinzen des Hauſes ſeien nicht geeignet die Truppen gegen Aufruhr im Innern anzuführen; — die Badiſche Regierung trage mir in dieſer Kriſis das Commando der Truppen an, weil ein populärer Name erfordert werde, gegen welchen der Verdacht reactionärer Abſichten bei der Bevölkerung nicht leicht Eingang finden werde; — Gefahr ſei bei dem Verzuge.

Ueber die Schwierigkeit der Aufgabe täuſche ich mich nicht; noch weniger habe ich die Anmaßung mir Eigenſchaften zuzutrauen, welche nicht auch bei vielen Badiſchen Anführern gefunden werden könnten. Was mich beſtimmt, iſt das Pflichtgefühl, mich im Augenblicke der Noth einem ehrenvollen Auftrage nicht zu entziehen; die Hoffnung meinem Vaterlande einen Dienſt zu leiſten; vor Allem die Erwartung, daß ich von der Badiſchen Regierung und allen Wohlgeſinnten mit Rath und That kräftig unterſtützt werde.

Ich ſetze voraus, daß es ſich nur von zeitlicher Uebernahme des Commandos der mobilen Badiſchen Truppen für die Dauer der Kriſis handelt, da ich noch im Niederländiſchen Dienſte ſtehe, den ich nicht geſonnen bin zu verlaſſen.

Um den außerordentlichen, nur durch den Drang der Umſtände zu entſchuldigenden, Schritt der Uebernahme eines Com-

mandos, ohne Autoriſation meines Königs, vor dieſem rechtfertigen zu können, bedarf ich eines Documents von einer Behörde des Deutſchen Bundes, welches die Nothwendigkeit und die Gefahr bei dem Verzuge conſtatirt. Dieſes iſt mir zugeſagt und bleibt Bedingung der Annahme.

Etwas Anderes werde ich nicht annehmen, als das zeitliche Commando der mobilen Badiſchen Diviſion, mit der Vollmacht, welche ein commandirender General im Kriege beſitzt. Ich verlange keinen anderen Rang, als den, welcher erfordert iſt, um den Befehl zu führen über die, welche mir untergeben ſind.

Ob ich bei der Organiſation der Bürgerwehr mitwirken und den mobiliſirten Theil derſelben commandiren kann, hängt ganz ab von dem darüber beſtehenden oder zu erlaſſenden Geſetz. Wenn die Anſicht gelten ſollte, daß eine Bürgerwehr, die zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung und zum Schutze des Eigenthums aufgeſtellt wird, zugleich die Landwehr bilden kann, welche das ſtehende Heer gegen den auswärtigen Feind verſtärken ſoll, — wenn man glaubt, Beides in einer Inſtitution vereinigen zu können, ſo muß ich bitten, bei dieſer Aufgabe auf mich keinen Bedacht zu nehmen.

Mein Urlaub geht zu Ende, aber ich nehme es auf mich, bis zum 15. dieſes hier in Frankfurt die Entſcheidung der Badiſchen Regierung abzuwarten. Ich hoffe dieſe Regierung iſt überzeugt, daß weder Anmaßung noch ſelbſtiſche Abſichten meiner Bereitwilligkeit zum Grunde liegen.

Andere Bedingungen als die oben angedeuteten kann ich nicht annehmen."

Es erfolgten nachſtehende Entſchließungen des Großherzogs von Baden:

„Wegen der gegenwärtigen unruhigen Verhältniſſe haben Seine Großherzogliche Hoheit der Markgraf Max gebeten, für die Dauer derſelben einen Stellvertreter für das Commando der mobilen Truppen der Badiſchen Diviſion zu ernennen. Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben dieſer Bitte gnädigſt entſprochen, und nach dem Antrage des Herrn

Markgraf Max, den General von Gagern zum zeitlichen Stellvertreter Seiner Großherzoglichen Hoheit ernannt."

Karlsruhe, den 13. April 1848.

(gezeichnet) Leopold.

(gegengezeichnet) Hoffmann.

„Nr. 56. Nachdem der Commandirende Meines aufgestellten Truppencorps, Generallieutenant Markgraf Maximilian von Baden Großherzogliche Hoheit, in Betracht der gegenwärtigen unruhigen Verhältnisse gebeten hat, für die Dauer derselben einen Stellvertreter für das Commando der mobilen Truppen der Badischen Division zu erhalten, ernenne Ich in Entsprechung dieser Bitte und auf den Antrag des Commandirenden Meiner mobilen Truppen, den Königlich Niederländischen General von Gagern zum zeitlichen Stellvertreter des Generallieutenant Markgrafen Maximilian von Baden Großherzogliche Hoheit, im Commando Meiner mobilen Truppen.

Zugleich ertheile ich dem General von Gagern für diese Function den Rang und die Befugnisse eines Generallieutenants.

Karlsruhe, den 14. April 1848.

gez. Leopold.

(gegengez.) Hoffmann.

Die letzte entscheidende Entschließung, in Folge deren er seine Erklärung an die Badische Regierung abgegeben und seine Bedingungen gestellt hatte, war von Fritz in Frankfurt nach langer Ueberlegung mit Max, nach einem schweren inneren Kampf widerstreitender Pflichten, gefaßt worden. Nachdem er aber die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Entschluß sogleich gefaßt werden müsse, daß es, bei so drohenden Ereignissen, nicht Zeit war, die Genehmigung seines Vorhabens oder die Entlassung aus Holland abzuwarten, erhob er sich plötzlich mit Heftigkeit von seinem

Sitze und ſprach ſeinen Entſchluß aus mit den Worten des Ajax, der eben das Loos zum Zweikampf gezogen:

Ω ΦΙΛΟΙ ΗΤΟΙ ΚΛΗΡΟΣ ΕΜΟΣ ΧΑΙΡΩ ΔΕ ΚΑΙ ΑΥΤΟΣ.

(„Mein Loos! Freunde, fürwahr, auch ich nun freue mich deſſen.")

Nachdem die Badiſchen Abgeordneten, die mit ihren Vorſtellungen und Bitten noch am ſelben Morgen lebhaft in beide Brüder gedrungen waren, nun endlich von dem gefaßten Beſchluſſe Kenntniß erhalten hatten, wurde die obige Erklärung aufgeſetzt, von Baſſermann nach Karlsruhe gebracht, und noch an demſelben Tage (13.) kehrte dieſer mit der erſten Entſchließung des Großherzogs, wonach die der Badiſchen Regierung gegenüber geſtellten Bedingungen angenommen waren, nach Frankfurt zurück.

Die zweite förmlichere Beſtallung vom 14. April erfolgte wahrſcheinlich erſt nach Ankunft meines Bruders in Karlsruhe, und nach dem er ſich definitiv dort zur Verfügung geſtellt hatte.

Jene Erklärung hatte jedoch auch, „um den außerordentlichen, nur durch den Drang der Umſtände zu entſchuldigenden, Schritt der Uebernahme eines Commandos, ohne Autoriſation des Königs, vor dieſem rechtfertigen zu können" die Ausfertigung eines Documents von einer Behörde des Deutſchen Bundes vorbehalten, welches die Nothwendigkeit und die Gefahr bei dem Verzuge conſtatirte. Eine ſolche Erklärung, bündig gegeben, hätte in einem aufrichtigen, ſtark conſtituirten Bunde, für den, der ſich dem Auftrag unterzog, wenn auch nicht als volle Autoriſation, doch aus Rückſichten auf die Bundesbehörde als volle Entſchuldigung gelten müſſen.

Es hätte freilich der Deutſche Bund ganz anders, als geſchehen iſt, ſich entwickelt, und ſeine Autorität gegenüber der Selbſtſtändigkeit der verbündeten und affiliirten Staaten ganz anders begründet haben müſſen, um zu Bundeszwecken die Ein-

richtungen und Kräfte derſelben unmittelbar in Anſpruch nehmen und darüber verfügen zu können.

Das Anſinnen, welches an die Bundesverſammlung geſtellt wurde, anticipirte in ſeinen Vorausſetzungen eine neue Aera der Bundesverhältniſſe. Dieſer verfrühten Hoffnung wurde alſo nicht vollkommen entſprochen; es erfolgte vielmehr, da man ſich doch nicht die Energie fühlte, zu verſagen, das bedungene Document ganz der Natur des alten Bundes entſprechend und ganz in ſeinem grundſätzlich nichtsſagenden Styl, wie folgt:

„Auszug aus der in der 33. Sitzung der hohen Deutſchen Bundesverſammlung aufgenommenen Regiſtratur.

Die Deutſche Bundesverſammlung, nachdem ſie von den gegenwärtigen Verhältniſſen im Großherzogthum Baden und davon unterrichtet wurde, daß die Großherzogliche Regierung dem Königlich Niederländiſchen General von Gagern das Commando ihrer Truppen angetragen habe, erklärt hierdurch in Gefolge des Antrags des Badiſchen Geſandten, daß ſie, inſofern die Großherzogliche Badiſche Regierung in der alsbaldigſten Annahme dieſes Antrags eine Bedingung der Sicherung ihres Landes findet, in derſelben auch eine Sicherung der ſüdweſtlichen Grenze Deutſchlands erkenne."

Frankfurt, den 13. April 1848.

Bundes-Canzlei.

(gez.) v. Weißenberg;
als Bundescanzleidirector.

Nach gefaßtem Entſchluß, ehe Fritz ſich zum zweiten Male nach Karlsruhe begab um das Commando der Badiſchen mobilen Truppen zu übernehmen, und ehe er von dem Niederländiſchen Kriegsminiſter auf ſeinen vertraulichen Brief vom 11. Antwort haben konnte, ſchrieb er an den König der Niederlande:

Sire,

Dans un moment de crise et de danger imminant j'ai accepté le commandement temporaire des troupes de Bade qui m'a été offert par S. A. R. le Grand-Duc, et

que les personnes les plus respectables m'ont sollicité d'accepter. Si les pièces ci-jointes ne m'excusent pas aux yeux de Votre Majesté, je n'ai pas d'autre justification. Votre Majesté décidera de moi dans sa justice, comme: rappel immédiat, congé limité, pension ou démission, — je n'ai pas de condition à faire dans la position exceptionelle dans laquelle je me suis placé.

Mais votre Majesté sera persuadé que je n'aurais pas accepté cette position, si je n'y voyais dans le moment actuel le moyen le plus éfficace de servir les interêts de Votre Majesté et de son Royaume.

Sire

de Votre Majesté le très-humble et très-obéissant serviteur.

Hierauf erfolgte aus dem Kabinet die Entſchließung, wovon nachſtehend die Ueberſetzung, während ich jedoch auch das Holländiſche Original in der Note*) beifüge.

---

*) Kabinet 's Hage, de 16. April 1848.

La. No. 11. Geheim. In antwoord op den Brief, die WHEG, onder dagteekening von den 14. dezer, uit Franfort aan Zyne Majesteit den Koning hebt gerigt, haaste ik my WHEG. te doen kennen, dat Zyne Majesteit verlangt, dat U onverwyld en voor alles, naar herwaards terugkeere, ten einde het standpunt waarop U zoude kunnen komen te staan, meer bepaald en duidelyk aan Hoogst dezelve kenbar te maken.

Zyne Majesteit is in het onzekere of de bedoeling alléén is, dat door het tydelyk kommando der Badensche troepen, krygstucht hersteld worde, en binnenlandsche orde en rust worde gehandhaafd, dan wel of een maal het kommando hebbende aanvaard en aan het Hoofd von de Badensehe troepen staande, WHEG. ook, al gold het dadelykheden tegen fransehe troepen, ja zelfs slechts democratisehe fransche benden, door U de leger aanvoering zoude worden of wel moeten worden bybehouden. — In zoodanig geval voorziet Zyne Majesteit soms moeyelykheden en verwikkelingen, die haar voors' hands beletten eenige beslissing te nemen. — Ik moet dus herhalen den last von wege Zyne Majesteit, om met ter zydestelling van alles, U onverwyld naar herwaards terug te begeven.

De Minister van Oorlog, a. i.

(sign.) Nepveu.

Kabinet
L. No. 11.
Geheim. Haag, den 16. April 1848.

In Antwort auf den Brief, welchen Ew. unterm 14. dieſes aus Frankfurt an Seine Majeſtät den König gerichtet haben, beeile ich mich Ihnen zu wiſſen zu thun, daß Seine Majeſtät verlangt, daß Sie unverweilt und vor Allem hierher zurückkehren, um Höchſtdenſelben den Standpunkt, auf welchen Sie zu ſtehen kommen könnten, beſtimmter und deutlicher zu erklären.

Seine Majeſtät iſt darüber in Unſicherheit, ob der Zweck allein iſt, daß durch das zeitliche Kommando der Baden'ſchen Truppen die Disciplin hergeſtellt und die innere Ordnung und Ruhe gehandhabt werde, oder aber ob Ew., wenn Sie einmal das Kommando übernommen und ſich an die Spitze der Baden'ſchen Truppen geſtellt haben würden, dann auch, ſelbſt wenn es Thätlichkeiten gegen franzöſiſche Truppen, ja ſogar nur gegen demokratiſche Franzöſiſche Banden gölte, den Heerbefehl beibehalten würden oder müßten. In ſolchem Falle beſorgt Seine Majeſtät leicht Schwierigkeiten und Verwickelungen, welche ihn vor der Hand verhindern einen Beſchluß zu faſſen.

Ich muß daher den Befehl im Namen Seiner Majeſtät wiederholen, daß Sie ſich mit Beiſeitſetzung von Allem, unverweilt hierher zurück begeben möchten.

Der Kriegsminiſter.

(sign.) Nepveu.

Dieſer Kabinetsbefehl, von einem dringlichen Privatſchreiben des Niederländiſchen Kriegsminiſters begleitet, wurde von Frankfurt aus meinem Bruder nachgeſendet, und kam in ſeine Hände in Schliengen, am Abend des 19. Aprils, als bereits die Angriffsdispoſitionen für den nächſten Tag, der ſein letzter ſein ſollte, getroffen waren. Der ritterliche König der Niederlande, Wilhelm II., hat ſicherlich nicht verlangen wollen, daß einer ſeiner ausgezeichnetſten Officiere unter ſolchen Umſtänden den Poſten

verlaſſe, auf den ihn die Ereigniſſe geſtellt hatten, um augenblicklich ſeinem Befehl zur Rückkehr zu gehorchen, der in weiter Ferne und in Unkenntniß der außerordentlichen Lage, in welcher ſein Officier ſich unmittelbar befand, erlaſſen war. Er hat das gewiß um ſo weniger verlangt, als in dem vorangeführten rückſichtsvollen Kabinetsſchreiben die Erlaubniß für den General, zur Uebernahme des Commandos der Badiſchen Truppen, unter gewiſſen Vorausſetzungen in Ausſicht geſtellt war, und die von dem Könige beſorgten „Schwierigkeiten und Verwickelungen, welche ihn vor der Hand verhinderten einen Beſchluß zu faſſen", — bei der von dem General angeordneten und unmittelbar bevorſtehenden kriegeriſchen Action, nicht zu befürchten waren.

Indem der General von Gagern die Verantwortlichkeit einer unbefugten Dispoſition über ſeine noch in andern Dienſtpflichten ſtehende Perſon, und des Ungehorſams gegen den Befehl ſeines Königs, in der Ueberzeugung, dabei deſſen und den Intereſſen des Königreichs gut zu dienen, und unter dem Anerbieten des Opfers ſeiner bisherigen Stellung, in jenem kritiſchen Augenblick auf ſich nahm, handelte er, wie auch andere Kriegsmänner in hoher Stellung und in unvorgeſehener, außerordentlicher Lage, vor ihm rühmlich gethan haben. —

Das Verfahren des Generals von Gagern, bei dem von ihm übernommenen Commando der Badiſchen Truppen, unterliegt hiernach, in Bezug auf den disciplinariſchen Rechts- und Ehren-Punkt, nach den mitgetheilten Thatſachen, folgender Beurtheilung:

Seine ſofortige Entlaſſung aus dem Niederländiſchen Dienſte, mit bedungener Penſion, ſtand nicht zu verweigern, ſo wie er ſie in jenem Augenblick forderte. Als er am 11. April an den Kriegsminiſter ſchrieb, ſchien ihm eine Wahl und Entſchließung

in dieſer Hinſicht noch nicht dringend; er wollte in Karlsruhe den Stand der Dinge erſt ſelbſt kennen lernen; ein formulirter Antrag war an ihn von da noch nicht gelangt. Er erbat alſo eventuell: „la permission de me charger temporairement du commandement des troupes de Bade“, und nur für den Fall: „si l'espoir de l'obtenir ne pouvait se réaliser et s'il n'y a pas d'autre moyen de régulariser ma position“ — deutete er auf ſein vertragsmäßiges Recht hin: „je me verrais forcé de demander ma pension, aux conditions qui m'ont été assurées lors de mon départ pour les Indes.“ Würde der General am ſelbigen 11. April, ſtatt im Vertrauen auf die einſichtige Billigung ſeines Monarchen die Rückſichten zu beobachten, deren bei der Mittheilung ſeines Briefs an den Kriegsminiſter vorgängige Erwähnung geſchehen iſt, — würde er damals ſeine Entlaſſung gleich verlangt, und nicht das berechtigte Verlangen, erſt für den Fall der Verweigerung der in erſter Linie erbetenen Erlaubniß, in Ausſicht geſtellt haben, ſo hätte bis zu dem Zeitpunkte Alles in Ordnung ſein können, mit welchem ſeine Uebernahme des Commandos, ſollte ſie überhaupt ſtatt finden, dringend wurde. — Dann war zwar der Dienſtordnung, aber nicht den zarteren Rückſichten der Schicklichkeit, und der Forderung ſeiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den König, genügt.

Erſt in Folge der nach dem 11. April erworbenen genaueren Kenntniß vom Stand der Dinge in Baden trat der Drang zu ſofortiger Entſchließung an ihn heran. Obgleich die Gewährung ſeiner Entlaſſung aus Niederländiſchem Dienſt unweigerbar und, ſo wie er ſie verlangte, die Vollziehung nur eine Sache der Form war, ſo forderten immerhin die Regeln des Dienſtes, ſie abzuwarten, ehe er neue Dienſtverbindlichkeiten förmlich einging. Dieſer Pflicht konnte er oder wollte er jetzt allerdings nicht mehr nachkommen. Wohl ſah er, daß das Document der Bundesverſammlung ſeinem Verfahren den Charakter der formellen

Dienſtwidrigkeit nicht nehmen, daſſelbe nicht rechtfertigen, ſondern nur etwa entſchuldigen könnte; — darüber läßt die Faſſung ſeines Briefes an den König keinen Zweifel. Seine Widmung koſtete ihn daher noch ein weiteres Opfer. Nachdem er aus den Schranken herausgetreten war, die durch die Regeln des Dienſtes geſteckt ſind, hat er auf ſein vertragsmäßiges Recht ſich nicht weiter geſtützt; hat er ſeine Entlaſſung mit Penſion nicht mehr als ein Recht begehrt, ſondern die Entſcheidung: ob Rückberufung, ob Urlaub, oder Penſion, Entlaſſung ſelbſt ohne Penſion, — von der Einſicht in die Verhältniſſe, von der Gerechtigkeit und von der Würdigung ſeiner Lage und ſeiner ſtreitigen Pflichten, von Seiten eines Monarchen erwartet, und dieſem anheim gegeben, der im mannigfaltigen Wechſel der Zeiten, und in nicht weniger ſchwierigen Lagen, ſeinen Charakter und ſeine Eigenſchaften hatte erproben können und wirklich erprobt hatte.

Wie der König urtheilte, das iſt bekannt. Nachdem er durch den Kabinetsbefehl vom 16. April die Erlaubniß für den General von Gagern, zur Uebernahme des temporären Commandos der Badiſchen Truppen, nicht verweigert, ſondern von der Beantwortung von Vorfragen abhängig erklärt hatte, vergoß, bei der Nachricht von dem Tode deſſelben, der im Kriege von früheſter Jugend an ſchon gegen ſoviele Eindrücke abgehärtete, tapfere und kriegeriſche Fürſt, Thränen des Schmerzes und der Rührung über den Verluſt. Es hatte nämlich mein Vater, acht Tage nach dem Tode des geliebten Sohnes, ſich in ſoweit von ſeinem Schmerze ermannt, um dem Könige Wilhelm II. die Todes-Anzeige ſelbſt machen zu können, — (ſie wird unten mitgetheilt werden) — und er erhielt darauf nachſtehende Antwort durch das Organ des im Haag gerade anweſenden Bundestags-Geſandten, Staatsrath von Scherff:

„Hochwohlgeborner Freiherr!

Hochgeehrteſter Herr Miniſter!

Von Sr. Majeſtät dem Könige, unſerm allergnädigſten Herrn, bin ich geſtern perſönlich beauftragt worden, E. E. den richtigen Eingang des Schreibens anzuzeigen, wodurch Sie Sr. Majeſtät von dem großen Verluſte Nachricht geben, welchen Wir Alle mit Ihnen auf das ſchmerzlichſte beklagen. Der König iſt durch dieſen Vorfall auf das tiefſte gerührt und hat mir befohlen, E. E. in den wärmſten Worten ſein aufrichtiges Beileid über dieſen Trauerfall auszudrücken, der Ihn eines ſo ſehr hochgeſchätzten, treuen Dieners beraubt habe.

„Schreiben Sie, — dieß ſind die Worte des Königs, — daß, ſo leid mir die Entfernung des Generals von hier gethan habe, ich ihm doch nicht das Mindeſte dieſerhalb nachtrage und nur den unglücklichen Ausgang beklage.“ —

Dabei, — das kann ich mit Wahrheit verſichern, — traten dem Könige die Thränen in die Augen und Er hatte Mühe, ſeine Rührung zu bemeiſtern. —

Von allen Seiten hier vernehme ich die ehrendſten Aeußerungen über den General, und Klagen über deſſen unerwarteten Verluſt!

Unter dieſen ehrenvollen Stimmen wage ich es kaum, auch die meinige noch hören zu laſſen. E. E. kennen meine Geſinnungen und ſind gewiß von meinem tiefen Mitgefühl überzeugt. Möge der Himmel, — dieß iſt auch der Wunſch des Königs — E. E. und Ihrer Frau Gemahlin Kraft verleihen, dieſen harten Schlag des Schickſals mit Muth und Ergebung zu ertragen!

Genehmigen Sie zugleich den Ausdruck der ausgezeichnetſten Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu beharren

E. E. gehorſamſter Diener

Haag, den 2. Mai 1848. von Scherff.“

Aus den Reihen der Niederländiſchen Kameraden aber iſt dem General von Gagern über das Grab hinüber damals ein Nachruf erklungen, aus dem folgender Auszug hier ſeine Stelle einzunehmen berechtigt iſt:

„Le Général de Gagern portait un nom en ce moment d'une extrême popularité parmi les hommes qui veulent une Allemagne unie, forte et puissante, et dont tous les efforts tendent depuis longtemps à ce but. Nous avons appris depuis que c'est ce nom qu'on voulait opposer à un parti égaré et que c'était par la garantie que ce nom offrait contre toute réaction absolutiste, qu'on espérait le ramener et prévenir la guerre civile. Gagern a pu un instant partager cette opinion; il a pu croire qu'en ruinant par un coup décisif ce parti qui menace le monde entier, il servait la cause de tous les pays et la nôtre en particulier; il a pu croire que dans une position aussi suprême, aussi exceptionelle, il était permis de disposer de sa personne et qu'un résultat aussi immense valait la vie d'un homme et des sacrifices plus pénibles encore!

Nous ne poussons pas plus loin nos suppositions; nous terminons en disant que quant à nous personnellement, nos regrets et notre affliction sont inexprimables et sans bornes! Ce n'était pas seulement de l'amitié que nous lui avions vouée, c'était un culte religieux. Son caractère si noble, si élevé, ses connaissances si profondes, si variées, un coeur si bon et d'une générosité inépuisable, en faisait pour nous un modèle digne à suivre et nous n'admettons pas, et nous ne pouvons pas admettre, qu'aucun acte de sa vie ait jamais manqué aux sévères principes de la plus parfaite rectitude. — "

Der General ſelbſt aber hat ſeine Handlungsweiſe ſchon in dem vorläufigen Schreiben an den Kriegsminiſter vom 11. April als das bezeichnet, was ſie iſt, indem er die Verzeihung erbat „pour une démarche insolite et contraire aux règles du service," für eine Handlungsweiſe aber, bezüglich deren er den König gebeten hatte überzeugt zu ſein, daß er ſie nicht ſich erlaubt haben würde, wenn er damit nicht geglaubt hätte, dem König gut zu dienen, und hoffte, daß die außerordentliche und wahrhaft Europäiſche Kriſis ihm zur Entſchul-

digung dienen werde, die vorherige Genehmigung des Königs, oder die ihm nicht zu versagende Entlassung aus dem Dienste der Niederlande, nicht abgewartet zu haben.

Nachdem Fritz am 14. Morgens den vorher mitgetheilten Brief an den König der Niederlande geschrieben hatte, beschleunigte er seine Abreise nach Karlsruhe, wovon ich durch die folgenden Zeilen Kenntniß erhielt:

Frankfurt, 14. April 1848 Nachmittags.

Mar an Heinrich.

„Fritz ist also fort und an Dir vorbei gesegelt — schweren Prüfungen entgegen. Um so mehr haben wir die Verpflichtung die Augen aufzuhalten und Hände anzulegen. Es scheint kaum zu bezweifeln, daß die wortbrüchigen Verräther in diesen Tagen ihr Glück gegen uns versuchen werden, und überall zugleich."

Der General von Gagern, am 14. in Karlsruhe angekommen, von dem Großherzog freundlich und gnädig, überall sonst gut empfangen, durch den Kriegsminister General Hoffmann instruirt, begab sich den 15. nach Willstett bei Kehl, dem Hauptquartier des Operationscorps, und übernahm das Kommando desselben.

Nach der Bundeskriegsverfassung bildet die Badische Division einen Bestandtheil, und zwar die 2. Division des 8. Deutschen Armeecorps (Württemberg die erste, Baden die zweite und das Großherzogthum Hessen die dritte). Dieses 8. Deutsche Armee-Corps war in Folge Bundesbeschlusses vom 26. März mobil gemacht, aber noch nicht zusammengezogen; doch hatte man einstweilen aus Bestandtheilen der Badischen Division ein Operationscorps gebildet, verstärkt durch Hessische Truppen, welche, auf das besondere und dringende Ersuchen der Badischen an die Hessische Regierung, zur Verstärkung des Badischen Operations-Corps, theilweise schon am 5. April, ein weiteres Bataillon am 14. April, in Baden eingerückt waren.

Nachdem die Bundesverſammlung die Mobilmachung und das InMarſchſetzen des 7. und 8. Deutſchen Armeecorps beſchloſſen und an Baiern (7. Armeecorps) geſonnen hatte, den Oberbefehlshaber zu ernennen, mußte auch für das 8. Armeecorps ein Corpscommandant ernannt werden, was nach dem Herkommen durch Uebereinkunft der Staaten geſchieht, deren Truppen das Corps bilden. Nach älterer Verabredung war Markgraf Wilhelm von Baden zu dieſem Corpscommando beſtimmt; er wurde aber, nachdem er unter den obwaltenden Verhältniſſen und ſeiner Kränklichkeit wegen reſignirt hatte, durch den Prinzen Friedrich von Württemberg (Neffen des Königs) erſetzt, deſſen Ernennung von den betheiligten Staaten am 11. April der Bundesverſammlung angezeigt worden war.

Nach weiter vorgeſchrittener Mobilmachung übernahm Prinz Friedrich das Corpscommando mittelſt folgenden Tagsbefehls:

Tagsbefehl:

Hauptquartier Stuttgart, den 16. April 1848.

„Von Seiner Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden, im Einverſtändniß mit den Allerhöchſten Souverainen der beiden andern verbündeten Staaten, zu dem Oberbefehl des 8. Deutſchen Armeecorps berufen, habe ich denſelben unter dem heutigen Tage angetreten.

Württemberger, Badner und Heſſen! Mit freudigem Stolz trete ich an Eure Spitze, verhehle mir aber nicht, daß ich zur erfolgreichen Führung meines Commandos, der Mitwirkung meiner ſämmlichen Untergebenen, namentlich aber ſo vieler ausgezeichneten kriegserfahrnen Officiere in Euren Reihen bedarf.

Ich rechne darauf, daß Ihr das Vertrauen, welches Eure bisherigen Führer in den ernſten Tagen kriegeriſcher Vergangenheit ſich zu erwerben gewußt haben, auf meine Perſon übertraget.

Eure gegenwärtige Verwendung, die voraussichtlich von kurzer Dauer sein wird, hat den Zweck, die von verschiedenen Seiten der Südwestgrenze Deutschlands drohenden Einfälle bewaffneter Arbeiterschaaren abzuwehren und die Bewohner der Gauen des Schwarzwaldes und des Rheinthals, Eure Brüder, in ihrem Besitze und in ihrer Ruhe zu schirmen.

Ich darf von Euch erwarten, daß Ihr diese Eure wichtige Aufgabe ehrenvoll lösen und unter allen Umständen denjenigen Geist der Disciplin und des Gehorsams an den Tag legen werdet, welcher den Vertheidigern der verfassungsmäßigen Ordnung geziemet und welche ich durch alle in meine Hände gelegten Mittel aufrecht zu erhalten suchen werde. Sollte es die traurige Aufgabe werden, Ruhestörungen im Innern entgegen treten zu müssen, so wird dies nur auf Anrufen der gesetzlichen Staatsgewalt und wo es sein kann im Verein mit der Bürgerwehr, stets aber unter sorgfältiger Wahrung der verfassungsmäßigen Freiheit jedes Landes geschehen, denn ferne sei von uns Allen der Gedanke, auch nur eines der Rechte, welche namentlich die jüngsten Tage den Völkern verliehen haben, antasten zu wollen.

Gegen die mit Euch in Berührung tretenden Truppen anderer Armeecorps empfehle ich Euch dringend bundesbrüderliche Rücksicht und Eintracht.

Zeigt Euch als Krieger würdig des alten Waffenruhms Eurer Stämme und füget dazu den nicht minder schönen Ruhm Deutscher Gesinnung und Treue.

Corpscommandant ꝛc., Generallieutenant
Prinz Friedrich von Württemberg.

Prinz Friedrich von Württemberg war also der obere Chef auch über die Badische Division, doch kam es eigentlich zu einer Gesammtaction des Armeecorps unter seinem Commando nicht, und der Commandant des Badischen Operationscorps handelte selbstständig.

Dieses Operationscorps hatte, als General von Gagern den Befehl übernahm, folgenden Bestand:

1) Von der 2. (Badiſchen) Diviſion (Ausweis vom 13. April 1842) eine Dienſtſtärke der ſtreitbaren Mannſchaft von

10 Bataillonen Infanterie mit . . .	6146	Mann,
8 Schwadronen Cavallerie mit . . .	767	„
und an Artillerie	249	„
mit 14 Geſchützen, zuſammmen . .	7162	Mann

und 1052 Pferde.

2) Von der 3. (Heſſiſchen) Diviſion unter dem Befehl des Großherzogl. Heſſiſchen Generalmajors Pfaff:

4 Bataillone Infanterie die ganzen 2. und 3. Regimenter mit etwa . . .	3200	Mann,
2 Schwadronen Cavallerie mit etwa .	300	„
und an Artillerie etwa	100	„
mit 6 Geſchützen, zuſammen . . .	3600	Mann

mit 400 Pferden.

Das Operationscorps zählte alſo zwiſchen zehn und eilf Tauſend Mann von allen Waffengattungen.

Auf die Nachricht von der Aufruhrproclamation Heckers und Struves im Seekreis, hatte überdem die Bundesverſammlung am 15. April beſchloſſen, an die Regierungen von Heſſen-Caſſel und Naſſau die Aufforderung zu erlaſſen, in Gemäsheit der Bundesbeſchlüſſe vom 29. März, 4. und 10. April, alle disponiblen Truppen zum Anſchluß an das achte Bundesarmeecorps ſofort in Marſch zu ſetzen; dieſe konnten noch nicht eingetroffen ſein.

Die zwei Brigaden des Badiſchen Operationscorps waren zur Zeit zu zwei Beobachtungscorps formirt. Die erſte Brigade, unter dem Befehl des Generals von Gayling, wurde das Beobachtungscorps von Kehl genannt, und das Hauptquartier deſſelben war in Willſtett, wo auch das Diviſionscommando ſein Hauptquartier genommen hatte; die zweite Brigade, unter dem Befehl des General von Cloßmann, wurde das Beobachtungscorps vom Oberrhein genannt, und hatte ſein Hauptquartier zuerſt zu Emmendingen, dann zu St. Georgen. Der Heſſiſche Zuzug war vertheilt.

Den Generalstab der Division bildete:

Major Kuntz, Chef des Generalstabs,
die Hauptleute Keller und von Neubronn,
die Oberlieutenants Heisler, Dürr und Stölzel.

Nachdem der General von Gagern in Willstett angekommen war und den Befehl übernommen hatte, machten die Officiere der dortigen Besatzung, bestehend aus dem Divisions- und Brigade-Stab, dem Bataillonsstab und einer Compagnie des 1. Bataillons des Hessischen 3. Infanterieregiments, einem Zug des Badischen 2. Dragonerregiments und einem Zug (zwei Geschütze) Badischer reitender Artillerie, dem neuen Befehlshaber ihre Aufwartung.

Bei diesem Anlaß sprach er etwa in folgender Weise das Officierscorps an:

„Meine Herrn, ich fühle wie schmerzlich es für Sie sein muß, mich, an der Stelle geliebter Führer wie die Markgrafen, hier zu sehen. Ich würde Anstand genommen haben einem so würdigen Manne im Commando zu folgen, wenn nicht die politischen Verhältnisse einen Wechsel im Commando nöthig gemacht hätten. Ich kann bestimmt versichern, daß ich nur zeitweise den Befehl führe und ihn wieder abgebe, sowie der Anarchie gesteuert ist. Unser Auftreten soll dem Deutschen Parlament Zeit verschaffen, sich zu constituiren und alsdann für das Wohl Deutschlands zu sorgen."

Am nächsten Tag schrieb mein Bruder an mich:

Fritz an Heinrich.

Willstett bei Kehl, den 16. April 1848.

Seit gestern bin ich hier und habe als Generallieutenant das Commando der mobilen Badischen Truppen übernommen; wie ich eben gehe und stehe, ohne Uniform. Der Großherzog hat mir Pferde zur Disposition gestellt, und zwar seine eignen. Er war äußerst freundlich und gnädig; und überall war der Empfang sehr gut, obgleich der Abgang des Markgrafen, der sehr beliebt war, den Officieren leid thut.

Wenn es hier etwas giebt, ſo wird es wohl in den nächſten Tagen ſein. Der Geiſt der Truppen ſoll im Ganzen gut ſein, und wo er es nicht war, ſoll er ſich gebeſſert haben. Ich habe gutes Vertrauen. Beſonders habe ich mich des Generals von Gayling zu beloben der mir ſehr offen entgegen gekommen iſt; er commandirt die hier ſtehende Abtheilung. Auch mein Chef des Generalſtabs gefällt mir; Max weiß was das heißen will.

Den Vater und Max grüße ich herzlich. Bald mehr.

So war der General in ſeiner Befehlshaberſtelle inſtallirt. In den erſten Tagen nach dem Antritt derſelben, bis zum 17. April, ſcheint die Hauptaufmerkſamkeit dieſes mobilen Corps, wie der Tagsbefehl des Prinzen Friedrich von Württemberg erſehen läßt und auch vorſtehender Brief andeutet, gegen Weſten, gegen die beſorgten Einfälle von Frankreich her, gerichtet geweſen zu ſein.

Am Palmſonntag, den 16. April wurde in Straßburg ein Feſt zur Verherrlichung der Republik gefeiert. Unter dieſem Tage berichtete der General von Gagern an den Badiſchen Kriegsminiſter:

„Schon am 11. dieſes Monats marſchirte eine Arbeiterabtheilung von 150 Mann durch Kraft (von Straßburg rheinaufwärts); den 13. eine ſolche von 200 Mann über Kraft nach Gersheim, wo ſie einquartirt wurde und übernachtete. Am 14. marſchirte die Colonne weiter und ſteht, was keinem Zweifel unterworfen iſt, am 15. in Markolsheim. Die Arbeiter ſind mit Piſtolen und Dolchen bewaffnet und halten gute Mannszucht.

Es verlautet ferner, daß entweder bei Sponeck oder bei Rheinau eine Landung verſucht werden ſoll; letzterer Ort ſoll der günſtigere ſein. Es dürfte vielleicht auch eine gleichzeitige Landung an beiden genannten Orten ſtatt finden.

Auf den (heutigen) 16. April werden 400 bis 500 Deutſche Arbeiter, aus dem Innern Frankreichs kommend, in Straßburg erwartet. Auf den letzten Stationen von dieſer Stadt werden

sie durch die Einwohner auf Wagen freiwillig geführt, damit sie noch rechtzeitig bei dem heutigen Feste eintreffen können.

Die bei Markolsheim stehende Colonne erwartet 1500 Mann Deutsche, welche Zahl durch französische Proletarier bis auf das Dreifache anwachsen könnte.

Der heutige Tag dürfte ein ernster werden; — doch ist das Festungsthor in Straßburg gegen Kehl heute bis zur Beendigung der Feierlichkeit geschlossen."

Hauptquartier Willstett, den 16. April 1848.

Solche Befürchtungen gingen aber nicht in Erfüllung; in Paris hatten die friedlicheren Gesinnungen und völkerrechtlicheren Rücksichten gesiegt, Kriegswaffen waren den Arbeiterhaufen in Straßburg verweigert worden; diese kamen auch so zahlreich nicht; und die Französischen Zuzügler wurden von den Elsässischen Behörden abgemahnt. Schon vom 17. an trat der Aufruhr im Seekreis, nach den Nachrichten, wahren und falschen, welche darüber eintrafen, seiner Bedeutung nach für das Operations-Corps in den Vordergrund, und am 18. April wurde das Hauptquartier desselben von Willstett bei Kehl nach Freiburg im Breisgau verlegt.

Der von Friedrich Hecker geleitete Aufruhr im Badischen Oberland.*)

In der Voraussicht des nahen Ausbruchs des Aufstandes in Baden hatte, wie wir gesehen haben, Karl Mathy schon am 8. April den J. Fickler von Constanz in Karlsruhe arretirt,

*) Ich habe für die Erzählung benutzt:

J. B. Bekk. Die Bewegung in Baden ꝛc., Mannheim 1850. Aus „Die Gegenwart" Leipzig bei Brockhaus. 3. Band 1849. Seite 474 und folgende, den Aufsatz: „Baden im Frühjahr 1848." Dr. Friedrich Hecker. Die Erhebung des Volks in Baden für die Republik im Frühjahr 1848. Basel 1848, worin auch die Erzählungen anderer Insurgenten-Führer, Sigel's, Kaiser's und Mögling's enthalten sind.

und darauf verließ Hecker am 9. Mannheim, um ſich in den Seekreis zu begeben. Am 11. kam dieſer in Conſtanz an, wo er Struve fand, und am 12. pflanzte er dort nun offen die Fahne des Aufruhrs auf, zum Zweck der Begründung einer Republik. Im Namen einer „proviſoriſchen Regierung" beorderte er die waffenfähigen Männer der benachbarten Aemter, Freitag den 14. April mit Waffen, Munition und Lebensmitteln auf ſechs Tage, in Donaueſchingen ſich zu verſammeln.. An demſelben Tage noch war Struve nach Donaueſchingen vorausgeeilt; nirgend fand er die gehoffte, thatkräftige Unterſtützung, welche die vorhergegangenen Prahlereien in Ausſicht geſtellt hatten; der Erfolg blieb unter der Erwartung.

Ich kann das letzte kriegeriſche Vollbringen des Bruders in ſeinem Zuſammenhange nicht weiter erzählen, — und es gehört zu meiner Aufgabe das zu thun, — ohne der Abſichten und Schritte des Feindes zu gedenken, und ich werde dabei eigne Darſtellungen des letztern benutzen. Indem ich der vorausgegangenen Bewegungen der Aufſtändiſchen erwähne, wird mir Anlaß geboten auf die mannigfaltigen Einkleidungen bedingter Möglichkeiten des Erfolgs hinzudeuten, in welche Hecker das Geſtändniß ſeiner Täuſchungen einhüllt; es gehört zur Charakteriſtik dieſer unglücklichen Verirrung.

Hecker ſchickt ſeiner Erzählung einleitend voraus:

— — — — — „Alles ſagte dem Politiker, daß der rechte Moment gekommen ſei und nicht vorüber gelaſſen werden dürfe, und man war der feſten Zuverſicht, daß es keines Schwertſtreichs und keines Schuſſes bedürfe, daß der Zug ein wahrer Feſtzug ſein und ganz Deutſchland dem Beiſpiele Badens, das immer vorgegangen, folgen würde, —

und dann fährt er ſo fort:

„und wahrlich, hätten nicht diejenigen, welche bei allen politiſchen Bewegungen, Verſammlungen und Handlungen in

vorderſter Reihe das große Wort geführt, ſich im Moment der That feige und verrätheriſch zurückgezogen, hätten ſie nicht offen und geheim abgewehrt, hätten ſie nicht ihre Erbärmlichkeit ſoweit getrieben, unſeren Aufforderungen zum Zuzug nicht nur offene und geheime Abmahnungsſchreiben, ſondern ſogar auch unter ſchändlichem und verrätheriſchem Mißbrauch von Struve's und Hecker's Namen, Lähmung des Unternehmens entgegen zu ſetzen, es wäre Alles gelungen."

Am 13. folgte Hecker Struve nach Donaueſchingen nach, und als er von Conſtanz auszog, betrug das Gefolge der ſechs republikaniſchen Führer: Hecker, Kaiſer, Willich, Doll, Sigel, (welcher wieder zurück ging) und Mögling, nach Angabe des Letzteren 53 Mann, doch dieſe wohlbewaffnet.

Im Hinblick auf dieſes geringe Gefolge ſagt Hecker:

„Hätten die von Conſtanz, welche erſt des folgenden Tages, theils aus Scham, uns allein gehen zu laſſen, theils nach überwundenen Bedenklichkeiten, auszogen, ſich gleich unſerem Abmarſche angeſchloſſen, wären wir gleich einige hunderte von dorten ausgerückt, kein Zweifel, daß eine Erhebung in Maſſe ſtatt gefunden hätte, denn Alles fragte: „Wo ſind die Conſtanzer und ihre Kanonen"."

Er ging bis Stockach, wohin er für dieſen Tag eine bewaffnete Volksverſammlung angeſagt hatte, die aber aus einander gelaufen war, noch bevor er angekommen. In Bezug darauf bemerkt Hecker nun weiter:

„Konnten wir uns in Stockach der Beſorgniß nicht erwehren, weil wir aus den Aemtern Conſtanz, Ueberlingen, Radolfzell, Stockach einer Erhebung in Maſſe verſichert worden waren und nun nicht 400 ſtark (am 14.) gegen Engen kamen, ſo wurden unſere Hoffnungen neu belebt durch den Empfang in Engen ſelbſt."

und beim Ausmarſch von da (am 15.) fährt er fort:

„Willich theilte nun die auf ungefähr 800 Köpfe angewachſene Mannſchaft ein, Büchſenſchützen, Flintenträger und Senſenmänner geſondert; flatternde Fahnen, grüne

Reiſer, heitere Geſichter, ein heller Himmel, Alles verſprach einen guten Fortgang. Wir bedurften ja keiner großen Mannſchaft, denn nach feierlichen Verſicherungen, daß die Linientruppen zu uns übergehen würden, — Verſicherungen, ſchwarz auf weiß und vielfach mündlich, beſtätigt dadurch, daß einzelne Soldaten verſchiedener Regimenter mit Sack und Pack ſpäter bei uns eintrafen und mitfochten, — nach alle dem kam es nur darauf an, daß ein ziemlicher Heerhaufe vorrücke, die Größe deſſelben brauchte nicht übermäßig zu ſein; und wäre nur eine Compagnie übergetreten, ſo hätte dieſes energiſch gewirkt."

Ich laſſe Hecker ſelbſt weiter erzählen:

„Schon von Stockach aus hatte ich eine Aufforderung an Struve und Bruhn (nach Donaueſchingen) erlaſſen, ſich der Fürſtenbergiſchen Familie und einflußreichſten Beamten als Geiſeln zu verſichern. Dieſe Depeſche, ſo wie manche andere, iſt nie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangt, und doch wäre dieſer Akt von der größten Wichtigkeit geweſen; er hätte eine Menge Maaßregeln der Gegenpartei vereitelt, dieſelbe entmuthigt, in das Netz ihres Spionirweſens einen bedeutenden Riß gemacht. Ueberhaupt hatten wir mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß wir einerſeits mit großer Humanität verfuhren, anderſeits uns große Geldmittel nicht zu Gebote ſtanden, während die Royaliſten über volle Kaſſen, parates Kriegsgeräth, organiſirtes und wohlbezahltes Beamten-, Staffeten- und Spionenweſen geboten. Hätten wir 500,000 fl. zur Verfügung gehabt, es wäre Alles anders gegangen.

Kaum war ich (am 15.) in Donaueſchingen angelangt, ſo erfuhr ich, daß ſtatt gehofften Tauſenden nur zwiſchen 2 bis 300 Bewaffnete in der Stadt ſich befänden und die Württemberger heranrückten. ꝛc. Sofort wurde ein reitender Bote an Willich geſandt, im ſtärkſten Eilmarſche nach Donaueſchingen vorzurücken. Alles hing an einer halben Stunde; hätten wir, ungefähr 800 Mann

ſtark, Donaueſchingen vor den Württembergern beſetzt, ſo waren wir nicht allein im Stande, die Stadt zu halten, ſondern auch die auf den folgenden Tag angeſagten Zuzüge von Hüfingen her aufzunehmen, und angriffsweiſe zu verfahren, wenn die Gegner eine feindliche Stellung einnehmen würden. Die Poſition von Donaueſchingen hätte uns die Verbindung mit dem Kinzigthale, Höllenthale, Rheinthale und der Seegegend geſichert, und Donaueſchingen, was theils durch Sumpf und Berg, theils durch ſeine Höhenlage gedeckt iſt, wäre dann der Ort geweſen, von welchem aus die proviſoriſche Regierung ihre Dekrete und Proclamationen nach allen Richtungen hätte erlaſſen können" — (mit einem Wort: zu regieren hätte anfangen können) — „und der Aufſtand in Maſſe wäre ſicher erfolgt; den Württembergiſchen Truppen wäre die nachrückende Seecolonne, die Aufgebote der Nachbarſchaft in den Rücken und in die Flanken gekommen und der Erfolg nicht zweifelhaft geweſen, trotz ꝛc."

Man glaubt das Milchmädchen zu hören, und nun kommt der zerbrochene Topf:

„Kaum war der Bote fortgejagt, ſo eilte ich Struve nach, von welchem man mir ſagte, er ſei dem Württembergiſchen Anführer in Begleitung des Bürgermeiſters entgegen; und kaum aus der Stadt, ſo ſah man bereits die Truppen heranrücken — Fußvolk, Reiterei und Geſchütz, wohl 1800 bis 2000 Mann ſtark. Struve kam mir entgegen, er hatte kapitulirt, daß die Republikaner ungehindert die Stadt verlaſſen könnten, die Württemberger erſt mit einbrechender Dunkelheit in die Stadt rücken ſollten."

Fort war nun die vortreffliche Poſition von Donaueſchingen; die Organiſation und Action der hier zu etablirenden proviſoriſchen Regierung; die Offenſive gegen die Württemberger in Verbindung mit der nun nicht mehr nachrückenden Seecolonne. Die Aufgebote der Nachbarſchaft blieben zu Hauſe, die Zuzüge von Hüfingen her unterblieben ohnedem, und Hecker hatte noch

den Verdruß zu hören, wie ihm von einer Donaueſchinger „Bedientenſeele“ wie er meint, nachgerufen wurde: „Jetzt wird's Ruhe geben, ihr rebelliſchen Spitzbuben.“ —

Hecker war ſeiner Schaar, die Willich herbeiführte, entgegengegangen, fand ſie über die Capitulation Struve's ſehr unwillig, und es wurde nun berathſchlagt, was zu thun? Nachdem Willichs Vorſchlag, über Pfohren nach Hüfingen zu marſchiren, verworfen war, ging man noch an demſelben 15. in einem forcirten Nachtmarſche über Pfohren, Sumpfohren und Riedböhringen nach Riedeſchingen, dann am 16. über Füzen und Stühlingen nach Bonndorf,

„um die Rheincolonne Weishaars aufzunehmen, und auf anderem Wege mit der ſich bildenden und nachrückenden Seecolonne in Verbindung zu bleiben.“ —

Dieſe ſich bildende Seecolonne war unter Sigel am 15. Nachmittags, etwa 100 Mann ſtark, von Conſtanz gegen Radolfzell ausgerückt, um in Donaueſchingen zu Hecker zu ſtoßen. Mit der Nachricht, daß Donaueſchingen von den Württembergern beſetzt ſei, erhielt Sigel den Befehl über Engen gegen Blumberg ſich zu wenden, wo man eine feſte Stellung nehmen wolle. Er langte den 16. in Thiengen an, und ging noch bis Füzen weiter; eine halbe Stunde von Blumberg. Hecker hatte aber den Plan, bei Blumberg eine Stellung zu nehmen, aufgegeben und war, wie wir geſehen haben, am 16. von Riedeſchingen über Füzen und Stühlingen nach Bonndorf gerückt. Dahin wollte ihm Sigel folgen, deſſen Colonne ſchon in Füzen 1000 Mann mit 2 Geſchützen, die von Conſtanz nachgefolgt waren, zählte.

Wir kehren zur Heckerſchen Schaar und ſeiner Erzählung zurück:

„Von Stühlingen aus übernahm es Dr. Kaiſer ſich zu Weishaar zu begeben, welcher in Unthätigkeit und Unentſchloſſenheit zu verharren ſchien, und auf deſſen treffliche Schützen und

wohlorganiſirte Mannſchaft wir ſo ſicher gerechnet und ſtündlich den Zuzug erwartet hatten. Wir waren erbittert über die Führer und Wortführer, welche nicht Wort gehalten, und grimmige Reden und Verwünſchungen und Drohungen wurden gegen die laut, von welchen man glaubte, daß ſie uns nun im Stiche ließen."

Von Bonndorf aus reiſte auch Struve noch zu Weishaar: „um ihn von unſern Plänen in Kenntniß zu ſetzen und deſſen Vereinigung mit uns zu beſchleunigen; um, je nach den Nachrichten aus dem unteren Lande, durch den Höllenpaß oder mehr ſüdlich in das Rheinthal vorzudringen, oder die Württemberger zurückzudrängen, uns den Rücken frei zu machen, oder ſie zwiſchen uns und die nachfolgende Seecolonne in die Mitte zu nehmen,"

oder? — Welche Litanei von Dingen, die der erſehnte deus ex machina, Weishaar, entweder hätte thun oder laſſen ſollen! —

„Montag den 17. April brachen wir bei ziemlich heiterem Himmel gegen Lenzkirch auf. Die Nachrichten von dem Anrücken der Württemberger beſtätigten ſich. Freunde aus der Rheinebene kamen uns auf dem Wege entgegen und ſetzten uns von dem Kriegsplane der Royaliſten, welchen ſie in Erfahrung gebracht hatten, in Kenntniß; eben ſo erfuhren wir, wie die Truppencorps dislocirt waren. Es ergab ſich, daß man uns in den Höllenpaß, auf deſſen Beſatzung durch die Unterländer wir vergebens gehofft hatten," — (Hecker mußte ja doch wiſſen, daß bei ſeiner Abreiſe von Mannheim im Unterlande noch nichts organiſirt war) — „eindringen zu laſſen Willens war, durch die Beſetzung von Neuſtadt und das Vorrücken in das Kinzigthal, — den Rückzug dahin verlegt hätte; von Neuſtadt und Lenzkirch her uns im Rücken, und von Freiburg her in der Fronte, packen und im Höllenpaß erdrücken wollte.

Wären wir ſtark genug geweſen, ſo würden wir bei Neuſtadt durchgebrochen, uns entweder in das Kinzigthal, oder den Höllenpaß hinab nach Freiburg geworfen haben, und hatten wir Freiburg nur einige Tage inne,(!!)

so war die moralische Wirkung ungeheuer und die Sache entschieden. Vergeblich gab Dr. Kaiser ꝛc. — — — — den Rath, das Simmtachthal in der Gegend von Kappel zu besetzen. Hätte man diesen Rath befolgt, so hätte der ganze Kriegsplan der Württemberger vereitelt werden müssen (!), weil die Württemberger im Centrum ihrer Operationslinie bedroht waren, ihre Flügel nicht so weit ausdehnen konnten; unsere Hauptcolonne hätte Luft bekommen, wir hätten Zeit gewonnen neue Mannschaft an uns zu ziehen, hätten uns entweder nach dem Kinzigthale werfen oder in zwei Richtungen gegen Freiburg hinabziehen können. So — kamen wir gegen das romantisch gelegene Lenzkirch."

„Inzwischen hatte ich (von Lenzkirch am 17.) wie schon von Stockach aus Aufforderungen ergehen lassen, sofort in Masse aufzustehen, allenthalben die Republik zu proklamiren, Heerhaufen zu bilden und gegen die Mitte des Landes vorzurücken, so das stehende Heer allenthalben zu beschäftigen und dessen Kraft zu zersplittern, die Brücken an den Eisenbahnen zu sprengen, und so die schnelle Herbeiführung größerer Soldatenmassen zu verhindern. Eine Kleinigkeit wäre es gewesen, dieß alles auszuführen; es geschah aus Muthlosigkeit nichts; überall wollte man offenbar abwarten, bis wir einen Sieg errungen haben würden.

Wie leicht wäre es gewesen, durch Besetzung der Bahnhöfe, oder der kurz vor Ankunft der Züge gesprengten Brücken, feindliche Soldatenzüge zu entwaffnen. Da wir nun sichere Nachrichten von der Stellung der Gegner in unserer Fronte, unseren Flanken und Rücken hatten, mithin weder in den Höllenpaß noch in das Kinzigthal, bei der geringen Zahl unserer Mannschaft, einzudringen gerathen war, überdieß eine Begegnung Badischer Truppen ꝛc. wünschenswerth sein mußte, da wir endlich durch unerwartete Märsche den Operationsplan der Gegner verwirren und diesen zu stets neuen zeitraubenden Planen und Stellungen treiben konnten, so schlugen wir nun einen Seitenmarsch über Glashütte nach Dorf Bernau ein. Hätte

man uns hierher verfolgt, ſo mußten die Gegner das Gewehr ſtrecken."

Der Marſch ging über die rauheſten Höhen des Schwarzwaldes, über die Hinter- und Vorder-Menzenſchwand, nach der Glashütte. Das Dorf Bernau liegt in dem hinteren Thal der Alb, die von da über St. Blaſien in den Rhein bei Hauenſtein hinabfließt. Aber die Gegner folgten nicht, ihr Operationsplan wurde nicht verwirrt, die Hecker'ſche Schaar aber entzog ſich durch dieſen Seitenmarſch der Fühlung ihres eigenen Nachſchubs; Sigel wußte ſie nicht mehr zu finden, und war am Gefechtstage bei Kandern mit 3000 Mann anderthalb Märſche entfernt.

Alle dieſe eigenen Fehler halten Hecker nicht ab zu urtheilen:

„Die Gegner waren überhaupt ſo ſorglos und entwickelten in der That bei ihren Aufſtellungen ſowohl bei Kandern als bei Günterstthal ſo wenig ſtrategiſche Umſicht, daß, wären wir ſtärker an Zahl und mit wenigen hundert tüchtigen Büchſenſchützen verſehen geweſen, ſo wohl plötzliche Ueberfälle als förmliche Treffen ſie hätten verderben müſſen." —

An dem Tage des 17., an welchem Hecker von Bonndorf über Lenzkirch, Glashütte nach Bernau rückte, ging die Sigel'ſche Schaar oder die Seecolonne, um Hecker in Bonndorf zu erreichen, von Füzen nach Stühlingen, wo ſie erfuhr, daß Bonndorf bereits von den Württembergern beſetzt ſei. Da nun die Marſchrichtung verändert werden mußte, auch die Nachricht eintraf, daß Struve mit einigen hundert Mann in Thiengen ſei, wendete ſich Sigel am 18. auf dem Wege zurück, den er gekommen war, dahin nach Thiengen. Er hatte ſchon in Stühlingen einen für Hecker beſtimmten, von Bonndorf zurückkehrenden, ſehr entmuthigten Zuzug aufgenommen; in Thiengen erhielt er ein Schreiben von Hecker mit der Weiſung, alle Zuzüge nach Todtnau im obern Wieſenthal zu führen.

Von der Heckerschen Schaar wird weiter berichtet:

„Heller brach der Morgen, Dienstag des 18. April, an. Die Trommel rief die in weit zerstreuten Quartieren (in Bernau) befindlichen Wehrmänner unter ihr Banner, stattliche Gebirgssöhne waren als frischer Zuzug eingetroffen, und wären alle, welche zu uns gestoßen waren, bei uns geblieben, wir hätten jetzt schon einige Tausend stark sein können. Aber die ermüdenden Märsche, das schlimme Wetter, die leidenden Füße, noch mehr das Einschleichen von Spionen und Verräthern, welche im Stillen die Leute entmuthigten, zur Heimkehr riethen, Abtheilungen in der Nacht mit sich fortrissen, — verminderten immer wieder die Zahl, und es konnte uns nur noch der Gedanke beruhigen, daß sie sich der anrückenden See- oder der Weishaar'schen Colonne wieder anschließen würden, was noch theilweise (!) geschah; endlich, daß solche feige Ausreißer doch nur mehr Ballast als muthige Streiter sein würden, und eine entschlossene kleinere Schaar muthlose Massen überwiege."

Abermals überschritt die Schaar rauhe Höhen des Schwarzwalds, um aus dem hinteren Thal der Alb über Breg in das herrliche Wiesenthal hinabzugelangen.

Hecker fährt fort:

„— — und aus ernsten Betrachtungen ꝛc. — — — — wurden ich und andere erst aufgeweckt durch die ungeheuchelte und herzliche Bewillkommnung in Zell, wo abermals von mir zum Volke gesprochen, und die Sympathie für die Republik in lautem Enthusiasmus kund gegeben wurde.

„Hätten jeweils die Mannschaften gerüstet gestanden, wenn die Führer des republikanischen Heeres zu ihnen sprachen, es wären sicher die Meisten mitgezogen, (!) denn Begeisterung war dann auf allen Gesichtern zu lesen, und mit dem, „vorwärts Marsch" wären sie angetreten. Allein kaum waren wir fort, so kamen die Abkühler, Bedenklichkeitsmenschen, das Interesse, die Furcht, die angeborene und anerzogene Unterwürfigkeit, und

nagten wie Harpyien an dem Entschlusse zu wagen und zu handeln." —

Noch an demselben Tage rückte die Schaar noch Schopfheim, wo bis zum nächsten Mittag für die mangelhaft gewordene Fußbekleidung derselben Vorsorge getroffen wurde.

„Mittlerweile" — so fährt Hecker fort — „waren an Sigel und Weishaar Depeschen abgegangen, in Eilmärschen, nöthigenfalls unter Hinzunahme der Nacht, uns zuzuziehen, um sodann mit der gesammten Heeresmacht zu operiren. Wäre dieß geschehen, wir wären dann gegen 6000 Mann stark bei Kandern gestanden oder in die Rheinebene vorgerückt; eine solche imposante Macht hätte Vielen Muth gemacht, der Zuzug wäre massenhaft geworden, und die ganze Heerfahrt hätte sicher eine andere Wendung genommen. Wir hielten Kriegsrath. Meine und Anderer Meinung war, langsam gegen Lörrach vorzurücken. Willich und Bruhn hielten es für strategisch richtiger und geboten gegen Kandern und Schliengen zu ziehen. Die späteren Ereignisse haben dargethan, daß das Erstere besser gewesen wäre, indem wir dann auf den heranrückenden Weishaar gestoßen und selbst, wenn Sigel nicht nachrückte, um ein Ansehnliches verstärkt gewesen wären und eine günstigere Position gewonnen hätten."

Sigel hatte sich noch am 18. in Thiengen von Struve getrennt, und war nach Waldshut vorgerückt, und des andern Tages, am 19. in der Frühe, über Waldkirch nach St. Blasien, zum dritten Male fast denselben Marsch hin und her zurücklegend. In St. Blasien vergnügte Sigel sich und seine Leute, gegen die Württemberger, die gar nicht da waren und nicht erschienen, eine Aufstellung zu nehmen, uud damit die Zeit zu verlieren; er befand sich nun um drei Märsche, — Todtnau, Schopfheim, Kandern, — hinter Hecker zurück. Aber seine Colonne war auf 3000 Mann angewachsen, die er in vier Banner eingetheilt hatte.

Den 19. April um 2 Uhr war die gehörige Beſchuhung der Heckerſchen Schaar in Schopfheim vollendet, und dieſe zog im Wieſenthal weiter nach Steinau und von da nördlich in das Gebirg über Schlächthaus, die Scheidegg, gegen Kandern; weder Sigel noch Weishaar waren eingetroffen.

Welchen Täuſchungen auch Hecker ſich hingegeben haben mag, indem er eine maſſenhaftere Unterſtützung der von ihm begonnenen Inſurrection gleich bei ſeinem Auftreten, und eine geringere Widerſtands- und Kampffähigkeit der Regierungen Deutſchlands, erwartet hatte, — ein bedeutender Antheil des Nicht-Erfolgs iſt auf Rechnung ſeiner eignen mangelhaften Begabung zum revolutionären, durchgreifenden Führer, ſeines geringen organiſatoriſchen Talents zu ſetzen, das wir aus ſeiner eignen Erzählung der Vorgänge haben kennen lernen; — und iſt dem Ausbleiben von Ereigniſſen zuzuſchreiben, die er nicht unberechtigt war in Anſchlag zu bringen.

Jedes ſolche Unternehmen ſetzt Wagniß und dann Glück voraus. Ein verunglücktes Unternehmen war das Hecker'ſche; — daß es nothwendig ſcheitern mußte, wage ich nicht zu behaupten. Derjenige, welcher in Deutſchland den Umſchwung der Dinge und die Ebbe und Fluth der Meinungen und Stimmungen während des Monats März 1848 bewußt und ſelbſtthätig mit erlebt hat, der durfte, und durfte namentlich im Monat April 1848, Manches für möglich halten, woran der Glaube zu jeder andern Zeit als Ausgeburt erhitzter Phantaſie hätte betrachtet werden müſſen. Wenn Vieles von dem, worauf zur Unterſtützung des Aufruhrs gezählt wurde, nicht, — oder wenn vielmehr Nichts von Allem dem eingetreten iſt, worauf Hecker und ſeine Genoſſen gerechnet hatten, ſo beweiſt das noch nicht, daß dieſe Veranſchlagungen und Rechnungen gänzlich nur in der Selbſtüberſchätzung Heckers und Struves zu Faktoren geworden, und lediglich auf Sand gebaut geweſen ſeien.

Aber die Insurrection Heckers wurde zu einem um so unverantwortlicheren und frevelhafteren Unternehmen, je sicherer es ist, daß wenn auch Hecker selbst den Schein wahrte, Französische Hülfe abweisen zu wollen, er doch auf die erwartete Entwickelung der Dinge dort in Frankreich, als eine Bürgschaft seines Erfolgs, eifrig blickte, und seine deßfallsigen Erwartungen nicht unberechtigte waren.

Die Wahrscheinlichkeiten eines Französischen Kriegs sind oben besprochen worden. Davon ausgegangen, konnte zu Französischer Einmischung die Verwirrung der Begriffe über Volkssouveränetät, die in Deutschland überhand genommen, einen willkommenen Anlaß darbieten. Hat doch Hecker zur Vertheidigung der durch ihn angezettelten republikanischen Erhebung auf den Volkswillen sich bezogen, der in Offenburg, Freiburg, Heidelberg, Stockach, Engen und an vielen anderen (nicht genannten) Orten, laut sich für den Freistaat ausgesprochen habe. Bei solcher Verwirrung der Begriffe, — als ob Volkssouveränetät jedem Volkshaufen zustehen müsse der sich um seinen Kirchthurm schaart, — hätte der geringste Anfang einer Organisation von Republik in dem südwestlichsten Winkel von Deutschland, ein Vorwand für Frankreich werden können, das Nicht-Interventions-Prinzip gegen den so sehr gelockerten Deutschen Bund, d. h. gegen seine Aufgabe geltend zu machen, die Ordnung in den Bundesgebieten, — durch die Macht eines Bundesstaats nämlich in dem Bundesgebiete eines andern, — aufrecht zu erhalten. Aehnliches war, kaum einige Wochen vor dem Hecker'schen Losbruche, in der Schweiz bezüglich Neuenburgs vor sich gegangen, und die Mächte hatten es geschehen lassen. Frankreich, — das Französische Volk, — welches kein politisches Prinzip besser, als die unter allem Wechsel der Regierungsformen unangefochtene Thatsache der nationalen Einheit begreift und instinctiv daran fest hält,

konnte, ohne Gefahr davon angesteckt zu werden, jenen gefälschten, die Nationaleinheit zerreißenden, ihre Berechtigung mißkennenden Begriff der Volkssouveränetät, zu eigenem Nutzen gegen das Ausland ausbeuten. —

Daß jener Umschwung in den Französischen gährenden Zuständen damals nicht eintrat, daß der Mann der friedlichen und etwas mehr völkerrechtlichen Politik dort während jener traurigsten Deutschen Krisis am Ruder blieb, — das war ein unverhofftes Glück für Deutschland.

Niemand wird zweifeln, daß Hecker seine Republik lieber ohne Anlehnung an das Ausland, mit eignen Badischen und Deutschen Mitteln, begründet haben würde; — daß er aber, zum Aeußersten gebracht, theils nicht Herr der Bewegung, noch die Seele der leitenden Entschlüsse geblieben wäre, theils sein patriotisches Gewissen bei Annahme fremder Unterstützung zu beschwichtigen gewußt haben würde, dafür liegen die Thatsachen vor. Die Begründung des Hirngespinstes einer socialen Republik, d. h. einer permanenten Anarchie, war dieser republikanischen Partei ein Erstes; die Integrität des Deutschen Vaterlandes, die Erkenntniß des nationalen Bedürfnisses der Einheit, ein sehr untergeordnetes Zweites. Am 15. April will Hecker in Engen die Frau Herwegh, die mit ihrer in Frankreich gesammelten gemischten Schaar von zweideutig nationalem Charakter herüber gerufen sein wollte, barsch abgewiesen haben; — in der Nacht auf den 20. April in Kandern, war er gegen die wiedererschienene Frau Herwegh schon weniger zurückweisend; seine Antwort war, wie sein Gefährte Mögling berichtet:

„er habe die Französischen Arbeiter nicht aufgefordert zu kommen, und werde sie auch jetzt nicht rufen, so wenig als er verhindern könne, daß sie über den Rhein kommen."

Von demselben Mögling erfahren wir, daß schon bei der Katastrophe von Freiburg, vier Tage später, die Ankunft der

überrheiniſchen Schaaren von den Inſurgenten als ein glückliches Ereigniß würde betrachtet worden ſein. —

Was die andern Faktoren anlangt, auf welche Hecker und Genoſſen zählten, ſo hatte er ſich auch darin nicht getäuſcht, wenn er vorausſetzte, daß die republikaniſchen Sympathien und Geſinnungen, und nicht blos in Baden, — bei mangelnder, energiſcher Führung der Deutſchen Bewegung zu entgegengeſetztem Ziele, — bedeutend um ſich gegriffen hätten. An dieſem andern Ziele mußte die Monarchie, wollte ſie die republikaniſchen Sympathien entwurzeln, zugleich die nationale Einheit und Garantien gemäßigter Freiheit durch parlamentariſche Großſtaatsverfaſſung, zeigen und bringen.

Die Stimmung des Landes, in welchem Hecker operirte, iſt oben beſprochen. Zwar iſt es noch weit, von der Unzufriedenheit mit den politiſchen Zuſtänden, bis zu der keimenden feindlichen Geſinnung; und dann wieder von einer verbreiteten Ueberzeugung über Nothwendigkeit einer gewaltſamen Umgeſtaltung, bis zur Wägung und Schätzung der Kräfte; bis endlich zum Entſchluß, das Leben und die Exiſtenz der Seinigen daran ſetzen zu wollen. Aber die Geſchichte zeigt auch, daß wo einmal die Abneigung gegen beſtehende politiſche Zuſtände im Volke Wurzel gefaßt hatte, es dann nur eines kleinen Anfangs von Revolution bedurfte, um Erfolge zu ermöglichen. Es war ſchon ein bedenkliches Symptom, daß, ungeachtet der Erfolg von Heckers erſtem Aufruf und erſtem Auftreten ſo unter der Erwartung geblieben war, es dennoch Sigel gelang, unter ſchon ſehr ſchwierigen Verhältniſſen, — nämlich nach dem Rückzug der Inſurgenten von Donaueſchingen, während die Württemberger das inſurgirte Land theilweiſe ſchon beſetzt hatten, ſo daß Sigel ſeine erſt im Entſtehen begriffene Colonne gleichſam zwiſchen den feindlichen Bajonetten und unter beſtändigen Hin- und Herzügen bilden mußte, die Gefahr alſo augenſcheinlich für Alle, ſchon im Beginn eine

unmittelbar drohende und ernſte war, — daß, ſage ich, es dennoch Sigel gelang, die Betheiligung zu beleben und eine anſehnliche Schaar zu verſammeln. Die ihrer Natur nach ruhige und nachdenkliche Bevölkerung des Seekreiſes und Schwarzwaldes war, auch in ihrem damals zahlreich republikaniſch geſinnten Theil, bei der plötzlichen Erſcheinung und Aufforderung Heckers zunächſt überraſcht; auch hat gewiß Mißtrauen, ſowohl über die Natur der Glückſeligkeiten die ihnen zugedacht waren, als über die Befähigung der Führer die ſich nun darſtellten, geherrſcht; ſie bedurfte der Zeit zum entſcheidenden, ſo ſchwer wiegenden Entſchluß. Dann aber regte ſich die Partei; auch der Wirth Weishaar von Lottſtetten, Mitglied jenes Landesausſchuſſes der in Offenburg gewählt worden war, hatte allmählig ſeine Unluſt und Unentſchloſſenheit überwunden, und er ſtand am 20. mit ſeiner jedoch nicht zahlreichen Schaar, freilich zu ſpät, in Steinen, während Sigel an dieſem Tage von St. Blaſien, das Albthal hinauf über Bernau nach Todtnau rückte. —

Was der Hecker'ſchen Inſurrection, die alſo als ſo gefahrlos nicht beurtheilt werden darf, in der Geburt ſchon den Todesſtoß verſetzte, das war der Mangel an Organiſation, an Einheit in der Führung, und an Vertrauen der Führer zu einander, wofür die Belege überall entgegen treten. Dieſer Mangel an Organiſation, die geringe Energie in der Ausführung der Befehle, die ſchlechten Beſtellungen, müſſen weſentlich auf Rechnung der Abweſenheit Fickler's geſetzt werden. In Ficklers Hand war die politiſche Führung der republikaniſchen Partei des Seekreiſes und des ſüdlichen Schwarzwaldes concentrirt geweſen; von ihm aus und nach ihm zu, liefen die Verbindungsfäden der Localitäten untereinander; er war der Mann des Vertrauens für die untergeordneten Agenten und Boten. Im erſten Stadium einer Revolution ſind viele Thätigkeiten durch ſolch perſönliches Vertrauen zu den leitenden und vermittelnden Perſonen bedingt, und es liegt in der Natur

ſo gefährlicher Beziehungen, daß ſolches Vertrauen nicht alſobald auf Andere übertragen wird, wenn die bisherigen Mittelsleute vor ſchon wenigſtens halbentſchiedener Sache plötzlich abgehen. Nun waren alle dieſe Fäden zerriſſen, und es offenbarte ſich die große Bedeutung der herzhaften und gewiſſenhaften That, die Karl Mathy durch die Arreſtation Ficklers am 8. April ausgeführt hatte. Nicht zu verwundern iſt darum auch der grenzenloſe, gleich nach der That ſein Leben bedrohende Haß, durch den ihn die Partei der ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Republikaner geehrt hat.

Wir haben geſehen, daß General von Gagern, nach eingetroffener Nachricht von dem im Seekreis ausgebrochenen Aufruhr, am 18. April das Hauptquartier des Operationscorps von Willſtett nach Freiburg im Breisgau verlegt hatte.

Die Beſatzung von Freiburg beſtand aus dem von dem Major Lebrun commandirten 3. Bataillon des Badiſchen Leibinfanterie-Regiments, und in dem vom Major Cronenbold commandirten 1. Bataillon des 3. Heſſiſchen Infanterie-Regiments, das noch am 17. ſpät Abends in Freiburg eingerückt und in der Caſerne untergebracht worden war. Für die in Freiburg liegenden Truppen waren bereits an dieſem Tage die im Kriege nothwendigen Sicherungsmaaßregeln angeordnet, und eine Feldwache in das Dreiſamthal vorgeſchoben, die über Ebnet hinaus patrouilliren ließ.

Beide in Freiburg liegende Bataillone wurden noch am 18. von dem General inſpicirt; das Bataillon Lebrun des Nachmittags auf dem Karlsplatze, das Bataillon Cronenbold am Abend beim Verleſen. Nach beendigter Inſpection des Bataillons

Lebrun, und nachdem dieses dann in Masse geschlossen war, hielt der General nach glaubhaftem Bericht folgende Anrede an das Bataillon, und ähnlich auch am Abende an das Hessische Bataillon:

„Der Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs hat mich so unerwartet zum Obercommando über Euch berufen, daß es mir nicht möglich war die nöthigen Uniformsstücke anzuschaffen um darin vor Euch zu erscheinen. Das darf Euch jedoch nicht hindern den Befehl Eures Landes-Fürsten durch pünktlichen Gehorsam gegen mich zu ehren. Ich erwarte und fordere solchen unbedingt, wie die Gesetze militärischer Subordination es befehlen.

Es ist nicht unmöglich, daß wir im eigenen Lande, statt auf Pflichtgefühl und vaterländische Tugend, auf freche Gewaltthätigkeiten stoßen; — dann rechne ich bei meinen Anordnungen auf Euern Muth und Eure treue Hingebung. An der pflichttreuen Festigkeit braver Truppen wird das freche Unterfangen scheitern. Ich weiß es, — Ihr seid umgeben von Verlockungen zum Abfall und Aufruhr! Haltet fest an Euerm Eid, der Euch Thron und Verfassung zu schützen gebietet. Haltet fest zu Euern Officieren, die Eure nächsten und besten Freunde sind. Ihnen vertraut und folget ihren Befehlen!“

Im Laufe des Abends ließ der General im Gasthaus zum Zähringer Hof, wo er abgestiegen war und wo viele Officiere sich versammelten, diesen und jenen besonders sich vorstellen, besprach sich mit ihnen über den Geist und die Verläßlichkeit der Truppen, und manches Vorurtheil, das unter dem Badischen Officiercorps gegen ihn bestand, war bei seinem näheren Herantreten schon gewichen.

Den 19. April Vormittags traf die Nachricht in Freiburg ein, daß eine Colonne der Aufrührer sich nach dem Wiesenthal gewendet habe. Sofort verlegte der General sein Hauptquartier nach Schliengen und zog einen Theil seiner Truppen hier und in der Nähe zusammen.

An dieſem Vormittag ſchrieb Fritz mir nachſtehenden Brief, den letzten den er an ſeine Familie geſchrieben hat; es galt derſelbe aber auch dem Heſſiſchen Miniſter:

Freiburg, den 19. April 1848.

Lieber Heinrich!

Ich bin ſeit vorgeſtern hier und gehe noch heute mit ein paar Bataillons per Eiſenbahn nach Müllheim und Schliengen. Hier iſt alles ruhig; es wird ſich zeigen, ob es zwiſchen Müllheim und Lörrach etwas zu thun giebt.

Ich habe alle Urſache mit meiner Lage zufrieden zu ſein und mein Verhältniß zu den Truppen und ihren Chefs iſt das Beſte, obgleich ich mich ihnen noch nicht anders als im bürgerlichen Ueberrock zeigen konnte. Der Heſſen habe ich mich beſonders zu beloben; das Bataillon des Leibregiments, welches Major Cronenbold commandirt, iſt immer bei mir. Cronenbold iſt ein tüchtiger Mann, von der beſten Geſinnung und voll Energie; er iſt mir ſehr nützlich. Auch General Pfaff gefällt mir ſehr gut; die Umſtände haben mich gezwungen ſeine Brigade ganz auseinander zu reißen (weil man eben überall Heſſen haben will); er hat darüber gar keine Empfindlichkeit geäußert; ich werde aber dafür ſorgen, daß er bald ein ſeinem Range entſprechendes Commando erhält, wahrſcheinlich aus Badnern und Heſſen combinirt.

Die Verhältniſſe ſind ſchwierig, und wenn man den Allarmiſten glauben wollte, hätte man jeden Augenblick Veranlaſſung zu neuen Beſorgniſſen und neuen Dispoſitionen. Ich habe keine allzugroße, aber ich habe doch Zuverſicht, daß alles in wenig Tagen entſchieden ſein wird, und daß wir Meiſter bleiben.

Lebe wohl, dem Vater und Max theile mit, aber mit der Bitte alles für ſich zu behalten was nicht ganz unverfänglich iſt.

Dein treuer Bruder
Fritz.

Bei Schliengen eröffnet ſich in der Richtung ſtromabwärts das erweiterte Rheinthal, während ſtromaufwärts das Schwarz-

waldgebirge, doch als Ausläufer mit dem Charakter eines Hügellandes, bis an die Ufer des Rheins ſich drängt.

Wollten die Aufſtändiſchen von dem Heerd des Aufruhrs aus in das untere Rheinthal hinabſteigen und hier verſuchen, ihrem Unternehmen Fortgang zu bereiten, ſo mußten ſie vom Wieſenthal und der Seegegend aus, entweder den Weg über Freiburg einſchlagen, welchen ihnen zu verlegen das Württembergiſche von Donaueſchingen aus operirende Corps die Aufgabe hatte; — oder ſie mußten bei Schliengen herauskommen; ſei es nun, daß ſie, wie es auch geſchah, den Weg über Kandern einſchlugen, oder daß ſie das Wieſenthal hinab über Lörrach zogen, und dann von Weil und Haltingen aus die Rheinſtraße zu verfolgen ſuchten. Beiden dieſen Möglichkeiten alſo begegnete eine bei Schliengen genommene Aufſtellung. Wir haben geſehen, daß die Aufſtändiſchen ſelbſt erſt am 18. Abends oder 19. früh im Kriegsrath beſchloſſen hatten, den Weg über Kandern zu nehmen.

Am Abend des 19. gelangte die Nachricht von der Bewegung der Hecker'ſchen Schaar gegen Kandern in das Hauptquartier nach Schliengen. Der General entſchloß ſich die Freiſchärler in Schliengen nicht zu erwaten, ſondern ihnen entgegen zu gehen. Er iſt darüber getadelt worden und zwar aus dem Grunde, weil er ſchon auf dem Wege bis Kandern, beſonders aber jenſeits Kandern, fortwährend — Defiléen zu paſſiren hatte, die eine Aufſtellung und Action der Truppen in Maſſe, worauf das Uebergewicht geſchulter Linientruppen über Guerrillas beruht, unthunlich machten, während ſolches Terrain gerade einer ungeregelten Volksbewaffnung die größeren Vortheile bietet.

Der General mußte entſcheidende Gründe zu dieſer Angriffsbewegung haben, die allerdings den Regeln nicht zu entſprechen ſchien, die er für den Bürgerkrieg ſelbſt aufgeſtellt hatte*):

*) III Theil. XI. Vom Kriegsweſen. Seite 223.

„Der Feldherr, welcher einen Volksaufſtand zu bekämpfen hat, muß das offene Feld ſuchen; er muß durch verſtellte Rückzüge den Feind dahin locken und ihm dann in Colonne mit dem Bajonett auf den Leib gehen. Cavallerie und Artillerie imponirt am meiſten ſolchen ungeordneten Haufen, weil ſie ihre Wirkung überſchätzen."

Welche Gründe den General zu einem theilweiſe entgegengeſetzten Verfahren beſtimmten, wiſſen wir zwar nicht; wahrſcheinlich ſind es die folgenden geweſen. Es war von der höchſten Wichtigkeit, damit nicht die Anarchie über das ganze ſüdweſtliche Deutſchland ſich verbreite, mit dem Badiſchen Aufſtande raſch zu Ende zu kommen. Es war zweifelhaft, ob Hecker mit ſeiner Schaar von Kandern aus ſich nach Schliengen hervorwagen werde, wenn er erfuhr, daß Schliengen ſtark beſetzt ſei. Dann hätte der Aufſtand im Gebirge fortgähren können mit der nachtheiligen Folge, daß die benachbarten Deutſchen Landſtriche in Spannung erhalten und mit Gerüchten von erdichteten Erfolgen der Aufſtändiſchen erfüllt wurden; daß der Muth oder die Bereitwilligkeit der Truppen dauernd der Verlockung und dem Zweifel blosgeſtellt blieben; daß dadurch dieſe wirklich mehr noch demoraliſirt worden wären. Dazu kam, wie wir geſehen haben, daß bedeutende Verſtärkung für Hecker ganz in der Nähe war, da am Tage des Gefechts bei Kandern Sigel, mit ſeiner Schaar von 3000 Mann, von St. Blaſien aus bei Todtnau in das Wieſenthal einrückte, und Weishaar, in Begleitung Struve's mit einer andern Schaar nach Steinen im Wieſenthal gelangt war, einen nur kurzen Marſch von Kandern. Zu dieſen mehr politiſchen Gründen für die Angriffsbewegung mochten noch folgende reinmilitäriſche hinzukommen. Die eigenen Landestruppen waren theilweiſe ſo verläßlich nicht, um der Theorie von dem Uebergewicht diſciplinirter Truppen mit Sicherheit vertrauen zu können. Der General hatte wahrſcheinlich überwiegende Gründe, lieber

dem Choc mit geſchloſſenen Angriffscolonnen zu vertrauen, als ſeine Truppen in offenem Terrain, in ausgedehnteren Stellungen und bei zerſtreuter Gefechtsweiſe, aus der Hand zu geben. Ueberdem waren dieſe Truppen aus zwei einander noch fremden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt; weder in ſich ſelbſt noch mit dem Führer bis jetzt zuſammengewachſen. Er mochte auf den Erfolg der Ueberraſchung bei der zuſammengelaufenen Schaar der Aufſtändiſchen zählen und die Schwäche des getheilten Feindes war dem General annähernd wahrſcheinlich bekannt.

Eine der von ihm ſelbſt für den Krieg gegen undisciplinirte Schaaren aufgeſtellten Maximen hat der General jedenfalls energiſch ausgeführt: ſeinen eigenen noch unerprobten Truppen das Beiſpiel der Entſchloſſenheit und des Muths gebend und an ihre Spitze ſich ſtellend, iſt er dem feindlichen Haufen mit dem Bajonett auf den Leib gegangen; er hat dieſen Feind, einmal gefaßt, nicht wieder losgelaſſen; und das Reſultat entſchied zu Gunſten ſeiner Anordnung.

Das Gefecht auf der Scheidegg bei Kandern.

Das an ſich unbedeutende Gefecht auf der Scheidegg hat durch den Tod Friedrichs von Gagern, und durch die Folgen überhaupt, eine größere Bedeutung gewonnen. Es iſt darüber eine ziemlich umfangreiche Literatur*) entſtanden, die theils in Berichten und veröffentlichten Briefen, theils in zuſammenhängen-

*) Außer den oben ſchon erwähnten Quellen habe ich ferner benutzt: „Das Gefecht bei Kandern und der Tod des Generallieutenants von Gagern, am 20. April 1848; nach officiellen Aktenſtücken. Karlsruhe 1848."

„A. Kehrer, Hauptmann im Großherzoglich Heſſiſchen 3. Infanterie Regiment, Ritter des Großherzoglich Heſſiſchen Ludwigsordens 1. Claſſe —, „Ereigniſſe und Betrachtungen während der Verwendung der Großherzoglich Heſſiſchen Armeedivision in den Jahren 1848 und 1849. Worms 1855."

den Erzählungen vorliegt. Ich entnehme aus dieſen Quellen den Hergang, wie er theils wirklich beglaubigt iſt, theils als wahrſcheinlich ſich herausſtellt. Mit dem Schauplatz des Gefechtes habe ich mich durch Augenſchein bekannt gemacht. Sonſtige Aufſchlüſſe ſtanden mir nicht zu Gebot; die obigen öffentlichen Quellen konnten mir genügen. Um Niemanden in Ungelegenheiten durch vielleicht beſtreitbare Mittheilungen über ein Ereigniß zu bringen, wodurch manche Eigenliebe verletzt, manche Eiferſucht erweckt und die politiſchen Leidenſchaften ſo ſehr aufgewühlt worden ſind, — habe ich abſichtlich vermieden, mich um Aufſchlüſſe und Mittheilungen an ſolche zu wenden, die am Gefecht theil genommen haben, und die vielleicht ſo gefällig geweſen ſein würden, mir mit ſolchen an die Hand zu gehen.

Zu der auf den nächſten Tag, den 20. April, beabſichtigten Angriffsbewegung beſtimmte der General folgende Truppentheile: das 3. Bataillon des Badiſchen Leibinfanterieregiments (Major Lebrun), das 3. Bataillon des Badiſchen zweiten Infanterieregiments (Obriſtlieutenant von Klock), welches bisher in Lörrach und Umgegend geſtanden hatte und am 19. von da zurückgezogen wurde; das 1. Bataillon des Großherzoglich Heſſiſchen 3. Infanterieregiments (Major Cronenbold), die 1., 2. und 4. Schwadron des Badiſchen 1. Dragonerregiments (Oberſt von Hinkeldey), 4 Fuß- und 2 reitende Badiſche Geſchütze. Ein weiteres von Freiburg nach Schliengen herangezogenes Badiſches Bataillon blieb in Schliengen. Das Expeditionscorps beſtand alſo aus 3 Bataillonen Infanterie mit, nach oben erwähntem Etat, 2016 Mann; 3 Schwadronen Cavallerie mit 270 Mann; und 6 Geſchützen mit 103 Mann; zuſammen nicht ganz 2400 Mann.

Die Infanterie war auf der Eiſenbahn von Freiburg herangekommen, und das Heſſiſche Bataillon am Nachmittag hinter

Schliengen, nach Basel zu, eben ausgestiegen und aufgestellt, als der General kam und dem Commandeur die Absicht kund gab, die Aufständischen am andern Morgen aufzusuchen, wobei er vorzüglich auf das Bataillon rechne.

Die bezeichneten Truppen wurden nun in und bei Schliengen für die Nacht so gelegt, daß beide Straßen, auf denen der Feind anrücken konnte, die von Kandern und die Rheinstraße von Basel her, beobachtet waren. Auf der letzteren Straße bei Kaltenherberge lag eine Hessische Compagnie auf Feldwache; die 4 andern Hessischen Compagnien rückten in das Dorf Hertingen, zwischen jenen beiden Straßen gelegen; eine Badische Compagnie kam nach Liel, eine halbe Stunde von Schliengen auf dem Weg nach Kandern; auch die Orte Steinenstadt, Mauchen, Ober- und Niedereggenen waren mit Truppen belegt.

Es erfolgte am Abend nachstehender

Tagsbefehl.

Hauptquartier Schliengen, den 19. April 1848.

1. Morgen wird so frühzeitig aus den Cantonirungen ausgerückt, daß die Bataillone um $3^1/_2$ Uhr hier versammelt sind.
2. Den Aufstellungsplatz des Großherzoglich Hessischen Bataillons habe ich dem Commandanten desselben mündlich bestimmt, wobei es verbleibt.
3. Die Stationscommandanten werden die Abmarschzeiten nicht veröffentlichen, sondern bemessen, wann Generalmarsch geschlagen werden soll, welchem eine halbe Stunde später das Marschsignal folgen muß.
4. Die Truppen haben sich von morgen an täglich mit Brod zu versehen, da die Quartiere nicht voraus angezeigt werden können.
5. Die Truppen marschiren unter allen Verhältnissen mit Marschsicherung, und in den Cantonirungen sind gleichfalls

die nöthigen Sicherungsmaaßregeln anzuordnen, und die Verbindung durch Patrouillen zu unterhalten.

Das Dorf Bellingen rechts gegen den Rhein zu ist nicht besetzt.

Der Divisionscommandant.
v. Gagern.

Am Abend noch kamen Meldungen von verschiedenen Seiten über die Anwesenheit Heckers mit seiner Schaar in Kandern, und eine dieser Meldungen wurde dahin beantwortet:

„Der Major Cronenbold wird benachrichtigt, daß seine Meldung auch von anderer Seite bestätigt worden ist. In Liel steht eine Compagnie, welche ganz in Bereitschaft ist. Major Cronenbold wird ersucht, sich durch Patrouillen mit dieser in Verbindung zu setzen und im Falle eines Angriffs von Kandern auf Liel in die linke Flanke des Feindes zu wirken.

Wenn in der Nacht nichts vorfällt, ist meine Absicht, morgen früh um 4 Uhr mit den beiden Badischen Bataillons von hier aufzubrechen und gegen Kandern vorzurücken.

Das Bataillon unter Befehl des Majors Cronenbold soll alsdann die rechte Flanke dieser Colonne decken, indem es von Hertingen nach Riedlingen (auf dem Wege nach Kandern) marschirt, wo es weitere Befehle abzuwarten hat.

Schliengen, den 19. April 1848. Abends 11½ Uhr.

Der Divisionscommandant
v. Gagern.

Die nächtlichen Patrouillen verläßigten sich, daß beim Feinde Alles ruhig blieb. —

Ueber dasjenige, was in dem Lager der Insurgenten vorging, berichtet, im Wesentlichen in Uebereinstimmung mit Mögling, —

Hecker: — „als wir mit der Dunkelheit (am 19. Abends) den waldigen Weg gegen Kandern hinabzogen, kam uns die Botschaft entgegen, daß in Schliengen starke Heeresmacht liege und Fußvolk, Reiterei nebst Geschütz gegen Kandern rücke, daher wir auf der Hut sein müßten. Wir ließen nun antreten, Stille wurde geboten, das Tabakrauchen untersagt und lautlos rückte die Colonne vorwärts." ꝛc. „Nahe bei der Stadt wurde uns die Nachricht überbracht, daß einige Dragoner in Kandern im Quartier liegen." „Doll erhielt den Auftrag mit einigen Scharfschützen vorzudringen und sie wo möglich zu Gefangenen zu machen, kam aber zu spät" (d. h. es waren keine Dragoner da gewesen) „er sah aber sogleich (wie wir denn bald nach dem Einmarsch dieselbe Wahrnehmung machten) daß der größte Theil der Bevölkerung uns entgegen und mit den Linientruppen im Einverständniß sei." ꝛc. „Von Kandern sind wir förmlich verrathen und verkauft worden." „Es war im Gemeinderath von Kandern sogar beantragt worden, sich unserm Einrücken zu widersetzen oder Quartier zu verweigern. Die Mannschaft wurde eine Zeit lang unter Waffen gehalten, starke Feldwachen oder Vorposten ausgestellt, Kundschafter ausgesendet, und erst als alle Sicherheitsmaaßregeln angeordnet waren, die Mannschaft mit dem Bedeuten in die Quartiere entlassen, beim ersten Allarmzeichen auf den Sammelplätzen zu erscheinen.

„Mittlerweile begaben sich Kaiser und ich mit einander, so wie Willich und Bruhn andererseits auf das Recognosciren, um für den Fall eines Ueberfalls oder Angriffs, Disposition ergreifen zu können. Da die Nacht ziemlich helle war, so konnte dieses ziemlich gut geschehen, wobei uns Wehrmänner, welchen die Gegend bekannt war, begleiteten." ꝛc.

„Unser Recognosciren ergab, daß die vortheilhafteste Position die sei, im Falle eines Ueberfalls sich auf die um die Stadt liegenden Höhen gegen Osten zu ziehen und zu vertheidigen, bis Succurs von Sigel oder Weishaar komme. Da man gegen Kandern von Lörrach, von Schliengen und von Müllheim her anrücken kann, so war diese Stellung die günstigste; weil sie für den Fall, daß

von Lörrach und Schliengen her gleichzeitig Truppen anrückten, am leichteſten zu vertheidigen und auch der Rückzug nach Steinen oder ein Flankenmarſch gegen Müllheim ausführbar war.

„Gegen Schliengen zu, zwiſchen Kandern und Riedlingen befindet ſich ein Paß, welcher von einem Bach durchſtrömt wird. Manche von uns waren der Anſicht, die dortige kleine Brücke abzubrechen, aus den umherliegenden Felsſtücken, welche ſo zu ſagen wie ein Geſchenk für uns hergelegt waren, eine Barrikade oder ein Verhau zu bilden, die Anhöhen mit den Schützen zu beſetzen und die Truppen dorten aufzuhalten, mindeſtens das Vorrücken der Reiterei und des Geſchützes aufzuhalten, bis unſre Verſtärkung eingetroffen ſein würde. Willich hielt dieſes bei der geringen Zahl unſrer Mannſchaft und, weil der Paß von dem Fußvolk umgangen werden könne, für nicht gerathen, und wir kehrten in das Quartier zurück, woſelbſt beſchloſſen wurde, ſich gegen Steinen zurückzuziehen. Leider ging der Vorſchlag, in der Nacht um zwei Uhr aufzubrechen, nicht durch; denn geſchah dieſes, ſo wurde die Vereinigung des Sigel'ſchen und Weishaar'ſchen Corps mit dem unſrigen bewerkſtelligt, und wir konnten dem von Schliengen herrückenden gegen 4000 Mann ſtarken Heere der Gegner die Spitze bieten.“ ꝛc. . . . . .

„Eine kurze Zeit legten wir uns angekleidet auf die Lagerſtätten am Boden mit der Ueberzeugung, daß nun ein entſcheidender Moment für unſer Unternehmen herannahe. —

„Donnerſtag, der 20. April brach an. Erſt um 8 Uhr ſetzte ſich die Vorhut und die Hauptcolonne in Bewegung, als uns der Heranzug der feindlichen Heeresmaſſen gemeldet wurde. Kaiſer und Doll blieben mit der Nachhut noch im Orte; mit Mühe erlangte der Letztere Pferde für unſre 2 kleinen Kanonen und den Bagagewagen, welche dadurch faſt Beute der Gegner geworden wären.“ ꝛc. . . .

Der Morgen des 20. April, Grün-Donnerstag des Jahres 1848, fing an zu grauen, als die beiden Badiſchen Bataillone in Schliengen ſich aufſtellten.

Die Gewehre waren jetzt zum erſten Male ſcharf geladen, aber es war auch das ſtrenge Gebot ergangen, nur im Falle feindlichen Angriffs und nicht ohne ausdrücklichen Befehl zu feuern. Die Colonne von allen Waffen formirte ſich, Regierungsrath Stephani begleitete dieſelbe als Civilcommiſſär. Der Marſch gegen Kandern ward angetreten; Hauptmann Graf Enzenberg von dem Bataillon Lebrun hatte mit ſeiner Compagnie die Vorhut; der General ritt an der tête der Hauptcolonne, doch auch heute noch im bürgerlichen Ueberkleid, eine leichte Mütze auf dem Haupte, einen Ordonnanzſäbel mit ſilberner Kuppel um den Leib geſchnallt.

Es verlautete während des Marſches, Hecker mit ſeiner Schaar habe in Kandern übernachtet, ſeine Vorhut auf der Straße gegen Schliengen ausgeſtellt, und entweder werde man ihm auf dem Wege begegnen, oder ihn in Kandern treffen.

Die Mannſchaft ſchien gutes Muths. Das erſte Dorf Liel war paſſirt. Da durch die Vorſicht, mit welcher der Commandant der Vorhut das Dorf hatte betreten und abſuchen laſſen, die Colonne zum Halten genöthigt worden war, ſo ritt der General jetzt zur Vorhut vor, und begleitete längere Zeit deren Operationen, zuerſt ſchweigend und beobachtend, dann aber mit dem Commandirenden und den Soldaten ſich unterhaltend, indem er ihr Benehmen lobte, und dadurch ſich angenehm zu machen ſuchte; und er verſtand das, in bündiger Soldatenweiſe.

Bis Liel hatte man ein geräumiges, hügelbegränztes Thal zu paſſiren gehabt, durch welches der Lielbach fließt, der unmittelbar vor Liel nordöſtlich von Eggenen herabkömmt, dann nordweſtlich über Schliengen und Steinenſtadt ſich in den Rhein ergießt. Die nördlich, links neben der Straße herlaufenden

Hügel ſind durchaus bebaut; die ſüdlichen Abhänge zum Theil mit Wein, die ſüdlichen Hügel zur Rechten ſind anſteigend ebenfalls Ackerfeld, die Höhen aber mit Wald gekrönt. Hat man Liel paſſirt, ſo ſteigt man nach Riedlingen zu gemächlich Berg an; die Hügel zu beiden Seiten ſind nun mit Wald bedeckt und engen die Straße mehr und mehr zu einem Defilé ein. Anfangs hat man links, nordöſtlich, Niederwald auf 50 Schritt; rechts, ſüdweſtlich, Hochwald auf 4 bis 500 Schritte Abſtand vom Wege; bis zu dieſen Abſtänden iſt der Boden Grasland und Ackerfeld. Eine Viertelſtunde weiter wird der Weg zum engen Defilé; der Wald, links, niederes Dickigt, rechts lichter Hochwald, tritt bis dicht an den Weg; die Seitendeckung der Marſchcolonne wird ſchon ſchwierig. Nach einer kleinen halben Stunde hat man von Liel aus die Höhe gewonnen, der Charakter des Wegs bleibt derſelbe bis, eine Viertelſtunde vor Riedlingen, der Wald wieder dem Feldbau Platz macht, ſowohl nördlich gegen das Feuerbacher, als ſüdlich gegen das Thal der Eſſelbach zu.

Riedlingen liegt in einer Schlucht, in welche man etwa acht Minuten braucht hinabzugehen, um gleich wieder nach Kandern zu ziemlich ſteil bergan zu ſteigen.

Während die Haupteolonne ihren Marſch bis Riedlingen zurücklegte, war Major Cronenbold mit dem Heſſiſchen Bataillon um 4 Uhr des Morgens von Hertingen aufgebrochen und über Tannenkirch nach Riedlingen marſchirt. Da man auf dem Wege von Tannenkirch aus einzelne feindliche Trupps jenſeits des Eſſelbachs, wo zwiſchen der Eſſel und Kandern der Berg Bählen liegt, bemerkt zu haben glaubte, ſo wurden Abtheilungen der Schützencompagnie beordert, den Eſſelbach und den Berg Bählen zu überſchreiten, und das Thal der Kanderbach, ſüdweſtlich von Kandern, zu gewinnen, um dem Feinde den Weg durch dieſes Thal, nach Binzen und der Rheinſtraße zu, abzuſchneiden. Das übrige Heſſiſche Bataillon vereinigte ſich in Riedlingen mit dem

Hauptcorps und zog die Schützencompagnie, welche weder an dem Bählen, noch in dem Kanderthal einem Feinde begegnet war, erſt vor Kandern wieder an ſich. Doch waren, als die Schützencompagnie das von Kandern ſüdliche Kanderthal und die dortige Straße erreicht hatte, aus den Reihen der Aufſtändiſchen, welche ſüdöſtlich von Kandern, am Fuße des Heuberges theilweiſe aufgeſtellt waren, vereinzelte Schüſſe, wahrſcheinlich als Signale des Anmarſches der Truppen, gefallen.

Nachdem, mit Ausnahme dieſer Schützencompagnie des Heſſiſchen Bataillons, das übrige Expeditionscorps in Riedlingen ſich vereinigt hatte, wurde der Marſch nach Kandern, welches eine kleine halbe Stunde von Riedlingen, zwei kleine Stunden von Schliengen entfernt iſt, fortgeſetzt.

Der Weg von Riedlingen dahin bildet Anfangs ein ſehr enges Defilé, aber die ſteilen Hügel zu beiden Seiten ſind mit Feldfrüchten und Wein bebaut, und es bot daher das Terrain, in dieſer Nähe des Feindes, dem Vormarſch der Colonne keine beſondere Schwierigkeit. Auf die Höhe vor Kandern gelangt, fand man die verlaſſene Lagerſtätte der feindlichen Vorhut; aus dem Gewühl in den Straßen Kanderns, in die man hineinblickte, konnte man auf die Anweſenheit des Feindes im Städtchen ſchließen.

Dem bewaffneten Aufſtand unmittelbar gegenüber, trat nun, wie es das Geſetz und die Humanität im trübſeligen Bürgerkrieg erfordert, die Civilbehörde in Function, und Regierungsrath Stephani berichtet über ſeine eigne Ausrichtung wörtlich wie folgt:

„Vor Kandern erfuhren wir, daß die Rebellen das Städtchen noch beſetzt hielten. Ich ging allein mit einem Heſſiſchen Horniſten hinein, obgleich man mich vor dem erſten Hauſe nicht durch die Vorpoſten laſſen wollte. Ich ließ den Kommandirenden rufen; es war Literat Kaiſer aus Conſtanz.

Er verſprach, mich zu Hecker zu führen; wir gingen ihm faſt durch den ganzen Ort nach, wo es hieß, er ſei mit 600 Mann bereits abgezogen. Dieß, ſowie die Wahrnehmung, daß ihre zwei Kanonen (vielmehr Böller) mit der Caſſe und dem Pulverwagen, alles ſchlechte Karren, noch unangeſpannt waren, veranlaßte mich, vor dem Reſt der Truppe, ungefähr 200 Mann, die Aufruhrakte zu verkünden, und ſie aufzufordern, die Waffen niederzulegen. Ungefähr 15 bis 20 antworteten mit Nein, die Andern waren ſtill.

Zu unſern Truppen zurückgekehrt, erklärte ich dem General von Gagern, daß nun ſein Amt beginne, theilte ihm aber die mir gewordene Nachricht mit, daß wir oben auf der Scheide des Berges durch Scharfſchützen, die rechts und links im Walde aufgeſtellt ſeien, empfangen werden würden." —

Auf dieſe Mittheilung hin ſprach der General nur „Vorwärts" aus.

Ueber die gleichzeitigen Bewegungen der Aufſtändiſchen berichtet Karl Kaiſer aus Conſtanz:

„Nachdem der Regierungscommiſſär Stephani auf ſeine Aufforderung zur friedlichen Heimkehr von den unter meinem Kommando ſtehenden Wehrmännern eine abſchlägige Antwort erhalten hatte, zog ich langſamen Schrittes den Nachtrab des republikaniſchen Heeres aus Kandern zurück und rettete nur mit Mühe die faſt zu ſpät mit Beſpannung verſehenen Kanonen und Wagen aus den Händen der uns auf etwa 120 Schritte Zwiſchenraum nachfolgenden Truppen. Der Anführer Willich war bereits mit dem Vortrabe und dem Mitteltreffen den hinter Kandern liegenden Berg" (der Scheidegg zu, den Weg den ſie gekommen waren) „hinaufgezogen und ſtellte ſich am Eingange des ziemlich engen Paſſes, durch den ſich die Straße von Kandern zwiſchen Wäldern hinzieht, in Schlachtordnung."

Dieſe „Schlachtordnung" halten zu wollen, lag, wie wir geſehen, jetzt nicht mehr in dem Plane der Aufſtändiſchen; ſie werden ſie nur genommen haben, um bei dem verſpäteten Ausmarſch aus Kandern den Nachtrab mit den Kanonen und Wagen zu decken und aufzunehmen. Sie konnten nicht mehr einen Erfolg

ihrer Waffen, mit den Mitteln, die ihnen zu Gebot ſtanden, erwarten; nur auf den von ihnen vorausgeſetzten Geiſt der Badiſchen Truppen, auf die Möglichkeit, dieſe verführen zu können, mochten ſie noch rechnen. Aber auch bei dieſer Rechnung täuſchten ſie ſich. Theils war der Geiſt der Badiſchen Truppen damals ſo ſchlecht noch nicht, wie ſie vorausgeſetzt hatten; theils hatte bei dem Aneinanderſchließen der Badner und Heſſen, jener Geiſt durch Beiſpiel, Reue und Schaam ſich gebeſſert, ſo daß verderbliche Einflüſſe abgewehrt und verrätheriſche Neigungen niedergehalten wurden.

Der Führer der Regierungstruppen hatte die Aufſtändiſchen, die er ſuchte, gefunden; er hatte ſie mit dem Manne an der Spitze, der die Seele des Aufſtandes war, in einer Lage gefunden, die eine verzweifelte Sache verrieth. War es ohnehin von der größten politiſchen Wichtigkeit, mit dieſem das Vaterland zerreißenden, frevelhaften Aufſtand raſch zu Ende zu kommen, ſo erſchienen dazu die Umſtände heute die günſtigſten. Der General konnte keinen andern Entſchluß faſſen als den, den Feind nicht mehr auszulaſſen; ihn, war es möglich, zum Gehorſam unter die Geſetze zurückzubringen; oder, gelang das nicht, mit den Waffen ihn nieder zu werfen. Wie die Dinge beſchaffen waren, konnten etwas vermehrte Terrainſchwierigkeiten und Gefahren von dieſem Ziele nicht abwenden, die Verfolgung deſſelben nicht mehr aufhalten.

Militäriſche Pedanterie, oder was ſonſt? hat ſpäter darin ſich gefallen, die Dispoſitionen, welche der General von Gagern an dieſem Tage traf, einer ungünſtigen Kritik zu unterwerfen, ihn des Mangels an militäriſcher Umſicht, der zu großen Sorgloſigkeit zu zeihen. Es iſt Seitens der verſchiedenen Beurtheiler nicht erkennbar, ob ihre Kritik dem ganzen Plan der Expedition gilt? — daß nämlich der Feind in Kaudern aufgeſucht wurde; — dieſer Kritik bin ich ſchon oben begegnet; — oder ob man nur

die Dispoſitionen für die Ausführung im Einzelnen, namentlich den unmittelbaren Vormarſch zur Verfolgung des Feindes der Scheidegg zu, als ein unter den gegebenen Verhältniſſen zu gefährliches Wagſtück hat tadeln wollen? Wir werden ſehen was an dieſem Tadel iſt.

Während Kandern noch von den Aufſtändiſchen geräumt wurde, beſchloß der General einzumarſchieren und dem Feind zu folgen.

Das Städtchen Kandern liegt in einem von Bergen umſchloſſenen Keſſel. Der Kanderbach kommt nordöſtlich vom Hohblauen herab, fließt von Oſten nach Weſten durch das Städtchen, in welchem und bei welchem er mehrere Werke und Mühlen treibt, nimmt am weſtlichen Ende deſſelben einen andern kleinern Bach auf, der aus faſt gleicher Richtung, von Sitzenkirch, herkommt; und verfolgt dann die Richtung ſüdweſtlich nach Binzen und dem Rhein zu. Betritt man von der weſtlichen Seite, alſo von Schliengen und Riedlingen her, Kandern, ſo paſſirt man gleich vor dem Eingange eine Brücke, da, wo die beiden Bäche eben ſich vereinigt haben. Die Kander kommt durch die Hauptſtraße des Städtchens, ſo daß die eigentliche Straße links oder nördlich von dem Bach bleibt und dieſer dichter vor der ſüdlichen Häuſerreihe vorbei fließt, in welcher faſt jedes größere Haus durch eine kleine Brücke mit der Straße in Verbindung ſteht. Ehe die obere Kander von der öſtlichen Seite in das Städtchen einfließt, hat ſich das Thal erweitert, und hier, nordöſtlich von Kandern, liegt ein Schmelzofen und in einiger Entfernung von dieſem, dem Städtchen näher, ein Eiſenhüttenwerk. Zwiſchen dieſen beiden Werken führt eine Straße über eine Brücke in ſüdöſtlicher Richtung nach einer, 50 Minuten bis eine kleine Stunde von Kandern entfernten waldigen Höhe, Scheidegg genannt, und über dieſe hinaus nach Schlächthaus und Steinen an der Wieſe. Dieſen Weg war die Hecker'ſche Schaar am vorhergehenden Tage gekommen; dieſen Weg hatte ſie auch heute wieder zum Abzug eingeſchlagen,

und in einiger Entfernung jenſeits der Brücke, am Eingange des ziemlich engen Paſſes, ſich einſtweilen aufgeſtellt. Eine andere Straße führt nordöſtlich, längs der Kander hinauf. Steht man auf der zuletzt bezeichneten Brücke, über welche der Weg nach der Scheidegg führt, das Geſicht nach Norden gewendet, ſo hat man, und ſo hatte auch die jenſeits der Brücke aufgeſtellte Hecker'ſche Schaar, das erweiterte Thal der Kanderbach, ehe dieſe in das Städtchen eintritt, und jenſeits des Thales angebaute Hügel vor Augen.

Der General ließ, im Angeſicht des Feindes, dieſem gegenüber, Stellung nehmen; änderte aber dabei die von Schliengen und Riedlingen her eingehaltene Marſch- und Aufſtellungsordnung. Das Heſſiſche Bataillon wurde zur Avantgarde geſtellt und eilte im Laufſchritt durch Kandern; am öſtlichen Ausgange des Städtchens aber wurde es angehalten, an der ganzen Infanterie vorbei, die Cavallerie im Trabe, mit den zwei Geſchützen reitender Artillerie vorgezogen, und dieſe, links der Straße, gegen die vorbeſchriebene Brücke Front machend, und ebenſo die beiden Badiſchen Infanteriebataillone in Linie aufgeſtellt, ſo daß die Cavallerie mit zwei Geſchützen reitender Artillerie den linken, die Infanterie den rechten Flügel einnahm. Das Heſſiſche Bataillon in Halbzugscolonne, (die Compagnie hat zwei Züge) rückte dann bis gegen die Brücke vor, und hatte einen Zug an den Wieſengrund, der jenſeits der Kander, rechts von jener Brücke, am Saum des Waldes (Heuberg genannt) hinzieht, zur Deckung ſeiner rechten Flanke vorgeſchoben.

Der Heſſiſche Hauptmann Kehrer*) giebt die näheren Umſtände bei dieſem Aufmarſch ſo an:

„In einem engen Raume zuſammengedrängt ſtanden die Truppen auf und zur Seite des Wegs, kaum 80 Schritte von den Hecker'ſchen Büchſenſchützen getrennt, die im Halbkreis

*) A. Kehrer, am angeführten Ort. S. 44.

unſere Stellung umklammerten und hinter Felſen und Bäumen eines lichten Hochwaldes längs des Waldſaumes ganz vortheilhaft poſtirt waren und bei unſerem eiligen Vorgehen im Anſchlage lagen."

Wenn dieſe Darſtellung auf unvorſichtige Führung und zu vermeidende Gefahren hindeutet, ſo wird zunächſt auf vorſtehende Terrainbeſchreibung verwieſen, wonach das Thal, öſtlich von Kandern, ein ſo enges Defilé, wie nach obiger Beſchreibung geſchloſſen werden könnte, nicht bildet, ſo daß alſo die Truppen Raum hatten ſich auszudehnen, und ſelbſt nach den nördlichen Höhen des Geißbühls im Fall der Noth ſich zurückzuziehen. Im Uebrigen wird der Nachweis vermißt, wie die angedeuteten Gefahren zu vermeiden geweſen wären? Denn gewiß wird ſich der gedachte Officier ſelbſt ſagen, daß der Beruf des Soldaten vor dem Feind, nicht ohne Gefahr von feindlichen Kugeln getroffen zu werden, zu erfüllen iſt, und daß es zuweilen zur militäriſchen Nothwendigkeit wird, geſteigerten Gefahren ins Antlitz zu ſchauen. Davon abgeſehen, waren die Umſtände folgende: in dem erweiterten Thal der Kander, öſtlich vom Städtchen bis zum Schmelzofen, alſo auf nicht zu engem Raume für ein Corps von nicht 2400 Mann, wurde nicht das ganze Expeditionscorps aufgeſtellt; denn zu der Zeit, von welcher die Rede iſt, befanden ſich die vier Geſchütze Fußartillerie mit ihrer Bedeckung zurück, und hatten bei dem „Pulverthurm," der, wenn man von Riedlingen kommt, links der Straße auf der Anhöhe vor Kandern liegt, Poſition genommen, von der aus ſie die Anhöhe ſüdöſtlich von Kandern, welche der Feind beſetzt hatte, beherrſchten. So unterſtützt und gedeckt ſtellte ſich alſo jenes Corps von allen Waffen, eigentlich nur der Nachhut eines Feindes gegenüber, deſſen ganze Schaar etwa 1000 Mann zählte, wovon die erwähnten Büchſenſchützen die einzige in Betracht kommende Waffe waren. Was nun die angebliche Gefahr für die Truppen betrifft, von dieſer feindlichen Macht im Halbkreis

umklammert geweſen zu ſein, ſo wird man bei ſolcher Auffaſſung über jenen Großſprecher nicht mehr lachen dürfen, der für ſich allein den Feind in die Flucht geſchlagen haben wollte, und auf die Frage, wie? antwortete: ich habe ihn umzingelt.

Während der Ausführung der Aufſtellung traf es ſich, daß der Commandeur des 1. Dragonerregiments, Oberſt von Hinkeldey, neben dem General ritt, und links, etwas rückwärts, Oberlieutenant Kieffer, vom 1. Dragonerregiment. Ueber dasjenige, was ſich während und nach der in vorbeſchriebener Weiſe erfolgten Aufſtellung der Truppen begab, erzählt dieſer Folgendes:

„Etwa vierzig Schritte vor der Brücke am Eiſenhammer ſahen wir, daß jenſeits derſelben die Hänge auf beiden Seiten des Hohlwegs von den Rebellen beſetzt waren, ſo daß die erſten etwa achtzig Schritte von der Brücke entfernt waren. Dieſe Hänge beſtehen aus einem lichten Hochwald, und die Rebellen waren in demſelben gut poſtirt. Es gab bei uns einen Halt, und ich hörte, wie General von Gagern, ich weiß nicht zu Oberſt von Hinkeldey oder Major Kuntz, ſich äußerte:

„ich will noch einen Verſuch machen und Jemand hinüber ſchicken.“

In der Hoffnung, daß mir dieſer Auftrag zu Theil werde, ritt ich an die Seite des Generals und fragte ob er befehle. Der General gab mir nach kurzem Beſinnen den Befehl in folgenden Worten:

„reiten Sie hinüber und geben Sie in meinem Namen den Rebellen den Befehl, die Waffen niederzulegen.“

Ich ritt ſo ſchnell wie möglich über die Brücke, bis etwa fünfzehn Schritte vor die Rebellen. Sie waren auf beiden Hängen in aufgelöſter Linie, die Terraingegenſtände benützend, aufgeſtellt, der Hohlweg aber war frei.

Hier ſprach ich den erhaltenen Befehl laut vor. Es antwortete mir Niemand.

Nach einer kurzen Pauſe rief ich:

„Zum Zweitenmal fordere ich Euch auf, legt augenblicklich die Waffen nieder.“

Ich bemerkte nun eine Bewegung in der Linie und es ſchien mir, als wollten Einige der Aufforderung gehorchen. Allein als ein nicht weit von mir ſtehender Anführer — er war mit einem Hirſchfänger und einer Büchſe bewaffnet und trug eine ſchwarz-roth-goldene Schärpe — ſich gegen die Rebellen mit unwilliger Geberde wendete, ſo zogen dieſe ihre Gewehre wieder an. Da ich glaubte, jetzt mit beſſerm Erfolg wirken zu können, ſo rief ich den Rebellen zu:

„Zum dritten und Letztenmal fordere ich Euch auf, ſtreckt die Waffen, widrigenfalls wir von den unſrigen Gebrauch machen werden. Bedenkt Eure Angehörigen, bedenkt das Unglück, welches Euer frevelhaftes Beginnen unſerm Vaterlande bringen wird.“

Ich erhielt keine Antwort und ritt nun bis zur Brücke im Schritt, und dann im Galopp zum General zurück, meldete ihm was ich gethan und was geſchehen, worauf er ſichtbar betroffen mir ſagte:

„Reiten Sie noch einmal hinüber und fordern Sie nun Hecker auf, zu mir auf die Brücke zu kommen, ich will ihn ſelbſt ſprechen.“

Ich befolgte dieſen Befehl und nahm den Stabstrompeter des Regiments mit. Wo ich das Erſtemal hielt, ließ ich von dem Trompeter ein Zeichen geben, worauf mir Einer zurief:

„Was wollen Sie?“

Ich entgegnete, ich wolle Hecker ſprechen, worauf in der Linie nach rückwärts Heckers Name gerufen, und bald darauf mir auf die nämliche Art geantwortet wurde, daß er kommen werde. Ich ritt nun den Hohlweg aufwärts auf eine Strecke von etwa 100 Schritte, ſo daß die Vorpoſten mir im Rücken waren. Nach etwa zehn Minuten, von dem Signal an ge-

rechnet, kam Hecker den Hohlweg her in Begleitung von ſieben Mann, die mir Anführer ſchienen.

Auf zehn Schritte ſagte ich:

„Herr Hecker, der General wünſcht Sie zu ſprechen.“

Er gab mir zur Antwort: „Ich werde kommen.“

Ich wendete mein Pferd und Hecker und ſein Begleiter gingen den Weg mit mir herunter. Er fragte mich, welcher General commandire und welche Truppen unten ſtänden? Ich nannte ihm den General von Gagern; den zweiten Theil der Frage aber ließ ich unbeantwortet, und Hecker äußerte: „Der Name Gagern hat einen guten Klang.“

Im Verlauf kam die Rede auf Verrath, und ich weiß wahrhaftig nicht wer oder was dazu Anlaß gab, genug, ich ſagte, ſie hätten es mit einem Ehrenmanne zu thun und nichts zu befürchten, worauf einer der Begleiter — ich meine es war Kaiſer von Conſtanz, durch ſeine ſchwarze Binde über das Auge kenntlich — äußerte:

„Wenn Verrath lauert, ſo ſind die Anordnungen getroffen, und es fällt Gagern und Sie mit Hecker zu gleicher Zeit.“

Sie gingen mit mir bis 15 oder 20 Schritt zur Brücke. Hier machten ſie Halt und ich verließ ſie mit den Worten an Hecker, daß ich den General rufen würde, was ich denn auch that.

Hecker ging bis auf die Brücke, die Anführer blieben aber ſtehen.

Soweit der Bericht des Oberlieutenant Kieffer; Hecker ſelbſt dagegen erzählt wie folgt:

„Als unſere Colonne von Kandern auszog, faßte ſie auf den Höhen dicht vor Kandern Poſto. Ich ſtand bei einem Fähnlein am Berge, als mir zugerufen wurde, Gagern wünſche mich zu ſprechen. Ich begab mich auf die Straße, wo mir ein Kavallerie-Lieutenant, ich meine Kieffer, vom Dragoner-

Regiment in Bruchſal, entgegen kam und dieſe Mittheilung wiederholte. Ich ſtieg den Weg hinab, begleitet von mehreren republikaniſchen Anführern, und traf mit Gagern auf der Mitte einer vor der Stadt Kandern befindlichen Brücke zuſammen, wo er mich anredete: „Sie, (d. h. die Republikaner), müſſen die Waffen niederlegen," was ich natürlich ablehnte; darauf fuhr er fort: „Sie ſind ein geſcheidter Mann, aber ein Fanatiker," worauf ich erwiederte: „Wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus iſt, dann mögen Sie dieſe Handlungsweiſe alſo bezeichnen, dann giebt es aber auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen; übrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu ſtreiten, ſondern frage, ob Sie mir ſonſt etwas mitzutheilen haben." Hierauf entgegnete er mir: „ſo werde ich mit aller Strenge gleich einſchreiten," worauf ich erwiderte: „und wir werden einem Angriff zu begegnen wiſſen, übrigens werden Sie uns (die Anführer) zuvor zu unſeren Corps zurückkehren laſſen;" worauf er erwiederte: „Allerdings." Nach dieſem Zwiſchengeſpräch rief mir ein badiſcher Stabsofficier (Kunz, wenn ich nicht irre) noch zu: „Ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie ab." Damit hatte das Parlamentiren und der erſte Akt der Handlung ein Ende."

Andere haben, beim Abbrechen dieſer Unterredung, den General deutlich zu Hecker ſagen hören: „Allerdings, Sie haben 10 Minuten Zeit." —

Welchen Verlauf die Unterredung zwiſchen dem General und Hecker nahm, darüber liegen verſchiedene Berichte vor; der Eine hat dieſes, der Andere Jenes davon aufgefaßt. Was Hecker darüber erzählt hat, mag Wahrheit ſein; aber es iſt nicht die ganze Wahrheit.

Major Kuntz läßt ſich darüber ſo vernehmen:

„Etwa hundert Schritte vor der Brücke ſtieg der General-Lieutenant von Gagern vom Pferde und ging Hecker entgegen. Ich ſtieg ebenfalls vom Pferde, eilte dem General nach und kam auf der Brücke an, als der General und Hecker ſchon im Geſpräch begriffen waren, ſo daß ich den Anfang nicht mehr

vernehmen konnte. Der General forderte, wie ich nachher vernommen, Hecker auf, von seinem Unternehmen abzustehen, die Waffen abzulegen und sich zurückzuziehen."

Ein anderer Badischer Officier, der das Gespräch auf seiner Stelle gehört hatte, giebt Folgendes als den Anfang der Unterredung an:

„Der General forderte Hecker auf, der Deutschen Majorität nicht entgegen zu treten, nicht die große Deutsche Bewegung durch solch ein Attentat zu compromittiren; — die Waffen zu strecken und der edlen Freiheit eine würdevolle Entwickelung zu gestatten."

Daß der General von Gagern, nach dem schon die Aufruhrakte verlesen war, sich mit dem Anführer der Rebellen in Unterredung eingelassen hat, ist aus militärischem und politischem Standpunkte getadelt worden. Den Tadel aus militärischem Standpunkte halte ich für gänzlich frivol. Der General hatte, bevor er diese Unterredung pflog, sein Corps eine Stellung nehmen und eine Kampfbereitschaft entwickeln lassen, die geeignet waren den eignen Truppen Vertrauen einzuflößen und den Insurgenten zu imponiren. Beide Zwecke wurden erreicht, und als er dann die Brücke beschritt, erschien er als der Herr der Situation, der sein quos ego aussprach. Diesen Eindruck machte seine Erscheinung auf der Brücke auf alle Theile; der Antritt des Rückzugs des Feindes, der vorher die Stellung schien behaupten zu wollen, war davon die nächste Folge. Ein Badischer Officier sprach sich darüber so aus: „Je mehr eine Entscheidung näher trat, je mehr sah Alles auf den General, dessen durchaus ruhige Haltung und einfache Befehle eine wohlthuende Garantie für den Erfolg boten."

Nur ein kleinlicher Geist wird die Opportunität jener Unterredung aus politischem Standpunkte tadeln. Es ist lächerlich darin eine Abschwächung der civilen Function der Verkündigung der Aufruhrakte erblicken zu wollen; es war vielmehr eine Ver-

ſtärkung derſelben. Allerdings hatte der commandirende General keine Autorität um Gnade, Vergeben und Vergeſſen zu gewähren; das hat er auch nicht gethan; hier wie ſpäter auf der Scheidegg, that er daſſelbe wie auch der Civilcommiſſär: er forderte Niederlegen der Waffen und friedliches Nachhauſegehen, und die Gegenleiſtung, daß er dann nicht weiter von Waffen Gebrauch machen wolle, war ſelbſtverſtändlich. Wenn er aber in Folge der mit Hecker gepflogenen Unterredung ſeinen Zweck erreicht, und vielleicht zu weiteren Zuſagen, ſelbſt der ausgedehnteſten Amneſtie, wäre veranlaßt worden, — würde nicht auch das noch in jener Zeit als ein Gewinn zu betrachten geweſen ſein? Und würde er zu befahren gehabt haben, daß die Regierung an etwaigen Zuſagen mäkeln werde? Ich glaube nicht.

Dem Geſetz und der geſellſchaftlichen Ordnung wäre damals gewiß nicht ſo ſehr gedient geweſen mit einer Beſtrafung, als mit einer freiwilligen und offenen Unterwerfung ſo zahlreicher Uebertreter, die noch zahlreichere, wenn auch nicht gleich verwegene, Anhänger im Lande hatten. Für den General alſo galt es, einen letzten Verſuch zu machen und den Inſurgenten gegenüber den thatſächlichen Beweis zu geben ſeines aufrichtigen Wunſches, Blutvergießen zu vermeiden.

Aber nicht bloße Menſchlichkeit, wie ſie ihm ſonſt ſchon eigen war, mochte ihn zu dem letzten Ueberredungsverſuch, wie zu dem ganzen ſo ſchonenden Verfahren, beſtimmen: auch die politiſche Ueberzeugung durfte ihn leiten, wie gefährlich, wie ſchädlich es ſei, daß von der kaum begonnenen allgemeinen Erhebung Deutſchlands —, die in ihrer Richtung auf ſtärkere nationale Einheit ſo berechtigt, von den Fürſten ſelbſt ſo laut gebilligt ſei, — ſchon jetzt ein Bruchtheil ſich löſte, und örtlich abgeſondert, nach kosmopolitiſchen, auf Deutſchland unanwendbaren, Theorien ſich organiſirte. Mit dem tiefſten Schmerze mußte Friedrich von Gagern wahrgenommen haben, wie ſo viele that-

kräftige und talentvolle, dann wieder ſo viele blind mit hingeriſſene, politiſch unzurechnungsfähige aber ſonſt wackere Männer auf einer verderblichen Bahn ſich fortſtürzten; wie ſollte ihn nicht der Gedanke beſeelt und geleitet haben, dieſe Jugend dem Vaterlande in ſeiner Armuth und Noth zu erhalten? Die guten Elemente wieder zu gewinnen und zu trennen von dem verdorbenen, communiſtiſchen Troß? Um mit ſolcher Ausſcheidung die nationale Partei zu ſtärken und rein zu bewahren, wagte er ſein Leben. Wie es ihm ſelbſt hoher heiliger Ernſt war um eine kräftige einheitliche Reform des Vaterlandes, wie er ſeiner Seits auf die Beſſeren ſelbſt im Feindeshaufen noch vertraute und ihnen Vertrauen bewies, ſo durfte er wohl glauben, daß ſein Name Vielen eine Bürgſchaft politiſchen Vertrauens ſein werde; ſo konnte jener leitende politiſche Gedanke den Wunſch wohl zur Hoffnung ſteigern, daß es auch jetzt nicht zu ſpät, nicht unmöglich ſei, die Schaaren der treuherzigen Landleute zurückzuführen, aus deren Reihen ihm während der letzten Wahl einzelne Bitten und Verſprechungen gemeldet worden waren; nicht zu ſpät, jene Anführer, die vielleicht nur excentriſch und überſtürzend, vielleicht nur durch Mißtrauen beirrt waren, noch einmal den verſöhnlichen Ruf der Vaterlandsliebe zugleich mit der Stimme des Geſetzes und der Gewalt vernehmen zu laſſen.

Was Hecker perſönlich betrifft, ſo iſt von ſolchen, die ihn beſſer gekannt haben als ich, wohl behauptet worden, er ſei bei einem ſanguiniſchen und ſteuerloſen Charakter für beſtimmende Einflüſſe nicht allein zugänglich geweſen, ſondern habe ſelbſt das Bedürfniß gefühlt, an einen überlegenen Lenker ſich anzulehnen; er würde, wenn er in ſeiner früheren Zeit den General hätte kennen gelernt, der Einwirkung deſſelben nicht widerſtanden haben. Wie dem ſei — von leichtfertigem Ehrgeiz ſoweit ſchon fortgeriſſen, in den bethörenden Formelkreis des hirnverbrannten Phantaſten Struve gebannt, und einer Anzahl gemeiner De-

magogen, die mit ihm in seines Glückes oder Unglücks Schiff gestiegen waren, mit Leib und Seele verpfändet, konnte Hecker jetzt wohl nicht mehr zurück. Das vertrauende Wort des Vaterlandsfreundes blieb wirkungslos, das Pflichtwort des Soldaten, das entschlossene Wort der Autorität, mit welcher der General betraut war, mußte fallen.

Nach der Unterredung vor den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen kehrten der General und Major Kuntz zu diesen, die Anführer der Aufständischen zu ihren Reihen zurück, und diese räumten jetzt ihre unhaltbare*) Stellung und zogen sich langsam die Bergstraße hinauf. Hecker bedurfte keiner 10 Minuten Zeit um zu dem Punkt zurückzukehren, von wo er zur Unterredung abgegangen war, der General hatte aber 10 Minuten gegeben und Oberlieutenant Kieffer bemerkt, daß nach dem Ausspruch des Generals: „Allerdings, Sie haben 10 Minuten Zeit," — mehrere Officiere ihre Uhren herausgezogen hätten, und daß danach über 10 Minuten bis zum Fortmarsch gewartet worden sei. Dann war nach Kriegsgebrauch, dessen Einhaltung die Humanität auch für den Bürgerkrieg zur Rechtsordnung erhoben hat, — die Anwendung der Waffen von beiden Seiten erlaubt.

Nach Ablauf der Frist wurde, wie Major Kuntz berichtet, „die Vorhut in Marsch gesetzt, welcher die Colonne mit den nöthigen Marschsicherungen folgte. Es war jetzt über 8 Uhr

*) Kaiser sagt: „Nach dieser unerquicklichen Unterredung vor den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen gingen wir zu unsern Reihen zurück, die sogleich ihre, der Artillerie etwas exponirte Stellung räumten und langsam die Bergstraße hinaufzogen, kaum durch einen Zwischenraum von 100 Schritten von den Hessen getrennt."

Dagegen Mögling: „Unglücklicher Weise wollten immer noch einige von uns Blutvergießen vermeiden, weßhalb wir unsere äußerst günstige Stellung aufgaben, und uns sehr langsam den Berg hinaufzogen, was ungefähr einen Zeitraum von 3/4 Stunden ausfüllte. Gagern folgte uns wirklich beinahe auf dem Fuße."

des Morgens." Lieutenant Becker von der Vorhut erzählt, wie sie die Aufständischen zu 20 bis 30 rechts, links und vor ihnen sich zurückziehen gesehen hätten: „Wir hatten den Befehl ruhig zu bleiben, bis von feindlicher Seite ein Angriff geschehe."

Ueber den Vormarsch des Truppencorps berichtet Hauptmann Kehrer*):

„Die Truppen setzten sich in Bewegung, voran, auf den Wunsch ihres Hauptmanns, (Wilhelm Keim), die Schützen-Compagnie des Hessischen Bataillons. Das Gros dieses Bataillons marschirte, nachdem es die Brücke überschritten hatte, auf der rechten Seite der Straße in einem mit ihr gleichlaufenden Thälchen, und erreichte zuerst diesseits der Glashütte die Straße wieder, als ein weiteres Vorgehen in der rechten Flanke, wegen der Terrainhindernisse, zur Unmöglichkeit geworden war. Mittlerweile folgte (der Hessischen Schützencompagnie) das Badische Bataillon Lebrun, und das Gros des Hessischen Bataillons Cronenbold wurde dadurch, als seine Tête an der Straße wieder ankam, von seiner, die Avantgarde bildenden, Schützencompagnie getrennt, das Badische Bataillon also zwischen beide eingeschoben. Die Marschordnung war folgende:

Zuerst die Hessische Schützencompagnie, verstärkt durch die Scharfschützen des Bataillons; alsdann die 10. Compagnie des Badischen Leibinfanterieregiments (Hauptmann Delorme); nach ihr das 3. Bataillon dieses Regiments; sofort das Gros des Hessischen Bataillons; nach ihm zwei Compagnien des 3. Bataillons des 2. Badischen Infanterieregiments (Oberstlieutenant von Klock), 4 Fußgeschütze, die 3 Schwadronen Reiterei, 2 reitende Geschütze, Munitionsreserve und Gepäck, und endlich zwei Compagnien des Bataillons von Klock.

Hinter der Spitze des von Lieutenant Becker commandirten ersten Halbzugs der Hessischen Schützencompagnie ritt der Generallieutenant von Gagern mit seinem Stabe, — dem Badischen Major Kuntz und den Oberlieutenanten Heisler, Dürr und Stölzel. Ihnen folgten die Scharfschützen des Hessischen Bataillons unter Oberlieutenant Becker, (nicht zu

*) Am angeführten Ort, Seite 46 und 47.

verwechſeln mit dem die Spitze commandirenden Lieutenant Becker), und dann die drei anderen Halbzüge der Schützen-Compagnie unter Hauptmann Keim. Beim Eingang in den Wald wollte der Hauptmann Keim die Seitendeckungen formiren, was aber der General mit den Worten: „Laſſen Sie das, es iſt unnöthig" verhinderte und dann hinzufügte: „Vermeiden Sie den erſten Schuß zu thun."

Bei der ſo erzählten Aeußerung des Generals könnte das Mißverſtändniß entſtehen, als hätten während des Marſches keine Seitendeckungen beſtanden; das widerſpricht aber dem bereits angeführten Bericht des Major Kuntz und des Hauptmann Kehrer ſelbſt. Das Gros des Heſſiſchen Bataillons bildete danach bis zur Glashütte die rechte Seitendeckung, und aus andern Berichten ergiebt ſich, daß Oberlieutenant Peternell vom 3. Bataillon des Badiſchen Leibinfanterieregiments, mit einem Zuge, vom Abmarſch bei Kandern an die linke Flanke zu decken hatte. Vermuthlich hat Hauptmann Keim noch eine beſondere Seitendeckung der Avantgarde anordnen wollen, wovon ihn jene Worte des Generals abhielten. Der General hielt das wahrſcheinlich darum für unnöthig, weil bei einer raſchen Vorwärtsbewegung, deren Zweck war, den Feind nicht zu Athem kommen zu laſſen, die Avantgarde von dem Gros der Colonne unmittelbar gefolgt ward, eigentlich nur deren Tête bildete, daher die Seitendeckung der Hauptcolonne, ſo weit ſie überhaupt möglich blieb, genügen konnte.

Hat man die Brücke beim Eiſenhammer von Kandern paſſirt, ſo beginnt gleich das Defilé, deſſen Charakter der iſt, daß der Weg zur Seite eines waldigen Berges, den man zur Linken behält, bald mehr, bald weniger eingeſchnitten iſt, und daß der Abhang zur Rechten des aufſteigenden Wegs die eine Seite einer Schlucht bildet, durch welche bei ſtarken Regengüſſen, von der Scheidegg kommend, ein Gießbach fällt. Zuweilen hat man den freien Blick in die bald engere, bald weitere Schlucht, deren

jenſeitige Wand eben ſo wieder durch waldige Anhöhen gebildet wird; zuweilen aber, wo der Weg tiefer eingeſchnitten iſt, entbehrt man auf der Straße dieſes Blicks, und ſtreckenweiſe bildet der Ravin zur Rechten des Wegs eine ſo ſteile Wand, daß ſie ſchwer zu erklimmen iſt. Es ergiebt ſich aus dieſer Beſchreibung der Defilés, daß, je höher man anſtieg, eine Seitendeckung der rechten Flanke während des Marſches darum immer zweckloſer wurde, weil die tiefer werdende Schlucht zur Rechten vom Wege aus beherrſcht wird, und ſelbſt als Deckung dient; es konnte daher auch die Seitendeckung von der Glashütte an, welche man von Kandern aus in vierzig Minuten leicht erreicht, ohne beſondere Gefahr eingezogen werden. Eine Seitendeckung der linken Flanke der Marſchcolonne auf den waldigen Anhöhen blieb möglich, war jedoch ſtellenweiſe ſehr ſchwierig, ſo daß ſie hinter der Haupteolonne zurück bleiben mußte. Sie kam, wie wir ſehen werden, auf dem Plateau der Scheidegg erſt an, als die Maſſe der Aufſtändiſchen ſchon auf der Flucht und nur Einzelkämpfe der Standhaltenden noch ſtatt hatten. Die Glashütte liegt in der beſchriebenen Schlucht, an einer Stelle, wo dieſe Schlucht ſich zu einem Wieſenthal erweitert hat, welches da, wo es am breiteſten, 500 Schritte breit ſein mag. Von der Scheideggſtraße, die bei der Glashütte etwas ſich ſenkt, um, nach einer Krümmung, gleich wieder anzuſteigen, führt ein Weg zur Glashütte rechts hinab. Hier iſt ein Ausbrechen aus dem Defilé für alle Waffen möglich, in nächſter Nähe vorwärts und rückwärts der Glashütte für Infanterie leicht. Bei der Glashütte hat darum die größere Gefahr des Defilés ihr Ende erreicht; von da an ſteigt man bequem in 10 Minuten auf das Plateau der Scheidegg hinan; zu beiden Seiten des Wegs iſt zwar noch Wald, der aber nicht ſteil anſteigt; links Hochwald, rechts mehr niederes Dickicht, ſo daß das vorliegende Terrain bis zum Plateau der Scheidegg überſichtlich wird.

Bis dahin begegnete dem Marſche des Corps kein Hinderniß; doch verdient bemerkt zu werden, daß Lieutenant Becker an der Spitze der Avantgarde, etwa auf dem halben Wege zwiſchen Kandern und der Scheidegg, links von der Straße den Anführer der Inſurgenten Dr. Hecker, mit vier Anhängern, die Höhe hinter einem Gebüſche hinauf eilen ſah. Einige Schützen hatten bereits auf ihn angeſchlagen, als Lieutenant Becker an ſie heranſprang, und ſie, dem ausdrücklich ausgeſprochenen Gebote des Generals zufolge, vom Feuern abhielt. Hecker zog danach langſamen Schrittes im Wald fort. Aus den waldigen Höhen erſchallte von Zeit zu Zeit mehr der lockende als kampfluſtige, von den Truppen unerwiedert gebliebene, Ruf von Hoch oder Hurrah! Die Mannſchaft des Corps zog rauchend und lachend ihres Wegs, und es hatte ſich unter ihr allmählig die Meinung verbreitet, daß es zu einem ernſthaften Zuſammenſtoß nicht kommen werde. Je näher der Waſſerſcheide, um ſo näher war die Spitze der Colonne der feindlichen Nachhut auf die wechſelnde Entfernung von 150 bis 160 Schritten gefolgt, das Bajonett ihr gleichſam in den Rippen. Als aber die Spitze der Colonne bis etwa 600 Schritte an das Plateau der Scheidegg herangekommen war, konnte man die dort haltenden Haufen der Aufſtändiſchen ſehen und beobachten, wie ſich die Menge rechts und links des Weges vertheilte.

Lieutenant Becker, mit der Spitze der Vorhut noch etwa 100 Schritte von dem Plateau entfernt, ließ zurück melden, daß ſich die Inſurgenten auf der Höhe feſtſetzten und daß daſelbſt zwei Böller aufgefahren ſeien. Als der General dieſe Meldung erhielt, befahl er (Bericht des Major Kuntz) ruhig noch etwas vorzugehen, ließ die Spitze Halt machen, und begab ſich zu dem Vortrupp. Von da rückte er nun noch mit der Spitze die kurze Entfernung bis auf die Höhe vor; hinter der Spitze der Gene-

ralſtab, dann der Unterſtützungstrupp der Vorhut; in einiger Entfernung die Spitze der Hauptcolonne.

Es war jetzt etwa 9½ Uhr Vormittags. Hauptmann Keim ſagt, daß nach ſeiner feſten Ueberzeugung, welche ſich auf Aeußerungen und Befehle des Generals gründe,. dieſer die Meinung gehabt habe, daß es zu keinem Gefecht kommen, vielmehr die Rebellen von weiterem Vorhaben abſtehen würden. Jedenfalls ſcheint der General nicht für nöthig erachtet zu haben eine Gefechtsſtellung zu nehmen; er glaubte durch die energiſche Vorwärtsbewegung der Colonne den ſo aufgeſtellten, ſchwachen Feind über den Haufen werfen — und, inſofern die Anwendung der Waffen unvermeidlich würde, mit der Vorhut für dieſen Zweck ausreichen zu können.

Und ſo war es, — ſo geſchah es!

Beim Débouché aus dem Defilé des Wegs auf das Plateau nahm der die Spitze bildende Halbzug des Lieutenant Becker die ganze Breite der Straße ein. Als dieſe Spitze, gefolgt von den Scharfſchützen des Heſſiſchen Bataillons und der Schützen-Compagnie deſſelben unter Hauptmann Keim, gleichfalls in Halbzugs-Marſchcolonne formirt, gegen die Aufſtellung der Rebellen näher herangekommen war, wurde die Truppe mit einem entſetzlichen Geſchrei derſelben empfangen, aus welchem nur einzelne Rufe verſtändlich wurden, wie die: „Schießt nicht, Deutſche Brüder! Kommt in unſere Reihen!“ Dann aber auch der Ruf: „General vor! General!“ —

Ehe ich in der Erzählung der Vorgänge weiter fortfahre, will ich die Stellung zur Zeit, der Aufſtändiſchen wie der Truppen, ſo weit dieſe aus den Quellen zu ſchöpfen iſt, angeben, und die Stärke beider Theile beſprechen.

Karl Kaiſer von Conſtanz, wie wir geſehen haben, einer der Führer der Aufſtändiſchen, berichtet über deren Aufſtellung wie folgt:

„Auf der Höhe des Passes, Scheidegg genannt, angekommen, war die Nothwendigkeit einer Aufstellung und Gegenwehr, im Fall wir wirklich von den Soldaten ernstlich angegriffen werden sollten, auf das Ueberzeugendste geboten, wenn wir nicht, den Feind auf dem Rücken, mit unsern ungeübten Truppen in ungünstigem Terrain dem sichersten Verderben entgegen gehen wollten. Willich nahm daher sogleich eine Stellung, die aber, sei es aus Mißverständniß, sei es aus Uebereilung, eine total fehlerhafte wurde, indem eine dichte Colonne Sensenmänner ins Centrum gestellt, gerade dem Feuer der vordringenden Truppen preisgegeben war. Nicht minder aber war fehlerhaft, daß die Fähnlein der Musketiere, statt, wenigstens zum größten Theile, als Plänkler in die Flanken des unvorsichtig im Passe vorrückenden Feindes gelegt zu werden, in geschlossenen Gliedern gehalten wurden, und dieß theilweise in Stellungen, wo ihr Feuer, ohne Artillerie und Sensenträger zu decken, wegen vorstehender Bäume, selbst gegen den Feind unwirksam sein mußte. Ich befand mich am Ende des linken Flügels, den ich zu befehligen hatte, fast in der Mitte der Schlachtordnung, gerade dem Punkte gegenüber, wo die Straße auf der Höhe des Passes in ein, etwa 100 Schritte im Umfange messendes, freies Plateau mündete. Kaum waren unsere Dispositionen getroffen, als schon die Truppen in dichten Reihen gegen den freien Platz vorzudringen begonnen, wo Willich ihren Officieren Halt gebot."

Nicht ganz damit in Einklang steht die Erzählung Hecker's:

„Als die uns nachrückende Linie sah, daß wir Halt machten, hielt sie ebenfalls an, und wir stellten uns nun folgendermaaßen auf: ein Fähnlein rechts an der Straße (von Kandern aus gedacht) (1), ein Fähnlein links (2), ein Fähnlein quer über die Straße (3), rechts von ihm am Waldrand sämmtliche Sensen, (4) und hinter dem ersten Fähnlein rechts von der Straße im Gebüsche, die Reserve (5); zu beiden Seiten der Bergabhänge die Scharfschützen (6)."

Mit dieser Angabe stimmt auch der Bericht des Major Kuntz im Wesentlichen überein, und er fügt hinzu: daß es der zu beiden

Seiten in einſpringendem Winkel, in dichter Reihe und auf 40 bis 60 Schritte Entfernung aufgeſtellten Schützen, vielleicht 150 geweſen ſein möchten. Die Senſenmänner bezeichnet er als den Haupttrupp.

Mehr auf das Perſönliche der Führer eingehend, im Weſentlichen in Uebereinſtimmung mit der Angabe Heckers über die Aufſtellung, iſt die

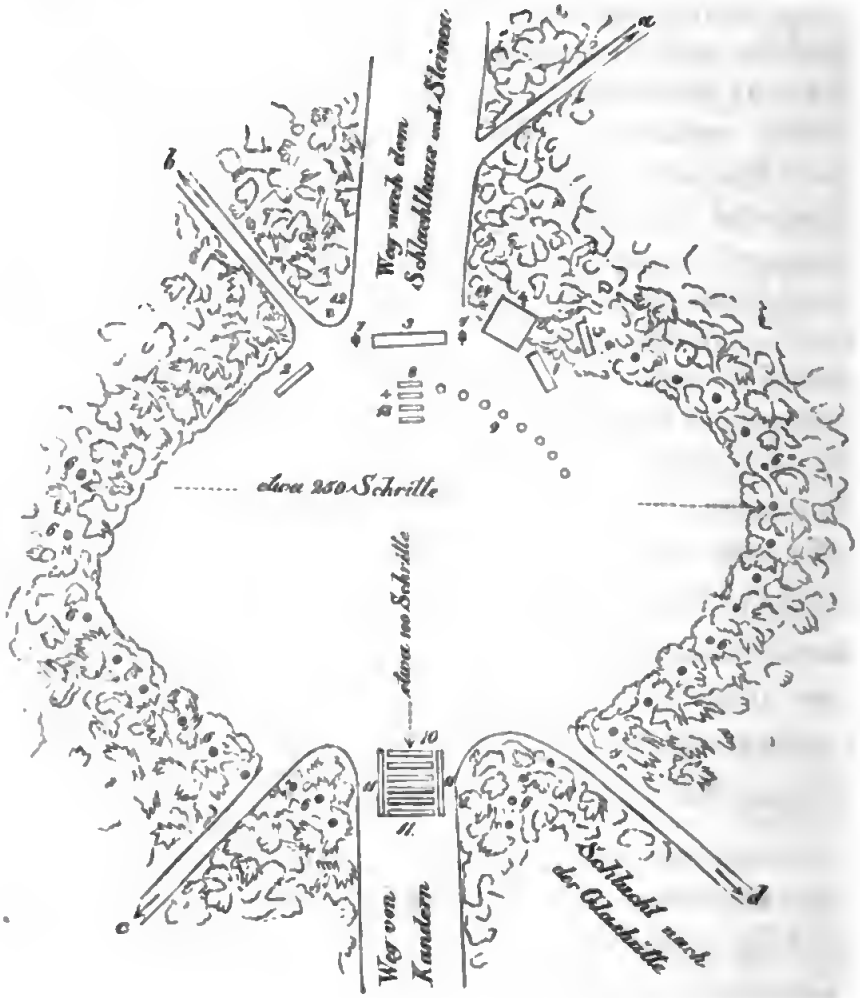
Möglings: „Oben angekommen erklärten ich und noch einige Führer, daß wir keinen Schritt weiter ziehen, weil wir ſonſt in eine zu nachtheilige Stellung kommen würden; — worauf Willich ſich bewegen ließ die Mannſchaft zum Treffen aufzuſtellen. Im Centrum ſtanden Musketiere mit zwei Kanonen, rechts die Conſtanzer und andere Schützen, welche ſich in verſchiedenen Abtheilungen an dem Bergabhange hinunter*) aufſtellten; den linken Flügel des Centrums bildeten unglücklicher Weiſe die Senſenmänner, an welche ſich Abtheilungen von Musketieren, und an dieſe wieder Schützen anreihten. Ich ſtand bei den Conſtanzer Schützen, Kaiſer commandirte den linken Flügel, Willich ſelbſt das Centrum, Bruhn commandirte eine im Centrum aufgeſtellte Abtheilung Musketiere."

Es kann einiges Intereſſe gewähren aus dieſem Berichte zu entnehmen, daß der eigentliche militäriſche Führer der Schaar, Willich, einer Aufſtellung hier widerſtrebte und ſich nur „bewegen ließ" ſie zu nehmen; ſchon früher hatte ſich gezeigt, wie geringes Vertrauen in die militäriſchen Einſichten — Aller gegen Alle — beſtand. Hecker machte in dieſer Beziehung,

*) Hierin liegt eine Undeutlichkeit oder irrige Angabe. Die Schützen auf dem äußerſten rechten Flügel können nicht an dem Bergabhange „hinunter" aufgeſtellt geweſen ſein; das konnten nur die auf dem linken Flügel. Ein Bergabhang „hinunter" geht nur auf dem linken Flügel der Aufſtellung der Inſurgenten in die Schlucht nach der Glashütte zu, und da ſtanden allerdings auch Schützen. Auf dem rechten Flügel aber, das heißt, wenn man von Kandern kommt, links von der Straße, iſt das Terrain immer noch anſteigend; hier mußten alſo die Schützen an den Abhängen hinauf und nicht „hinunter" aufgeſtellt ſein.

wie es ſcheint, keine Anſprüche und vertraute am meiſten auf das Urtheil Kaiſers. Willich ſcheint von Allen aufgegeben zu ſein; ſeine Dispoſitionen werden niemals und von Niemanden belobt; er ſcheint die Unzulänglichkeit der Kräfte richtig geſchätzt zu haben.

Nach vorſtehenden Angaben mag man ſich die Localität und die Stellungen aus folgendem Fauſtriß verdeutlichen, den ich in der Note*) erläutere.



*) 1. Der linke Flügel, Musketire Anfangs unter Kaiſer.
2. Der rechte Flügel, Conſtanzer und andere Schützen, ſcheint der Zahl

Was nun die Stärke der gegenüberſtehenden Streitkräfte betrifft, ſo ſagt, über die Stärke der Inſurgenten, der officielle Gefechtsbericht des Oberſten von Hinkeldey:

„Es mögen, wie allgemein beſtätigt wird, 1200 Mann geweſen ſein.“

Hecker führt gelegenheitlich an:

— — — — „ſo riß auch von Riedböhringen Mancher aus, woher es ſich erklärt, daß wir bei ſtetem Zuzuge uns bei Kandern kaum 800 Mann ſtark ſchlugen.“

Hauptmann Kehrer ſpricht ſich in ſeiner Schrift ſo aus:

„Im Ganzen mögen die Inſurgenten etwa 1000 Mann ſtark geweſen ſein, darunter ziemlich viele Senſenträger.“

---

nach die ſchwächſte Abtheilung geweſen, und darum Anfangs weniger beachtet worden zu ſein. Dabei Mögling.

3. und 4. das Centrum unter Willich und Bruhn.

4. Der linke Flügel des Centrums, am Waldrande neben dem Wege, größtentheils Senſenmänner, von Kaiſer eine Phalanx genannt, alſo in die Tiefe geſtellt.

5. Die Reſerve, im Gebüſche hinter dem linken Flügel.

6 6 6 6. Aufgelöſte Schützenlinie auf beiden äußerſten Flügeln, in einer Entfernung von 60 Schritten hinter Bäumen.

7 7. Die beiden Böller, in Bezug auf welche Kaiſer als einen Akt der Großmuth der Republikaner geltend macht, daß ſie ihre „mit Flintenkugeln geſtopften Kanonen in einer Diſtanz von 30 Schritten nicht einmal abfeuerten;“ — von denen Hauptmann Kehrer (Seite 56/57) ſagt, daß es zwei auf Pflugrädern befeſtigte Böller geweſen ſein, die jedoch gleich Anfangs, noch vor dem Zuſammenſtoß, abgefahren worden wären. —

8. Die Stellung der Heſſiſchen Schützencompagnie unter Hauptmann Keim beim Anfang des Treffens; in Halbzugscolonne.

9. Die Stellung, die Oberlieutenant Becker beim Beginn des Treffens mit den Scharfſchützen des Heſſiſchen Bataillons nahm.

10. Die Tête der Hauptcolonne beim Débouché aus dem Walde; das dritte Bataillon des Badiſchen Leibregiments.

11. Die Einſchwenkung dieſes Bataillons, rechts und links in Bataille, Rücken gegen einander, Front nach beiden Seiten des Wegs.

12. Wegweiſer.

13. Stelle, wo wahrſcheinlich der General von Gagern geblieben iſt.

14. Stelle, wohin der Sterbende getragen wurde.

Dieſe letztere Angabe ſcheint die wahrſcheinlichere, ſie iſt die vermittelnde.

Davon ausgegangen kann man ſich die einzelnen Trupps der Inſurgenten etwa in folgender Stärke denken:

Den Haupttrupp der Senſenmänner (4) zu .	400	Mann
Jedes der 3 Fähnlein (1. 2. 3.) zu 125; zuſammen	375	"
Die aufgelöſeten Schützen	125	"
In der Reſerve (5) etwa	100	"
Zuſammen	1000	Mann

Die Senſen waren aber nicht alle, wie Hecker ſagt, im Haupttrupp (4), ſondern nach andern Berichten Abtheilungen davon auch beim linken Flügel und namentlich in der Reſerve (1 u. 5).

Die Geſammtſtärke der Regierungstruppen, bei der Expedition von Schliengen aus, iſt oben angegeben. Da aber auf der Scheidegg, wie ſich zeigen wird, außer dem Generalſtab nur die verſtärkte Heſſiſche Schützencompagnie das Gefecht gegen jene Inſurgentenſchaar geliefert hat, ſo iſt es von Intereſſe auch deren Stärke annähernd zu kennen.

Das Heſſiſche 1. Bataillon des 3. Infanterieregiments (Major Cronenbold) marſchirte am 5. April aus Worms aus*) in einer Stärke mit 16 Officieren (darunter 2 Mittelſtabsperſonen), 42 Unterofficieren, 12 Spielleuten, 12 Gefreiten und 610 Gemeinen, im Ganzen 691 Mann. Davon iſt nach Wahrſcheinlichkeit bis zum 20. April einiger Abgang abzuziehen.

Das Heſſiſche Bataillon iſt zu 5 Compagnien formirt; es zählt alſo eine und auch die Schützencompagnie höchſtens

inclusive der 3 Officiere	138	Mann.
Die Compagnie war aber durch die Scharfſchützen des ganzen Bataillons, von jeder der 4 andern Compagnien etwa 12 Mann, zuſammen verſtärkt; im eigentlichen Gefecht mögen alſo jeden Falls eher weniger als	48	"
der Regierungstruppen ſich befunden haben.	186	Mann

*) Siehe A. Kehrer. Seite 20.

Alſo mit Geſchrei waren die auf ſie heranrückenden Truppen von den Aufſtändiſchen empfangen worden.

Oberlieutenant Heisler erzählt, daß er aus dem allgemeinen Geſchrei nicht habe entnehmen können, was ſie wollten; es ſchien ihm mehr eine Nachahmung des altdeutſchen Schlachtrufs. Erſt ſpäter unterſchied er das Wort: „General“ und er glaubt damals dem Commandirenden geſagt zu haben: „Herr General, man ruft ſie.“ Dieſer ſtieg, und wie Heisler hinzuſetzt, nur durch das Rufen der Rebellen dazu veranlaßt, von ſeinem Pferde und ging dem Rufe entgegen. Er ging ſtarken Schrittes über die, etwa 12 Schritte von der Stelle wo er vom Pferde geſtiegen war, voranſtehende, vom Lieutenant Becker geführte äußerſte Spitze der Truppen vor, zu der ſich auch, den General unaufgefordert begleitend, Hauptmann Keim begab.

Durch den fortdauernden Zuruf der Rebellen und durch das gleichzeitige Vortreten mehrerer derſelben aus den Reihen, — welche mit Gewehr in Arm und mit ausgeſtreckten Händen vorwärts gegen die Hauptcolonne drängten, die Soldaten laut an frühere Verſprechungen mahnten und ſie zur Fahnenflucht aufforderten, — wurde Major Kuntz zu dieſer Zeit veranlaßt, gegen die Rebellen rechts ſich zu wenden, um ſie zum Zurückgehen zu nöthigen.

Dem General und Hauptmann Keim trat ein Führer im Blaukittel von eben dieſer Seite entgegen, ein, wie Keim beſchreibt, ſtarker rothbärtiger Mann, der ein ſchwarzes Pflaſter auf dem rechten Auge gehabt habe. Kaiſer, der ſo beſchriebene, mag ſelbſt über das nun Folgende in ſeiner Weiſe berichten:

„Eine minutenlange Stille“ — (nachdem Willich dem Vortrupp der Regierungstruppen „Halt!“ zugerufen haben ſoll) — „erfolgte, und ein grimmiger Schmerz erwachte in meiner Bruſt, als ich Deutſche ſich gegenüber ſah, bereit, wenn keine Verſtändigung erfolgte, zur gegenſeitigen

Vernichtung. Meine Perſon außer Augen ſetzend, trat ich vor und rief, bis auf wenige Schritte mich ihren Reihen nähernd, den uns gegenüber ſtehenden Soldaten faſt wörtlich Folgendes zu: „Schießt nicht auf eure Brüder! Schießt nicht! Wir wollen ja das Gleiche, was euere Väter und euere Brüder wollen; Ihr würdet noch als Greiſe euch die grauen Haare verzweifelnd ausraufen.“

Die Antwort des Generals war kurz; im Weſentlichen: „Legt die Waffen ab und geht nach Hauſe!“ So berichtet Hauptmann Keim, und auch nach den Ausſagen anderer Officiere hat er in „eindringlichen, wohlgemeinten, ſelbſt bittenden Worten“*[1]) — zum Ablegen der Waffen aufgefordert. Jetzt brach abermals ein wüſtes Geſchrei los, und der General, nachdem er ſich von der Erfolgloſigkeit ſeines letzten friedlichen Ver-

*[1]) (Dieſe und die ferneren zum Theil ausführlichen, Noten ſind, um ſich darauf beziehen zu können, fortlaufend numerirt.)

Siehe die Schrift: „Das Gefecht bei Kandern und Tod ꝛc. S. 20.“

Die abweichenden Erzählungen dieſes Vorgangs durch Kaiſer und Mögling laſſe ich hier folgen; ſie erhalten ihr Licht durch den weiteren Bericht des Hauptmann Keim, und Kaiſers ſelbſt in den Noten:

Kaiſer: „Bereits begann der rechte Flügel der uns gegenüber ſtehenden Truppen zu ſchwanken und in Bewegung zu gerathen. Unſere Leute verließen unter Rufen der Liebe und Freundſchaft ihre Glieder, um den Soldaten die Hände zu ſchütteln, als plötzlich von Gagern durch die Truppen ſich auf den freien Platz vordrängte, und uns mit rauher, vor Leidenſchaft bebender Stimme zurückwies, indem er feuern zu laſſen drohte. Sehr vielen unter den Republikanern tönt es noch deutlich in den Ohren, wie der General auf ihren Ruf: „Brüder!“ — „Geſindel ſeid ihr!“ geantwortet, und Mancher mag es als Gottesurtheil angeſehen haben, daß des ſtolzen Mannes letzte Rede in den Worten: „Blut ſoll fließen!“ beſtanden habe.“

Mögling: „Kaum hatten wir uns aufgeſtellt, ſo erſchienen die Heſſen. Gagern kam zu Fuß vor und rief: er werde Gewalt brauchen, wenn wir ihn aufhalten wollten. Wir und viele unſerer Leute liefen gegen die Fronte und riefen dem Militär zu nicht zu feuern, dann feuern wir auch nicht. Die Soldaten forderten wir auf, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen, da wir ihre Rechte ſo gut als die unſrigen erringen wollten, u. ſ. w. Da löſeten ſich plötzlich die vorderen Glieder der Feinde; mehrere wollten zu uns übergehen, als die Officiere vorſprangen und ihre Leute zurückriſſen.“ ꝛc.

ſuchs überzeugt hatte, kehrte mit Hauptmann Keim zu dem Vortrupp zurück.

Diejenigen die den General von dieſem letzten vergeblichen Verſuche, die Anwendung der äußerſten Mittel abzuwenden, von dieſem letzten Gange ſeines Lebens langſam zurückkommen ſahen und beobachtet haben, — der Major Kuntz und Oberlieutenant Dürr, — heben hervor, daß er in dieſem Augenblicke ſehr erſchüttert ausgeſehen habe, daß ein tiefer Schmerz in ſeinen bis dahin ernſtheiteren Zügen ſich ausdrückte.

Bei der Schützencompagnie wieder angekommen, ſagte Hauptmann Keim: „Die Kerls halten Stand, was befehlen Sie nun zu thun?“ Der General erwiederte: „Nun, in Gottes Namen, vorwärts!“

Major Kuntz war mittlerweile von ſeiner Abwendung gegen die zerſtreut vorgedrungenen Inſurgenten zurückgekommen und hielt 4 bis 5 Schritte rechts von dem General, als dieſer eben wieder zu Pferde ſtieg. Kaum im Sattel, wendete ſich der General, den Säbel ziehend und das Pferd antreibend, gegen Major Kuntz mit den Worten: „Alſo vorwärts.“ „In dieſem Augenblicke“ — ſo erzählt Major Kuntz — „erfolgten die allgemeinen gleichzeitigen Salven der Rebellen, und zwar von allen Seiten, von vornen, rechts und links. Ich bemerkte, daß der General den Oberkörper nach vorwärts beugte und mit dem Pferde zuſammenſtürzte. Im nämlichen Augenblicke fühlte ich, daß mein Pferd mit dem Hintertheile zuſammen wich, und mit dem Kopf nach aufwärts ſchlagend, fiel es auf die rechte Seite, ſo daß ich mit dem rechten Bein unter daſſelbe zu liegen kam. Alsbald erwiederten nun auch die Truppen das Feuer.“ ꝛc.

Oberlieutenant Heisler hatte vor dem Beginn des Gefechts, während der General zu Fuß vorgegangen war, eben ſo wie Major Kuntz es gethan, ſein Augenmerk auf den Haupttrupp der Rebellen gerichtet gehabt, von welchem das Geſchrei,

womit ſie die Soldaten zu ſich riefen, hauptſächlich ausging. Auch er war vor die Heſſiſche Vorhut geritten und rief den Rebellen, deren erſte Reihe er hinter ſich ließ, zu: Ihr Meuterer, legt die Waffen nieder, legt ſie nieder! „Einer," ſo erzählt Heisler, „mit einer Flinte bewaffnet, ſchrie mir beſtändig: nein! nein! entgegen, und in dieſem Augenblicke erfolgte eine allgemeine Salve. Ich erhielt einen Schuß durch den Hut, mein Pferd bäumte ſich (denn es war verwundet), ich fiel herunter und mein Pferd lief davon. Die Salven der Rebellen waren die erſten Schüſſe, die fielen; ich befand mich damals, wie ſchon bemerkt, vor der äußerſten Colonne, und erſt als ich vom Pferde fiel, begannen die Truppen hinter mir das Feuer." —

Ich komme jetzt zur zuſammenhängenden Erzählung des Hauptmann Keim über den entſcheidenden Moment des Gefechts, das er mit ſeiner Compagnie allein beſtanden hat.

„Nachdem der General" (zu Hauptmann Keim wie zu Major Kuntz) „das „Vorwärts" ausgeſprochen hatte, und Keim das Vorwärtsdrängen des Erſteren wahrnehmend, erinnern zu müſſen glaubte: „Herr General, Sie exponiren ſich" — erwiederte dieſer, halb gegen Major Kuntz gewendet: „Lieber Freund, wir gehören auch hierher." —

Hauptmann Keim erzählt weiter:

„Bis auf 25 Schritte an die Aufſtellung der Rebellen gekommen, zog ich nun den Degen, commandirte: „Fällt's Gewehr!" und die Compagnie ging lebhafter vor. In dieſem Augenblicke ließ Oberlieutenant Becker die Scharfſchützen des Heſſiſchen Bataillons rechts Kette bilden*2).

*2) Ich fahre mit den abweichenden Erzählungen Kaiſers und Möglings, der oben dargeſtellten Vorgänge, fort:

Kaiſer: „Während v. Gagern ſich noch vorne befand, drangen an beiden Flanken der uns gegenüberſtehenden Truppen Neue vor (Unterofficiere und Freiwillige) und ein Stabsofficier, wie es uns ſchien in Badiſcher Uniform, ritt gegen unſere kleine Artillerie an, von freiwilligen Heſſi-

Ich war nun mit der Compagnie bis auf 8 Schritte an die Rebellen herangekommen und mit Lieutenant Becker vor die

---

schen Soldaten gefolgt, die mit gefälltem Bajonette der Kanonen sich zu bemächtigen trachteten." ɔc.

Mögling: „Gagern selbst stieg zu Pferd, rief: Freiwillige und Unterofficiere vor; worauf sich 3 Glieder solcher Freiwilligen aufstellten, welche, von einem Badischen Stabsofficier geführt, mit dem Bajonett einen Angriff auf unser Centrum machten. Unsere Leute fällten ebenfalls das Bajonett, und so kam es, daß sie sich mit den Bajonetten berührten, aber kein Theil einen ernstlichen Angriff machte."

Man sieht, wie die, wahrscheinlich nur im Allgemeinen übereingekommene, Fabel in dem Munde beider Berichterstatter Mannigfaltigkeit gewinnt. Ich habe dazu folgende Bemerkungen zu machen:

1. Tröstlich ist zunächst, daß durch das übereinstimmend von Beiden bestätigte brave Verhalten der Hessen, zu der Zeit von der sie reden, das unmittelbar vorher (Note [1]) von denselben behauptete Schwanken dieser Truppe, bei dem die Verführung bezweckenden Andrange der Insurgenten, als eine Unwahrheit durch den eignen Mund der Berichterstatter sich darstellt. Truppen, von denen eben noch „der rechte Flügel schwankte" ob er sich zur Fahnenflucht wenden soll oder nicht, wie der eine, — oder von denen „die vorderen Glieder sich plötzlich (um überzugehen) löseten" wie der andere Berichterstatter sagt, entwickeln im nächsten Augenblick nicht solche Bravour und befinden sich nicht in der Haltung, daß man Freiwillige daraus vorrufen, wenige Schritte vor dem Feinde in drei Gliedern aufstellen und zur Bajonettattaque vorführen kann. Die eine Behauptung hebt also die andere auf, und schließlich ist keine wahr.
2. Es ist nämlich nicht wahr, weder überhaupt, daß Freiwillige vorgerufen wurden, noch namentlich, daß der General „Unteroffiziere und Freiwillige" vorgerufen habe. Die Unwahrscheinlichkeit aus militärischem Gesichtspunkt, die Unterofficiere 30 Schritte vor dem Feind von der Truppe zu nehmen, wird jedem Denkenden, auch ohne daß er Sachkenner sei, einleuchten. Die „drei Glieder Freiwillige" können also nur die geschlossene Compagnie des Hauptmann Keim gewesen sein, welcher Letztere: „Fällt's Gewehr!" commandirt hatte.
3. Damit fällt denn auch die Behauptung, daß diese Freiwilligen von einem Badischen Stabsofficier (zu Pferd), zur Bajonettattaque und gegen die Artillerie der Feinde vorgeführt worden seien. Es ist, was von einem solchen Officier erzählt wird, mutatis mutandis nur auf Oberlieutenant Heisler vom General-Quartiermeister-Stab einiger Maaßen anwendbar. Dieser war, wie wir aus seinem eignen Berichte entnommen haben, zu Pferd, den Hessen voraus, mitten unter den Insurgenten; ihm wurde dann, beim Beginn des Feuerns, das Pferd verwundet und er stürzte. Aber er war unter die Meuterer, welche in der

Bajonette getreten, um möglichſt zu verhindern, daß die Mannſchaft, gegen den Befehl des Generals, früher als die Rebellen feuerten*3). Dieſe riefen mir zu: „Halt, wir weichen nicht!“

Abſicht die Truppen zu verführen vorgedrungen waren, hineingeritten um ſie zurückzudrängen und zum Niederlegen der Waffen aufzufordern; er weiß ſelbſt nichts davon, daß er Freiwillige zur Bajonnettattaque vorgeführt; er hat vielmehr die Führung der Schützen ihrem natürlichen Chef, dem Hauptmann Keim, überlaſſen; auch hat er es auf die ſehr ungefährlichen „Geſchütze“ der Inſurgenten nicht abgeſehen gehabt. Eins wie das Andere würde Oberlieutenant Heisler nicht ermangelt haben zu erzählen, wenn es wahr wäre; aber dieſer Officier hat eben nur die Wahrheit ausgeſagt.

4. Unter den nach Kaiſer vordringenden „Neuen“ können, wenn deſſen Ausſage überhaupt einiger Maaßen aufrecht erhalten werden ſoll, — nur die Scharfſchützen des Heſſiſchen Bataillons gemeint ſein, durch welche die Schützencompagnie verſtärkt war, und welche, nach dem Bericht des Hauptmann Keim, Oberlieutenant Becker etwa in dem Augenblicke, von welchem Kaiſer und Mögling in obigen Stellen reden mögen, „rechts Kette bilden“ ließ. „Neue“ ſind damals noch nicht gekommen.

5. Daß Kaiſer jenen Angriff („durch Freiwillige“) geſchehen läßt, „während von Gagern ſich noch vorn befand,“ — alſo zu Fuß war, — während Mögling ihn erſt wieder zu Pferde ſteigen läßt, ſo daß alſo die Begebenheit, die dieſer erzählen will, der Zeit nach mit der von Hauptmann Keim oben erzählten zuſammenfallen würde, — das iſt immerhin ein Beleg für den Mangel an Glaubwürdigkeit der Ausſagen der Gegner.

*3) Kaiſer erzählt dieſen Verlauf (Fortſetzung ſeiner Erzählung unter Note *1) und *2), wie folgt:

„Sobald ich durch das Erſcheinen von Gagerns meine Abſicht auf die Truppen ſcheitern ſah und die Neuangekommenen ſich ſchußfertig machten, zog ich mich traurig zurück, um das mir zuſtehende Commando des linken Flügels zu übernehmen. Hierin wurde ich aber durch den Anblick der ſo unglücklich im Centrum aufgeſtellten Colonne der Senſenträger gehindert. Dieſe Männer, zum großen Theile biedere Landleute aus dem Höhgau, der Baar und aus den Grenzbezirken des Schwarzwaldes, die voll Vertrauen ſich genähert hatten, ſtürzten, als ſie ſtatt des erwarteten Brudergrußes Mordcommando und Raſſeln ſchußbereiter Gewehre vernahmen, beſtürzt auf ihre Stellung zurück, die ohnehin ſchwerfällige Phalanx in einen entgliederten ſchwankenden Knäuel verwandelnd. Voraus-

Auf dieſen Zuruf antwortete ich: „Ich habe Befehl vorzubringen und dieſen Befehl befolge ich;“ — und nun bis an die Bajonets der Gegner herangekommen, rief ich: „Die Waffen ab!“ und entriß denen, die mir zunächſt die Bajonets entgegen hielten, die Gewehre.

ſehend, daß dieſe Abtheilung, die ich commandolos fand, ſchwerlich einer Salve, die in der furchtbaren Nähe von kaum dreißig Schritten abgefeuert würde, Stand halten könne, eilte ich auf ſie zu, um ſo ſchnell als möglich mit gefällten Senſen den Angriff auf die Truppen auszuführen, ſobald in ihren Reihen ein Schuß gefallen ſein würde. Aber das ſchnelle Hereinbrechen der Ereigniſſe und die zu ſehr überhandgenommene Verwirrung unter den Senſenträgern, die ſich preisgegeben wähnten, vereitelte dieſen Plan. Nun drängte ſich das Zunächſtfolgende in den Raum von wenigen Sekunden zuſammen.“ —

Dazu folgende Bemerkungen:

1. Wir nehmen zuvörderſt Akt davon, daß nach Kaiſer's Darſtellung die Hauptcolonne der Aufſtändiſchen, ehe noch, von welcher Seite immer, ein Schuß geſchehen war, beſtürzt durch das Raſſeln ſchußbereiter Gewehre „ein entgliederter, ſchwankender Knäuel,“ — die Wiederherſtellung der Ordnung unmöglich geworden war, ſo daß Kaiſer von dem beabſichtigten Verſuche dazu abſtand; daß ihr Stehen im Feuer ſo wenig zu erwarten, als irgend ſonſt etwas mit ihr anzufangen geweſen iſt. Sie war, wenn noch nicht auf der Flucht, doch fluchtbereit bei dem erſten Anſtoß.
2. Da „dieſe Männer“ „voll Vertrauen,“ in Erwartung des „Brudergrußes“ ſich den Truppen genähert haben ſollen, ſo müſſen ſie entweder bis zu dem Grade getäuſcht und berückt geweſen ſein, daß ihnen das Bewußtſein des Ernſtes und der wahrſcheinlicher Weiſe blutigen Folgen ihres bewaffneten Thuns überhaupt ganz abhanden gekommen war; oder man hatte ihnen vor der Aufſtellung zum Gefecht das beſtimmte Verſprechen ertheilt, daß keine Gefahr für ſie ſei, daß Blut nicht ſolle vergoſſen werden. In einem wie in dem andern Falle waren es ihre Führer, durch welche ihr „volles Vertrauen“ getäuſcht worden war.
3. Die Metapher vom „Mordcommando“ kann ſich nur auf das: „Fällt's Gewehr!“ des Hauptmann Keim beziehen, und bei dieſem Handgriff pflegen allerdings die Gewehre etwas zu raſſeln. Wenn es aber wahr iſt, was Mögling (Note *2) ſagt, daß auch die Inſurgenten die Senſen und Bajonette fällten und dieſe gegenſeitig gekreuzt waren, ſo ſtand Mordcommando gegen Mordcommando.
4. Da Kaiſer die Phalanx der Senſenträger „commandolos“ gefunden hat, was ſie wenigſtens bei der anfänglichen Aufſtellung, wonach Willich

Da fiel der erſte Schuß rechts von mir aus den Reihen der Rebellen*[4]) und traf meinen linken Oberarm;

und Bruhn das Commando des Centrums führten, nicht geweſen iſt, ſo ſcheint die weitere Anwendung der Waffen von Seiten der Inſurgenten, nachdem der Verführungsverſuch fehl geſchlagen war, als eine nutzloſe, und vielleicht, ſowie ſie ſtatt hatte, als eine aus jedem ſittlichen Geſichtspunkte verwerfliche Handlung, von einigen der eignen Führer betrachtet worden zu ſein; und deßhalb werden dieſe ſich ſchon auf den Rückzug begeben haben, noch ehe das Schießgefecht begann. Dadurch wird erklärt, wie die „Geſchütze" von den Inſurgenten gerettet werden konnten, da auch dieſe ſchon vor dem eigentlichen Anfang des Gefechts wieder abgeführt worden und damit der weitere Rückzug angetreten war.

*[4]) Im Widerſpruch damit erzählt (die Erzählung in Note [3]) fortſetzend) Kaiſer: „Ich ſah den gegen die Geſchütze vordringenden badiſchen Officier wild mit dem Säbel gegen unſere Artilleriſten hauen; hörte wiederholtes Feuercommando in den gegenüberſtehenden heſſiſchen Reihen[1]), ſah einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede der Soldaten[2]) fallen, an deren linker Flanke ſich bereits von Gagern mit geſchwungenem Säbel zurückzuziehen begann, als in unſerm Centrum die Schüſſe krachten, die den badiſchen Officier, wie deſſen Pferd, niederwarfen. Hierauf[3]) nun brach das Gliederfeuer der Heſſen in voller Gewalt gegen uns los und mit ihm vermiſchten ſich die antwortenden Salven unſerer Musketiere und Schützen.

Faſt gleichzeitig mit dem badiſchen Officiere, der unſer Centrum mit dem Bajonette forcirte, vor dem Fähnlein der Konſtanzer Musketiere, an der Seite, und nicht vor der Fronte ſeiner Leute, fiel General von Gagern, das Schwert in der Hand, nachdem bereits Blut auf ſeinen Befehl[4]) vergoſſen war."

Die Frage, von welcher Partei der erſte Schuß geſchehen ſei, iſt zu einer der beſtrittenſten geworden. Die Bedeutung dieſer Frage für die Würdigung des Thuns der Inſurgenten auf der Scheidegg, wird durch die Aeußerung des Oberſten von Hinkeldey in ſeinem „Letztes Wort" d. d. 14. Mai 1848, hervorgehoben, indem er ſagt:

„Es iſt im Grunde ganz gleichgültig, von welcher Seite in einem ehrlichen Gefechte der erſte Schuß fällt; aber die verrätheriſche Weiſe, in welcher die Rebellen den arglos vertrauenden Mann in dem Augenblicke niederſchoſſen, wo er ihnen noch einmal die Hand zur Verſöhnung zu reichen geſucht hatte, war eben ſo ſchändlich als feige."

Dieſe Behauptung iſt, wie ſich ſpäter ergeben wird, wahr oder falſch, jenachdem ſich herausſtellt, von welcher Partei das Schießen zuerſt befohlen, die erſten Schüſſe abgefeuert worden ſind. Die Bedeutung dieſer Frage, unter obigem Geſichtspunkte, iſt von den Inſurgentenführern vollkommen erkannt worden, es iſt daher ihr Hauptbeſtreben dahin gerichtet geweſen, das öffent-

zugleich hörten wir nun noch einige Schüſſe links von uns. Ich vermuthe, weil ich, zu vielſeitig jetzt beſchäftigt, kein Augen-

liche Urtheil bezüglich dieſer Frage befangen zu machen. Es muß meine Aufgabe ſein, die Zweifel bezüglich derſelben, auf Grund der Prüfung der verſchiedenen, ſich widerſprechenden Erzählungen, zu entfernen. Abgeſehen von dem Werth des Zeugniſſes ſelbſt, ſprechen alle der Situation zu entnehmenden Gründe für die Wahrheit der Erzählung des Hauptmann Keim, daß die erſten Schüſſe aus den Reihen der Inſurgenten fielen.

Ich knüpfe zunächſt an die Erzählung Kaiſers in der vorigen dritten Note wieder an, woraus zu entnehmen war, daß das Centrum der Senſenträger bereits unwiederbringlich fluchtreif war, ehe ein Schuß fiel; und ich frage dann: Was hätte jetzt noch die, weſentlich dem Centrum gegenüber ſtehenden, Heſſen veranlaſſen können von der Schußwaffe zuerſt und vorzeitig Gebrauch zu machen? Dieſe Truppe hatte ſich ſolchen Gebrauch bis dahin, ungeachtet aller Provocationen welche die Anwendung reichlich gerechtfertigt haben würden, mit bewunderungswürdiger Reſignation verſagt. Sie that es darin der geſchulteſten, erprobteſten, im Krieg erwachſenen Truppe gleich, von eben ſo betrauten Officieren geführt, die ſie, wie man zu ſagen pflegt, ganz in der Hand haben. Um jedoch die Vorſicht zum Aeußerſten zu treiben, um dem erhaltenen Befehl, nicht zuerſt zu ſchießen, den Vollzug ganz zu ſichern, waren die braven Officiere, Hauptmann Keim und Lieutenant Becker, vor die Bajonette ihrer Leute getreten, in ſo unmittelbarer Nähe vor dem Feinde, daß ſie Einzelnen von dieſen, theils die Gewehre zur Seite ſchlugen, theils entriſſen. Die Truppen brauchten nur den natürlichen Verlauf der Dinge die da kommen mußten abzuwarten, nur der Flucht, die, wenn begonnen, von ſelbſt ſich beſchleunigt, ein wenig nachzuhelfen; dazu reichte der Vormarſch mit gefälltem Bajonnette hin.

Dieß vorausgeſchickt gehe ich zur Beleuchtung der Kaiſer'ſchen Erzählung über:

1. Wenn wiederholtes Feuercommando zum Beginn in den Heſſiſchen Reihen zu hören geweſen wäre, ſo würde auch auf dieſes Commando Maſſen- oder Rottenfeuer erfolgt ſein. Nichtbefolgung ſolchen Commandos iſt weder anzunehmen, noch wird ſie von der Gegenſeite behauptet. Daß weder das eine noch das andere erfolgte, ſagt Kaiſer ſelbſt; denn
2. er ſah nur einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede der Soldaten fallen, was zwar, daß ein Schuß gefallen ſei, aus Zufall leicht möglich geweſen wäre, was aber, daß er erfolgt ſei, von allen andern glaubwürdigen Zeugen widerſprochen wird. Das wiederholte Feuercommando zuerſt, und darauf das Fallen nur eines Schuſſes im zweiten oder dritten Gliede der Soldaten, ſind offenbare Widerſprüche, und alſo, das eine oder das andere, falſch.
3. Läßt man auch die von Andern ſo entſchieden widerſprochene Behauptung Kaiſers, daß im zweiten oder dritten Gliede der Heſſen ein erſter,

merk auf General von Gagern mehr richten konnte, daß er durch

vereinzelter Schuß gefallen ſei, auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, ſo gehört doch eine eherne Stirne dazu um dennoch zu behaupten, daß das Signal zum Blutvergießen von den Regierungstruppen ausgegangen ſei; um namentlich zu behaupten, der General von Gagern ſei gefallen, „nachdem bereits Blut auf ſeinen Befehl vergoſſen war.“ Gewiß kann dieſer es nicht geweſen ſein, der jenen „einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede“ der Heſſen commandirt hat; und darauf hin doch, nicht auf ein maſſenhaftes Feuer der Heſſen, war es, daß nach Kaiſer „in unſerm Centrum die Schüſſe krachten, die den Badiſchen Officier, (Oberlieutnant Heisler) wie deſſen Pferd niederwarfen, und „faſt gleichzeitig“ den General von Gagern tödteten.“ „Hierauf nun,“ ſo ſagt Kaiſer ſelbſt — „brach das Gliederfeuer der Heſſen in voller Gewalt gegen uns los ꝛc.“ — als der General ſchon gefallen war. — Es ſcheint, daß Hecker eingeſehen hat, der Bericht Kaiſers könne ſeiner Sache das Licht, welches ihr zugedacht war, nicht verleihen. Dazu mußte der erſte Schuß ein Pelotonfeuer der Heſſen ſein, kein vereinzelter, etwa zufälliger Schuß aus dem zweiten oder dritten Gliede.

Im Widerſpruch mit Kaiſer erzählt daher

Hecker: „Als dieß bemerkt wurde,“ — (die angebliche Bereitwilligkeit einiger Heſſiſchen Soldaten zur Fahnenflucht) — „ritt Gagern vor; einer oder mehrere Officiere begaben ſich ebenfalls vor. Die Soldaten traten in die Reihen zurück, nachdem er ihnen etwas zugerufen hatte; Feuer wurde commandirt, ein Pelotonfeuer erfolgte, und nun erſt ſchoß man republikaniſcher Seits“ — „und zwar auf die Officiere, wobei Gagern fiel“ — wie in einer Reclamation d. d. 22. April 1848, an die Redaction des Intelligenzblattes der Stadt Baſel gerichtet, und von Hecker, A. Willmann und J. Schöninger gezeichnet, geſagt iſt. Den ſpäteren Bericht ſchließt Hecker wieder mit der banalen Formel, die, nach der Erzählung Kaiſers über den Zuſtand des Centrums, der Wahrheitsliebe aller Inſurgentenführer das Urtheil ſpricht:

„Hätten wir zuerſt ſchießen laſſen, ſo wäre der Erfolg nicht zweifelhaft geweſen.“

Ich komme nun zur Erzählung von

Mögling: „Bis jetzt war noch kein Schuß gefallen. Als der Stabsofficier und Gagern ſahen, daß das Militär auch nicht recht Luſt hatte anzugreifen, rief Gagern: „Was? deutſche Brüder! Geſindel ſeid ihr! Blut muß fließen!“ und ſchoß eine Piſtole ſelbſt auf unſer Centrum ab; kommandirte Feuer. Der Stabsofficier ſchlug einen unſerer Leute mit dem Säbel auf den Kopf, er aber und Gagern erhielten ſogleich den Lohn ihrer Tollkühnheit; denn auf das Commando: „Feuer“ ſchoſſen zuerſt die Heſſen, dann unſere Leute, und zwei bis drei Sekunden lang hörte man nur das Knallen der Gewehre, ſah aber wegen des Pulverdampfes nichts. Kaum war dieſer verflogen, als ich den Stabsofficier mitten unter unſern Leuten mit dem Pferde zuſam-

dieſe Schüſſe*5) tödtlich getroffen wurde. — Jetzt, nachdem Lieutenant Becker und ich uns in das erſte Glied unſerer Leute

---

menſtürzen, Gagern aber ſchief auf ſeinem Pferde hängen ſah. Er hatte die Piſtole fallen laſſen und langte mit der Hand nach der Bruſt; kaum hatte ich Zeit dieß zu bemerken; die Worte welche er noch ausrief, waren, wenn ich recht gehört habe: „Gerechter Gott!“ da bekam er eine zweite Salve und ſtürzte mit ſeinem ſchönen Pferde zuſammen.“

Dieſe Erzählung trägt, ſelbſt nur verglichen mit den Angaben der andern Anführer der Aufſtändiſchen, zu offenbar das Gepräge der Unwahrheit an der Stirne; daher nur ſo viel:

1. Außer Mögling hat Niemand eine Piſtole in der Hand des Generals geſehen; viel weniger kann er die lächerliche Faxe aufgeführt haben, mit dem Abfeuern derſelben das Signal zum Gefecht zu geben. Nach Major Kunz fiel er, im Begriff den Säbel zu ziehen.

   Kaiſer ſagt einmal: Gagern habe ſich an der linken Flanke der Heſſen mit geſchwungenem Säbel zurückzuziehen begonnen, als das Schießen anfing, dann ein anderes Mal: „Von Gagern ſtarb nicht gemeuchelt, ſondern während er ſeine Truppen zum Angriff trieb, den Tod eines kühnen Soldaten.“ Alſo nichts von Piſtol; und die ſonſtigen Widerſprüche in dieſen beiden Angaben habe ich nicht aufzulöſen, ſondern nur darauf hinzuweiſen. Man ſchwingt in der Regel nicht den Säbel, wenn man ſich zurückzuziehen beginnt; und man wird ſich nicht zugleich zurückziehen und die Truppen zum Angriff treiben können. —

2. Eben ſo unwahr iſt, daß der General „Feuer“ ſelbſt commandirt habe, was ſeines Amtes in ſeiner Stellung nicht war.

Erwägt man dieſe Widerſprüche unter den Erzählungen der Inſurgenten-Führer: nämlich daß Kaiſer einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede der Heſſen fallen geſehen haben will, worauf dann in den Inſurgentenreihen die Schüſſe krachten, wodurch der Badiſche Officier zu Pferd niedergeworfen und der General von Gagern getödtet wurden; daß nach Hecker zuerſt ein Pelotonfeuer der Heſſen erfolgte, ehe man republikaniſcher Seits ſchoß; was eben ſo wenig, von irgend einer Seite ſonſt, beſtätigt wird; daß endlich gar nach Mögling der General ſelbſt mit der Piſtole den erſten Schuß gefeuert und dann Feuer kommandirt habe, — ſo wird kein Zweifel mehr beſtehen über die Abſicht der Führer der Aufſtändiſchen die Verantwortlichkeit des erſten Schuſſes unter den obwaltenden Umſtänden von ſich abzuwälzen, und die Erzählung des Hauptmann Keim ergiebt ſich nicht blos als die wahrſcheinlichere, ſondern erſcheint durch die Widerſprüche der Gegner im erhöheten Glanz der Wahrheit.

*5) Nach Hauptmann Keim's Wahrnehmung wurde der General alſo durch Schüſſe vom rechten feindlichen Flügel, wo die Conſtanzer Schützen ſtanden, niedergeſchoſſen; womit die folgenden Ausſagen Möglings zu vergleichen ſind.

hatten aufnehmen laſſen, feuerte die vordere Abtheilung unſerer Schützen, und die ganze Colonne der Rebellen fing an zu ſchwanken, ſich aufzulöſen und theilweiſe eiligſt zu entfernen.*[6]) Wir drangen nun ein, und durch den weiteren Angriff mit Degen, Bajonett und Kolben, wurden die Rebellen in vollſtändigſte Flucht gejagt. Während dieß auf der Straße (im Centrum) vorging, hatte es Oberlieutenant Becker auf dem linken Flügel

---

*[6]) Dieſe Darſtellung ſtimmt ganz mit dem, was Kaiſer über die Auflöſung des Centrums Note *[3]) erzählt hatte. Dagegen ſchreibt Mögling weiter:

„Unſere Leute und die Soldaten waren in dem heftigſten Handgemenge; meine Schützen feuerten aber ganz wacker darauf los; plötzlich zogen ſich die Soldaten [1]), die meiſten verwundet [2]), zurück, und eine neue Abtheilung trat auf [3]), welche ſich zuerſt gegen unſere rechte Seite kehrten und nach Kaiſer ein förmliches Scheibenſchießen hielten. Als die Kugeln an den Senſen anſchlugen, ſprangen die Senſenmänner davon und riſſen Kaiſer und andere mit ſich fort [4]). Kaiſer hatte drei Streifſchüſſe erhalten, einen auf der Achſel, der zweite ging durch den Rock, und der dritte zerſchmetterte ſein Pulverhorn. Laut raiſonnirend über dieſe letztere Fatalität zog er ab.“

Dazu folgende Bemerkungen:

1. Eine Zurückgehen der Heſſiſchen Schützen vor dem Feind hat nicht ſtattgefunden; als aber das Centrum und auch der linke Flügel der Inſurgenten in die Flucht gejagt war, ließen die Heſſen um ſo mehr von der weiteren Verfolgung ab, als ein Theil des rechten Flügels noch Stand hielt, und als es nothwendig wurde ſich zu ſammeln; bei dieſem Anlaß hoben ſie, wie wir ſehen werden, den ſterbenden General auf.
2. Die Heſſen verloren in dem Gefecht an Todten nichts; an Verwundeten 2 ſchwer, 7 leicht.
3. Oberlieutenant Becker trat nicht mit einer neuen Abtheilung auf; ſondern war ſchon vorher mit ſeinen Scharfſchützen des Bataillons da; er kehrte ſich zuerſt gegen den linken Flügel, und als dieſer, — ſammt dem Kaiſer, wie Mögling erzählt, — in die Flucht gejagt war, dann gegen den rechten Flügel der Inſurgenten.
4. Uebrigens will ich von der Angabe Möglings, der das wohl wiſſen kann, und hierbei keine Urſache hat, die Wahrheit zu entſtellen, Akt nehmen, daß Kaiſer ſchon abgezogen geweſen ſei, als der rechte Flügel der Aufſtändiſchen noch ſtand hielt und eben von den Heſſiſchen Schützen angegriffen werden ſollte.

des Feindes, der aus Senſenmännern und Jägern vermiſcht beſtand, gleichfalls zu ſchnellſter Entſcheidung gebracht."

Soweit Hauptmann Keim über das Gefecht ſelbſt. Die Darſtellungen der andern Seite haben — ungeachtet der Abſicht der Entſtellung der Thatſachen, und der Beſchönigung der beim erſten Bajonettfällen entſchiedenen Niederlage der Aufſtändiſchen, — die Wahrhaftigkeit dieſer ungeſchmückten Geſchichtserzählung nur noch mehr hervorgehoben.

Nachdem der Sieg der Regierungstruppen entſchieden, die Haufen der Aufſtändiſchen in der Auflöſung begriffen waren, dauerte mit wenigen Zurückgebliebenen vom linken Flügel ein Schießgefecht gleichſam im Einzelkampf der Schützen kurze Zeit noch fort. Etwa 40 bis 50 Büchſenſchützen, welche den rechten Flügel der Inſurgenten und zum Theil einen einſpringenden Haken gebildet hatten, unterhielten ein ziemlich wirkungsloſes Feuer auf die, nach Vertreibung des Centrums und linken Flügels der Aufſtändiſchen, ſich wieder ſammelnden Heſſiſchen Schützen und Scharfſchützen, bis auch ſie, von den Heſſen in der Fronte und von den Badnern unter Oberlieutenant Peternell, welche während des Marſches der Truppen im Defilé, die Seitendeckung zur Linken der Colonne gebildet hatten, und nun durch den Wald heranrückten, im Rücken bedroht,*7) ſich gleichfalls auf den Rückzug begaben.

*7) Was die Berichte der Gegenſeite, über dieſe und die folgenden Momente betrifft, ſo iſt es nur Mögling und Kaiſer, welche ſich darüber verbreiten. Aber nur Mögling hielt nach ſeiner Angabe bei den ſtandhaltenden Conſtanzer Schützen des rechten Flügels aus; Kaiſer war, wie wir Note 6 geſehen haben, ſchon in die Flucht mit fortgeriſſen worden; erzählt alſo nur nach Hörenſagen; und da Mögling deſſen Hauptquelle ſein wird, ſo ſcheint es als ob dieſer für gut gefunden habe, die allzuhandgreiflichen Lügen, die er als Augenzeuge doch nicht ſelbſt verantworten wollte, durch Kaiſer verbreiten zu laſſen.

Nachdem die Heſſiſchen Schützen unter Hauptmann Keim die Flucht des Centrums der Aufſtändiſchen entſchieden hatten, und Keim im Begriffe ſtand ſeine Leute wieder zu ſammeln, ſagte Lieutenant Becker zu ihm: „Herr Hauptmann, unſer General iſt todt.“ Keim ſah nun auf dem Kamm der Höhe, welche er im Gefecht eben überſchritten hatte, und wohin er nun mit ſeinen Leuten zurückkehrte, auf geringe Entfernung den General von Gagern regungslos halb unter dem todten Pferde liegen, eilte hin und bemerkte, daß er noch lebe. Er rief: „Meine Herrn und ein paar Schützen, raſch hierher, er lebt noch.“

Unmittelbar vorher und gleichzeitig begab ſich Folgendes: Lieutenant Becker, nachdem er zum Hauptmann die Worte: „unſer General iſt todt,“ geſprochen, hatte geſehen, daß ein Fahnenträger der Inſurgenten, der, auf der Flucht rückwärts ſchauend, einen Heſſiſchen Schützen im Anſchlage auf ſich bemerkte, ſeine Fahne wegwarf, um ſich ſo zu ſichern und ſeine Flucht

---

Mögling nun ſagte: — — — „plötzlich wendeten ſich die Soldaten gegen meine Seite und wollten uns auch ſo vertreiben, was ihnen aber nicht gelang; denn die Schützen wichen nicht, ſondern erwiederten das Feuer ſehr lebhaft, ſo daß die Soldaten ſich ſchnell zurückzogen.“

Die zuerſt hervorgehobenen Worte enthalten das Zugeſtändniß, daß das Centrum und der linke Flügel der Aufſtändiſchen vertrieben war, und es ſich nur noch um den Widerſtand der zerſtreuten Schützen des rechten Flügels handelte, wo, wie Kaiſer ſagt: „die Republikaner nur durch die etwa 40 Mann ſtarke Abtheilung Conſtanzer Musketire mit einigen Scharfſchützen die Wahlſtatt behaupteten; — welche ſie aber aus Mangel an Unterſtützung räumen mußten, als die Regulären mit den Tirailleuren ſie zu überflügeln begonnen.“ Was das am Schluß des Mögling'ſchen Berichts behauptete Zurückziehen der Soldaten betrifft, ſo mag es ſein, daß die Heſſiſchen Scharfſchützen unter Oberlieutenant Becker, da ſie ſahen daß die Gegner des rechten feindlichen Flügels das Feld ſo ſchnell nicht räumten, wie die des linken, ſich nicht unnöthig exponirten; jeder andere in das behauptete Zurückgehen der Soldaten gelegte Sinn würde der, auch von Kaiſer erzählten, Thatſache widerſprechen, daß der Reſt der Aufſtändiſchen die Wahlſtatt räumte, „als die Regulären mit den Tirailleuren ſie zu überflügeln begonnen.“

beſchleunigen zu können. Becker ging raſch dahin, wo die feindliche Fahne lag, hob ſie auf und eilte nun, dem Ruf des Hauptmanns entſprechend, der Stelle zu, wo der ſterbende General lag. Mehrere aufſtändiſche Büchſenſchützen, welche bei der Annäherung Keim's mit ſeinen Leuten den Rückzug bereits angetreten gehabt hatten, kehrten, als ſie ihre Fahne in Lieutenant Becker's Hand ſahen, um, und indem ſie auf Keim und Becker anſchlugen, riefen ſie: „Wir müſſen unſere Fahne haben." Hauptmann Keim, der eben mit ſeiner Compagnie die feindliche Schaar in die Flucht gejagt, dann, von der weiteren Verfolgung jetzt abſtehend und auf die Wahlſtatt zurückgekehrt, den General ſterbend gefunden hatte, und nun mit dieſem beſchäftigt, kaum beachtete, daß noch vereinzelte Feinde in ſeiner Nähe zurückgeblieben waren, — er bedeutete nun dieſe, die nach ihrer verlornen Fahne trotzig verlangten, mit ſoldatiſcher Humanität: „Hört auf zu feuern; es hat Opfer genug gekoſtet und hilft Euch doch nichts." Als darauf geanwortet wurde: „Wir geben unſer Ehrenwort nicht mehr zu feuern, wenn wir unſere Fahne wieder haben" — da gab Hauptmann Keim dem Lieutenant Becker anheim, dieſe den Aufſtändiſchen zu laſſen, worauf Letzterer ſie hinwarf*[8]). Nunmehr entfernten ſich die letzten Reſte des Feindes von der Wahlſtatt.

*[8]) Aus dieſem Verlauf haben Kaiſer und Mögling, einer den andern überbietend, folgende Gasconade zuſammengebraut:

Mögling: — — „Nun [1]) wurde Gagern, welcher in einfacher Civilkleidung, blos mit einem Säbel bewaffnet, da lag, der Säbel [2]) abgenommen, ebenſo eignete ſich der Schütze [3]), welcher Gagern niedergeſchoſſen hatte, deſſen Piſtolen [4]) an, dagegen ließ man ihm die Uhr ꝛc. Unſere Schützen, welche längs des Waldes aufgeſtellt waren, unterhielten ein lebhaftes Feuer und machten dem Feinde vielen Schaden [5]). Da kamen plötzlich einige Officiere zum Vorſchein [6]), welche baten [7]), wir möchten das Feuer einſtellen, da ſie ebenfall es einſtellen wollten; dabei erklärten ſie, ſie haben den Befehl blos ſoweit zu gehen; ſie werden ſich zurückziehen, wir ſollen ebenfalls unſern Weg verfolgen [8]). Dieß wurde zugeſtanden, ſie kamen mit Mannſchaft um Gagern's und andere Leichen zu holen, wobei ihnen einige

Er, Hauptmann Keim, durfte ſo ſagen und thun; er bewies damit den Tüchtigeren unter den Feinden die größere Achtung,

meiner Schützen [9]) behülflich waren. Für die Leiche Gagern's, welche in unſerer Mitte [10]) war, mußten die Feinde aber eine ſchwarz-roth-goldene Fahne, welche ein verwundeter Heſſe [11]) in der Hand hatte, hergeben."

Dazu folgende Bemerkungen:

1. Der tödtlich verwundete General blieb auf der Wahlſtatt liegen, bis Hauptmann Keim mit ſeinen Schützen vom entſcheidenden Angriff auf das Centrum der Aufſtändiſchen zurück kam. Da der General in unmittelbarer Nähe von der feindlichen Aufſtellung, zwiſchen deren Centrum und rechtem Flügel, gefallen war, ſo iſt es nicht gerade zu unwahrſcheinlich, daß von denjenigen Inſurgenten des rechten Flügels, die noch Stand hielten, einer oder der andere an den ſterbenden General herangetreten ſei. Das könnte aber nur in dem kurzen Zwiſchenraum von der entſchiedenen Flucht der Aufſtändiſchen bis zur Rückkehr des Hauptmann Keim von deren Verfolgung, und ehe Oberlieutenant Becker mit den Scharfſchützen von dem in die Flucht gejagten linken Flügel der Aufſtändiſchen gegen den noch ſtandhaltenden rechten derſelben ſich wendete, — der Fall geweſen ſein.
2. Den Säbel, den mein Bruder an dieſem Tage getragen hat, beſitze ich; das Heldenſtück, ihn dem ſterbenden General zu nehmen, iſt alſo vom Feinde doch nicht verübt worden.
3. Mögling glaubt alſo zu wiſſen wer den General erſchoſſen hat; ich will es nicht unterſuchen. Es war einmal das Gerücht verbreitet, Kaiſer ſei es geweſen; dieß iſt gewiß nicht der Fall; der General wurde von dem rechten Flügel des Feindes her erſchoſſen und Kaiſer ſtand auf dem linken.
4. Der General war ohne Kriegsrüſtung aus den Niederlanden gekommen; er hatte vor Uebernahme des Commandos in Baden nicht Zeit gehabt, ſich zu rüſten; er ritt Pferde, die der Großherzog ihm zur Dispoſition geſtellt hatte; und wenn das Sattelzeug dieſer Pferde mit Sattelpiſtolen verſehen wurde, was ich nicht weiß, aber bezweifeln möchte, ſo waren es nicht die des Generals. Andere Piſtolen führte er nicht.
5. Was den „vielen Schaden" betrifft, den die Inſurgenten durch ihr lebhaftes Feuer ihrem Feinde auch hier wieder zugefügt haben wollen, ſo erinnere ich daran, daß Mögling ſchon nach dem erſten Schießen die Heſſen, „die meiſten verwundet" ſich zurückziehen und eine neue Abtheilung, die ſeine Phantaſie geſchaffen hat, auftreten ließ. Die Heſſen hatten aber bei dem ganzen Gefecht keine Todten, zwei ſchwer und ſieben leicht Verwundete. Wenn jedoch durch den „vielen Schaden" den die Aufſtändiſchen den Heſſen zugefügt haben wollen, die nachfolgend erdichtete Bitte der Officiere, das Feuer einzuſtellen, motivirt und die Täuſchung verbreitet werden ſoll, als hätte es von der Macht und Willkühr dieſer höchſtens 40 Conſtanzer Schützen abgehangen, das Feld

die der selbst brave Soldat auch der feindlichen Tapferkeit zollt; er deutete auf das Opfer, das eben noch Lebenszeichen gegeben hatte, und das nun seine Sorge in Anspruch nahm; zugleich aber auch deutete er auf die Zwecklosigkeit, für die Sache

länger zu halten, so charakterisirt sich eine solche Rodomontade von selbst. Den Grund warum diese sich zurückziehen mußten, hat ja Kaiser (Note 7) angegeben.

6. Unter den Officieren die „zum Vorschein" kamen, können nur die Officiere der Hessischen Schützencompagnie, deren zwei von der Verfolgung des Feindes zurück kamen, verstanden sein. Da nun einer von diesen mit der erbeuteten Fahne zurückkehrte, so haben diese nicht Versteckens gespielt und kommen nun „zum Vorschein."

7. Sie waren daher auch nicht in der Lage bitten zu müssen, man möge das Feuer einstellen.

8. Wahr kann von dem angeblichen Inhalt der Verhandlung nur das sein, daß man diesen letzten Streitbaren der Aufständischen sagte, sie möchten unbehelligt ihre Wege, nämlich die Rückzugswege verfolgen, wie das aus der Erzählung des Hauptmann Keim hervorgeht.

9. Höchst unwahrscheinlich dagegen lautet die Angabe, Aufständische hätten den Hessischen Schützen geholfen, Gagern's und die andern Leichen wegzubringen; die glaubwürdigeren Berichte gehen vielmehr dahin, daß die Regierungstruppen nach dem Treffen auf das Aeußerste gegen die Aufständischen erbittert gewesen seien, was ein solches Zusammenwirken ausschließt.

10. Wenn hier der Vorgang so dargestellt wird, als habe die Leiche des Generals von den Aufständischen, die nur noch vereinzelt da waren, ausgelöst werden müssen, so ist diese Großsprecherei durch das Vorhergehende auf ihren Werth zurückgeführt.

11. Lieutenant Becker, welcher die feindliche Fahne trug, war weder verwundet, noch viel weniger gefangen, wie es die nachstehende Erdichtung Kaisers behauptet, welche die Krone der Unverschämtheit davon trägt:

Kaiser: — — „Zehn bis fünfzehn abgeschnittene Hessen fielen in die Gewalt der Constanzer; aber sie wurden von den Blutdürstigen nur genöthigt, eine eroberte Fahne und einige Perkussionsgewehre abzugeben. Ja, auf Bitten des gefangenen Officiers, entließen die Republikaner die Truppe und erlaubten ihr die Leiche Gagerns mit sich zu nehmen, indem sie den Soldaten zuriefen sie (!) möchten dieses traurigen Augenblickes eingedenk bleiben. Kurzum nur die zu weit getriebene Nachsicht, nur der unter den Republikanern herrschende Widerwille, das Blut des gemeinen Soldaten zu vergießen, entriß unsern Händen den vollständigen, und, wenn wir wollten, blutigen Sieg; denn jeder kriegskundige Führer in den feindlichen Reihen selbst wird zugestehen müssen, daß im

der Insurgenten, jedes weiteren Blutvergießens hin. Das Gefecht war beendet; es waren Lieutenant Becker und drei Schützen zur Stelle herangetreten, wo der General gefallen war, und richteten ihn, dessen rechtes Bein Hauptmann Keim unter dem getödteten Pferde hervorgezogen hatte, etwas in die Höhe. In diesem Momente sprach er mit matter Stimme und gebrochenen Auges die letzten Worte: „O, brave Soldaten.“

Nachdem Friedrich von Gagern diese letzten Worte gesprochen, nahmen die Officiere der Hessischen Schützencompagnie und mehrere Schützen ihn auf, und trugen ihn auf Gewehren nach einem niedrigen Erdaufwurf, zur rechten Seite der Straße nach Schlächthaus, etwa dreißig Schritte von dem Orte entfernt wo er gefallen war. Während er so noch getragen wurde, sank sein Haupt, und als er niedergelegt war, hatte er seinen Geist ausgehaucht.

Da meine Aufgabe erheischt, daß ich den Verlauf dieses Tages erzähle, mit den sich daran knüpfenden Nebenumständen die mehr oder weniger aus den Anordnungen des Generals hervorgegangen sind, so bleibt mir noch über einen ärgerlichen Auftritt zu berichten, der jedoch auf das Gefecht selbst keinen Einfluß geübt hat. Ich muß zu dem Ende auf den Augenblick zurückgehen, in welchem das Expeditionscorps am Plateau der Scheidegg ankam.

Falle einer entschiedenen Offensive von unserer Seite, kein Mann in jenem weitgedehnten und von den Truppen so unvorsichtig betretenen Passe uns hätte entgehen können.“

So prahlt derselbe Kaiser, der oben gesagt hat, daß das Hauptcorps der Aufständischen bereits in einen unentwirrbaren Knäuel sich aufgelöset und zur Flucht gewendet gehabt habe, so daß Ordnung und Kampfsfähigkeit nicht mehr habe hergestellt werden können, — noch ehe ein Schuß gefallen war. —

Nachdem die Heſſiſche Schützencompagnie ganz auf das Plateau vorgerückt war, und die Inſurgenten ſich heran drängten um die Truppen zur Fahnenflucht zu bereden, bildete das Badiſche Bataillon des Major Lebrun die Spitze der Hauptcolonne, welche beim Debouché des Weges auf das Plateau Halt machte, während der General mit den Heſſiſchen Schützen vorging. Die Vorderſten dieſes Bataillons konnten nicht allein die Stellung der Inſurgenten, und daß eine Abtheilung feindlicher aufgelöſeter Schützen bis in den Weg herab in den Flanken der Colonne Poſto gefaßt hatten, wahrnehmen, ſondern überhaupt die Vorgänge auf dem Plateau beobachten. Um nun ſolcher Flankirung bei der geſtiegenen Wahrſcheinlichkeit, daß es zum Treffen kommen werde, einige Fronte entgegen zu ſetzen, hatte der Commandeur des Bataillons eine Einſchwenkung rechts und links angeordnet, ſo daß das Bataillon zwei parallele Fronten, die Rücken der Linien gegen einander, nach beiden Seiten des Wegs bildete. Dieſes Manoeuver konnte jedoch nur in unvollkommener Weiſe zur Ausführung gebracht werden, weil auf dem Marſche die Diſtanzen der in Halbzügen marſchirenden Infanteriecolonne verloren gegangen waren. Es geſchah daher die Frontbildung gegen die Seiten des Wegs in der Art, daß die inneren Rotten der Halbzüge, wie es gerade ging, in die Zwiſchenräume geſtellt wurden, wodurch ſich eine, rückſichtlich der Tiefe der Rotten, ſehr ungleiche Aufſtellung ergab. Als das Bataillon ſo ſtand, und nun auf dem Plateau der erſte Schuß fiel, gleich darauf ein wildes, wenn auch nur wenige Minuten anhaltendes Feuer krachte, ereignete ſich bei demſelben eine jener Scenen, die auch bei kriegserfahreneren Truppen Erfolge ſchon compromittirt haben, was zum Glück hier nicht der Fall war. Um wie entſchuldbarer iſt es, wenn einer, meiſt aus erſt angehenden Soldaten gebildeten, kriegsunerfahrenen Truppe, die in letzter Zeit ſchlimmen, die Disciplin lockernden Einwirkungen ausgeſetzt war, ein ſolcher

Unfall widerfuhr. Als ob etwas Ungeheures, Unwiderstehliches von vorn hereinbreche, so verbreitete sich ein momentaner panischer Schrecken, der Vorwärtsstehende zu wilder Flucht trieb, Nächststehende ansteckte, und die Uebrigen theils willig, theils widerstrebend, rückwärts fortriß. Was diesen panischen Schrecken hervorgerufen habe? — die überraschenden Gewehrsalven, nachdem man sich der Täuschung hingegeben hatte, daß es zum friedlichen Zusammenstoß nicht kommen werde; — das begonnene Gefecht in so unmittelbarer Nähe, während Viele nicht sehen konnten, was sich zutrug: während also die unsichtbare Gefahr, so gering sie an sich war, in's Schrecklichste gesteigert, der überraschten Phantasie sich darstellte; — die beengende durch frühere Versäumniß und dann durch das Gebot des Augenblicks unordentlich gewordene Stellung; — Woher die Sensation und der Schrecken kamen? Ob vom Plateau her Feiglinge zurückliefen und andrängten? Ob im Bataillon selbst erzeugt? — darüber waren die Auffassungen und Behauptungen verschieden. Die Gewalt solcher zusammenwirkender Ursachen, die auch Tapfere, widerstandsunfähig, ihrer traurigen Wirkung zu unterwerfen vermag, wird unerklärtes Räthsel bleiben.

Von den Badischen Truppen ist an demselben Tage noch so tüchtige Haltung bewährt worden, daß, wenn auch jenem Vorfall etwas Planmäßiges zu Grunde gelegen haben sollte, zu welcher Annahme sich jedoch keine Haltpunkte ergeben, dabei es sich doch nur von der Verrätherei Weniger handeln könnte.

Peinlich war die Lage der Officiere des Bataillons, die umsonst sich bestrebten der Flucht Einhalt zu thun, die zum Theil überrannt und niedergetreten wurden. Es muß im ersten Augenblick ein Werk der Unmöglichkeit für die weiter rückwärts stehenden gewesen sein, dem Andrange zu widerstehen; auch das hinter dem Badischen Bataillon stehende Gros des Hessischen, mußte dem Drucke nachgeben. Erst etwa hundert Schritte rückwärts

ihrer innegehabten Stellung gestattete die Beschaffenheit der Straßenwände ein massenhaftes Ausbrechen aus der Colonne, während an der Stelle, wo das Hessische Bataillon den heftigen Andrang unvorbereitet empfand, die Seitenwände des Hohlwegs so steil sind, daß ein Ausbrechen zur Seite nicht thunlich schien. An jener günstigeren Stelle aber rückwärts, sprang Hauptmann Kehrer auf die rechte Seitenwand, rief seine erste Compagnie des Hessischen Bataillons zu sich heran, und drang eiligst durch den Wald auf den Kampfplatz vor, während die dritte und vierte Compagnie unter dem Bataillonscommandeur, gleichfalls vollständig wieder geschlossen, auf der Straße voreilten. Nach kurzer Zeit gelang den angestrengtesten Bemühungen der Badischen Officiere die Sammlung ihrer Leute, so daß Hauptmann Delorme mit einem Theil seiner zehnten Compagnie des Badischen Leibinfanterie-Regiments, welche an der Spitze des Bataillons stand, den Hessen unmittelbar folgen konnte.

Als die Wirkung und Kunde von den an der Spitze sich zutragenden Ereignissen tief nach rückwärts sich äußerte, und in der Marschcolonne zur Cavallerie drang, brach Rittmeister Max Laroche von Starkenfels*[9]) mit seiner Schwadron aus der Colonne aus, und sprengte die Anhöhe hinan nach dem Plateau, welche ungestüme und ermuthigende Vorwärtsbewegung den rückwärtsgedrängten Infanteristen imponirte, diese wieder zu sich selbst brachte, und den Officieren die Erfüllung ihrer schweren Aufgabe, Ordnung wiederherzustellen, erleichterte.

Der Anfang des erzählten widerwärtigen Auftritts muß sich in demselben Augenblick ereignet haben, als auf der Scheidegg die ersten Schüsse fielen; und alle Vorgänge drängten sich in einen

*9) Derselbe Officier, welcher bei dem Zeughaussturm in Karlsruhe am 14/15. Mai 1849 sein Leben verloren hat; Sohn des verstorbenen Badischen Cavallerie-Generals Philipp, Freiherr Laroche von Starkenfels, (siehe I. Theil Seite 13, Gedenkbuch vom Jahre 1805) — nahe Vettern meiner Familie.

ſo kurzen Zeitraum zuſammen, daß ſowohl Hauptmann Kehrer mit Heſſen, als Hauptmann Delorme mit Badnern, auf dem Kampfplatz ankamen, als der linke feindliche Flügel ſchon auf der Flucht, und auch der rechte mit den zerſtreuten Schützen deſſelben bereits zurückgegangen geweſen ſein mußte, wie daraus zu ſchließen iſt, daß Hauptmann Kehrer, beim Vorgehen durch den Wald, die Leiche des Generals bereits unter den Händen der von der Verfolgung des flüchtigen Feindes zurückgekehrten Heſſiſchen Schützen und ihrer Officiere erblickte. Unter dem Rufe: „unſer General iſt todt!“ — ſtürmte ſeine Compagnie im Laufſchritt bis auf die Waſſerſcheide, wo aber den Vordringenden nichts mehr zu thun übrig blieb, als ſich gegen den bereits flüchtigen Feind zu wenden. In einer Entfernung von vielleicht 80 Schritten jenſeits der Scheidegg ſah Hauptmann Kehrer noch mehrere Trupps des Feindes, gegen die er raſch vorging, die aber nicht Stich hielten.

Eine gegen Hügelberg zu entſendete Patrouille meldete bei ihrer Rückkehr, daß viele Inſurgenten querfeldein flüchteten und bereits einen Vorſprung von 600 bis 800 Schritten genommen hätten. Um dieſe Zeit kam Major Kuntz und brachte dieſer Abtheilung den Befehl zum Rückmarſch auf die Straße, woſelbſt das Heſſiſche Bataillon unter dem herzlichen Zuruf der Badner*[10]) wieder vereinigt wurde.

Die ärgerliche Unordnung, welche für einige Zeit, wie vor-

*[10]) Hauptmann Keim ſchrieb einige Tage nach dem Gefecht an ſeine Familie einen Brief, deſſen Mittheilung zu jener Zeit ich zu verdanken habe, und der folgende Stellen enthält:

„Mich freut nur die Anerkennung, die meine braven Leute bei dem ſterbenden General gefunden, deſſen letztes Wort war: O, brave Soldaten! Wenn dieß keine Anerkennung iſt, ſo giebt es keine“ — —; ſodann:

„Was mein größter Stolz, iſt, daß meine Schützen in der ganzen Armee hochgeehrt werden wegen dieſer Affaire; die Badner traten aus den Reihen, um ihnen wegen ihres Benehmens die Bruderhand zu reichen.“ —

erwähnt, in der in dem Defilé des Wegs noch zuſammengepreßten Hauptcolonne des Expeditionscorps eingeriſſen war, konnte von dem Feinde, namentlich von den, den äußerſten rechten Flügel bildenden zerſtreuten Schützen deſſelben, die am längſten Stich hielten, nicht unbemerkt geblieben ſein; und dieſe Wahrnehmung gab hernach den Inſurgentenführern zu den Prahlereien, als ſeien beide Theile vor einander geflohen und der Sieg ein beſtrittener geweſen, den willkommenen Vorwand. Es hatte, wie geſagt, jene Unordnung auf den Gang des Gefechts gar keinen Einfluß, und der Inſurgentenführer Kaiſer ſelbſt hat ja in ſeinem mitgetheilten Berichte eingeräumt, daß die Flucht und Niederlage der Aufſtändiſchen ſchon bei dem erſten Anlauf der Heſſiſchen Schützen entſchieden war. —

Nachdem General von Gagern gefallen, hatte Oberſt von Hinkeldey von der Cavallerie, als älteſter Officier im Rang, das Commando übernommen. Es wird dieß etwa zu der Zeit geweſen ſein, in welcher man noch bemüht war, jener Unordnung zu ſteuern; daher trat auch einiges Schwanken darüber ein, ob man den errungenen Vortheil verfolgen, oder über Kandern nach Schliengen wieder zurückkehren ſolle. Zu dieſer Schwankung ſoll beſonders der Umſtand beigetragen haben, daß der Commandant des noch im Defilé eingeſchloſſenen Zugs reitender Artillerie die Meldung vorgeſchickt hatte, er erhalte aus dem Walde Feuer, und man möge ihm einige Infanterie zur Säuberung der Bergwände ſchicken. Es iſt nicht aufgeklärt, was es mit dieſem Beſchießen aus dem Walde für eine Bewandniß hatte? Das Feuern konnte jedenfalls nur von Verſprengten herrühren; ebenſo wenig iſt es aufgeklärt, warum ſich jener Artillerieofficier, wenn er wirklich feindlichem Feuer ausgeſetzt war, ſeiner Deckung wegen nicht gleich an den Infanteriecommandanten des Nachzugs gewendet hat? Wie dem ſei, auf die eindringliche Vorſtellung mehrerer Badiſcher Officiere,

entſchloß man ſich weislich zum Vorgehen und zur Verfolgung der errungenen Vortheile, und ließ an den Commandanten der reitenden Artillerie den entſprechenden Beſcheid zurückgehen. Ein anderer Entſchluß würde als Niederlage der Truppen von der Gegenſeite ausgebeutet worden ſein, und hätte nothwendig eine ſchwere Verantwortung nach ſich ziehen müſſen.

Das Gefecht mochte von den erſten Anfängen, als die Truppen auf das Plateau kamen (9½ Uhr), bis zum wieder geordneten Vormarſch derſelben, eine Stunde gedauert haben; denn ſchon um 12 Uhr erreichten die Truppen, nach dem Gefechtsbericht des Oberſten von Hinkeldey, den eine Wegſtunde von der Scheidegg entfernten Ort Schlächthaus.

Der Verluſt der Regierungstruppen beſtand, nach eben jenem Berichte, in 4 Todten, 6 ſchwer und 9 leicht Verwundeten, und 6 Vermißten.

Der Verluſt der Inſurgenten ſoll in 17 Todten und ſchwer Verwundeten, die auf dem Kampfplatze lagen, beſtanden haben; die leicht Verwundeten unbekannt*[11]).

Die weiteren Operationen,— wie man den Inſurgenten folgte,— wie in der Nähe von Steinen Halt gemacht wurde, hier Struve als Parlamentär erſchien, um Friſt zum weitern Rückzug zu gewinnen; — wie die ganze Hecker-Struve-Weißhaar'ſche Schaar dann bei Steinen zerſprengt wurde, mehrere Führer, namentlich Hecker, auf Schweizerboden ſich flüchteten, einige Trupps Zerſprengter aber mit Sigels Schaar ſich vereinigten; — wie dann auch dieſe Schaar bei Freiburg, — endlich die aus Frankreich herübergebrochene deutſch-franzöſiſche Legion unter Herwegh und Frau, Schimmelpenninck, A. v. Bornſtedt, Corvin, Lipp und Löwenfels bei Doſſenbach von den Württembergern niedergeworfen wurde und damit die Hecker'ſche Inſurrection be-

*[11]) Mögling giebt den Verluſt der Regierungstruppen mit ſeiner gewöhnlichen Wahrheitsliebe zu 50 Todten und ſehr vielen Verwundeten, den der Inſurgenten zu 11 Todten an.

endigt war; — wie Alles das in der einen Woche vom 20. bis 26. April beſchafft worden iſt, — dieſe Ereigniſſe berühren meine Aufgabe nicht, die am ſchmerzlichen Ziele angekommen iſt.

Die Würdigung der Tödtung Friedrichs von Gagern, aus dem Geſichtspunkte völkerrechtlichen Kriegsgebrauchs.

Ein Aufſchrei ſittlicher Empörung gellte durch Deutſchland bei den ungeheuerlichen Gerüchten, die ſich über das Gefecht bei Kandern verbreiteten; — bei der Kunde von dem Tode Friedrichs von Gagern. Und auch als die Wahrheit annähernd bekannt wurde, zitterte die Aufregung fort. Wie entſcheidend, wie politiſch ſcheidend jener Schlag auf die Parteien nachwirken mußte, das wurde auf den entgegengeſetzteſten Seiten empfunden.

In mehreren deutſchen Städten war wenige Wochen vorher auch Blut in den Straßen gefloſſen, und mehr als auf der Wahlſtadt der Scheidegg; das Weh aber, das jetzt Deutſchland durchbebte, trug einen andern Charakter. Jene blutigen Straßen-Conflicte, aus maſſenhaften Demonſtrationen hervorgegangen, durch Mißverſtändniß genährt und durch unentlarvt gebliebene Argliſt geſchürt, erſchienen faſt als etwas Zufälliges; an Vergewaltigung der höchſten Autorität, um das Begehrte zu erreichen, dachte Anfangs wohl Niemand; jenes Blutvergießen war nicht der organiſirte Bürgerkrieg. Hier aber, bei dem Aufſtand im Badiſchen Oberland, wurde das Vaterland nach langer, erſchlaffender Friedensperiode durch das ganze Bild des Kriegs aufgeſchreckt; nicht etwa eines Krieges um der Macht Deutſchlands nach Außen Geltung zu verſchaffen, — danach ſehnte man ſich vielmehr; — nein, in einem Augenblicke, in welchem das Bedürfniß nach Einigkeit und Einheit, und der Wille der Nation ſie zu erringen, entſchiedener als noch je, hervorgetreten war, ſuchten eine Hand-

voll theils eitler, theils hirnverbrannter Fantaſten mit einem mißleiteten Anhang, Deutſchland im Innern zu ſpalten und zu zerreißen; wollten ſie eine Verfaſſungsform ihm aufnöthigen, welche den höchſten Intereſſen des Geſammt-Vaterlandes zuwider war, welche die unermeßliche Mehrheit des Volkes in allen ſeinen Schichten zurückwies; wurde ein Bürgerkrieg angefacht, der unverantwortlichſte, von dem die Annalen der Geſchichte wiſſen! Wenige hatten auf der Scheidegg ihr Leben eingebüßt; aber unter dieſen Wenigen ein Mann, und ein ſolcher von ſeltenen Eigenſchaften. Die Zahl derer, die den Namen hoch hielten, war damals groß; in weiteren Kreiſen hatte man auf Friedrich von Gagern Hoffnungen gebaut, Erwartungen von ihm gehegt; es war das Gefühl vorherrſchend, daß das Vaterland ſolcher Männer, die Einſicht in politiſchen und militäriſchen Dingen mit Charakter und Thatkraft verbinden, hochbedürftig ſei; Einer trat hervor und er wurde frevelhaft gefällt.

Frevelhaft, — das blieb der Totaleindruck; obgleich die Aufſtändiſchen nicht ohne Erfolg ſich bemüht hatten, die ganze Wahrheit zu verhüllen. Dabei arbeiteten denſelben die Anfangs verbreiteten Unrichtigkeiten, über das was auf der Scheidegg ſich zugetragen hatte, in die Hände. Es waren nämlich die erſten officiellen Berichte über das Gefecht bei Kandern, welche in die Oeffentlichkeit gelangten, — der eine von dem die Truppen begleitenden Civil-Commiſſär Regierungsrath Stephani erſtattet, der keinen Beruf gehabt hatte, dem Gefechte beizuwohnen oder in unmittelbarer Nähe ſich zu befinden, deſſen Bericht daher nur bezweckte, die Badiſche Regierung ſchleunigſt von dem Vorgefallenen im Allgemeinen in Kenntniß zu ſetzen, wobei er nach Hörenſagen eine Unrichtigkeit mit aufnahm; — der andere zwar ohne Zweifel von dem Chef des Generalſtabs, Major Kunz abgefaßt worden, wie das ſeines Amtes geweſen, eines Officiers, der dem Gefechte in erſter Linie beigewohnt hatte, dem da-

bei ein Pferd unter dem Leibe getödtet worden iſt, und der ſelbſt Verletzungen dabei erlitten hatte, — aber im Namen des Oberſten von Hinkeldey erſtattet, der nach dem Tode des Generals das Commando übernommen, im kurzen Momente des Gefechts aber, in ziemlicher Entfernung davon an der Spitze der von ihm commandirten Cavallerie des Expeditions-Corps, ſich befunden hatte.

Der Bericht des Regierungsraths Stephani iſt vom Tage des Gefechts, Abends 8 Uhr datirt; der des Oberſten von Hinkeldey vom folgenden Tag, Morgens 4 Uhr, wahrſcheinlich in der Nacht verfaßt und natürlich kurz. Was Stephani berichtet hatte, wußten Oberſt von Hinkeldey und Major Kuntz wahrſcheinlich nicht; es lag daher auch für dieſe keine Veranlaſſung vor, die unrichtige Angabe des Erſteren zu berichtigen. In dem Berichte Stephani's war nämlich folgende Stelle enthalten:

„Mit Eifer ging das ganze Corps vor; oben am Berge gegen Schlechtenau "(Schlächthaus)„ zu, ritt von Gagern und Major Kuntz noch an der Spitze der Colonne; da trat Hecker vor und meinte, man ſolle auf ſeine Leute nicht ſchießen laſſen ꝛc."

Der Bericht des Oberſten von Hinkeldey beſagt dagegen:

„Wir rückten ruhig voran, Generallieutenant von Gagern an der Spitze. Die Aufrührer riefen den General vor, der ſogleich voran ging und erneut zum Aufgeben ihres Unternehmens mit energiſcher Sprache aufforderte ꝛc."

Der letztere Bericht entſpricht vollkommen der Wahrheit; da aber nicht geſagt iſt, mit wem von den gegneriſchen Führern der General auf der Scheidegg ſprach; da Hecker etwa eine Stunde vorher auf der Brücke bei Kandern wirklich mit ihm geſprochen hatte; da die Vorgänge bei Kandern und auf der Scheidegg Anfangs von dem Gerüchte nicht unterſchieden und für ein und daſſelbe Zuſammentreffen genommen wurden, — ſo konnte es leicht geſchehen, daß das Verhandeln des Generals mit Hecker

bei Kandern mit dem Verhandeln deſſelben mit Kaiſer auf der Scheidegg verwechſelt, und jenes als dem Tode des Generals unmittelbar vorausgegangen, von dem Gerüchte und auch von Regierungsrath Stephani, verkündet wurde.

Die Parteien waren gegeneinander auf's Höchſte erbittert; die Leidenſchaften ſtanden im Zenith. Wer in ſolcher Gefahr des Vaterlandes, — als Alles darauf ankam, daß diejenigen, denen Einheit und Freiheit deſſelben wirklich am Herzen lag, in nachhaltigem aber muthvollem Streben zuſammenhielten; — wer unbekümmert um deſſen Bedürfniſſe und den Nationalwillen, — ſich ſtützend blos auf locale Stimmungen in einem kleinen Grenzwinkel von Deutſchland, der den Einflüſſen, die von Außen kommen, am meiſten ausgeſetzt iſt, — wer unter ſolchen Umſtänden und in ſolcher Kriſis den Bürgerkrieg entzünden konnte, den hielten Viele zu Allem fähig.

Die Nachricht, der General ſei beim Parlamentiren erſchoſſen worden, und Hecker habe einen unmittelbaren Einfluß auf dieſen Act geübt, — dieſe Beſchuldigung fand Glauben; ſie wurde durch manche Nebenumſtände, welche die Action auf der Scheidegg begleiteten, unterſtützt; — ob Hecker ſelbſt, — ob einer ſeiner Anhänger, — darauf kam es auch zuletzt nicht an. Da nun aber grade dieſe Anſchuldigung, daß Hecker ſelbſt auf Friedrich von Gagern's Tödtung unmittelbaren Einfluß geübt, dazu das Signal gegeben habe, ſich als unbegründet bald herausſtellte, ſo bot die Verbreitung dieſes unbegründeten Gerüchts den Führern der Aufſtändiſchen den willkommenen Anlaß, nun ihrer Seits eine geſpreizte ſittliche Entrüſtung gegen ihre geſcholtenen Verläumder zur Schau zu tragen. Der Umſtand, daß in dem Berichte des Regierungsrath Stephani eine Unrichtigkeit geſagt war, wurde benutzt, um nun auch den Bericht des Oberſten von Hinkeldey, da er nicht auf Autopſie beruhen könne, zu verdächtigen; wobei der eigentliche und ſo zu ſagen amtliche Verfaſſer dieſes Berichts,

abſichtlich ignorirt wurde. — Daß überhaupt auf der Scheidegg ein Parlamentiren ſtattgefunden habe, wurde in Abrede geſtellt, folglich könne General von Gagern beim Parlamentiren nicht getödtet worden ſein; vielmehr ſei ſein Tod gewöhnliches Kriegsereigniß, welches im ehrlichen Gefechte ſich zugetragen habe. So ſtellten es die Aufſtändiſchen dar. Dagegen ſtand bei den Officieren, welche unter dem General von Gagern der Action auf der Scheidegg beigewohnt hatten, die Ueberzeugung feſt, welche zuerſt, Namens des Officierscorps des Heſſiſchen Bataillons, Major Cronenbold am 2. Mai, dann, damit in Uebereinſtimmung. die Badiſchen Officiere, Major Kuntz und Oberlieutenant Heisler ausſprachen, und welcher endlich Oberſt von Hinkeldey in ſeinem „Letztes Wort" am 14. Mai den Ausdruck verlieh: daß der General von Gagern in verrätheriſcher und feiger Weiſe von den Rebellen niedergeſchoſſen worden ſei.

Der Erörterung der Frage: ob die Tödtung Friedrich von Gagern's ein zufälliges Kriegsereigniß war, oder ob eine ſpecielle Verantwortung dieſer That aus rechtlichem und ſittlichem Geſichtspuncte der Hecker'ſchen Partei obliege? kann ich mich nicht entziehen. Es hat dieſe Erörterung jetzt nur noch ein geſchichtliches Intereſſe zur Charakteriſtik der Parteien und der handelnden Perſonen; die Leidenſchaften werden nach ſo langer Zeit jetzt nicht mehr angefacht; die Feſtſtellung der Wahrheit aber bin ich an dieſem Orte dem Andenken an die letzten Augenblicke des Bruders ſchuldig.

Die Thatſachen habe ich mit erſchöpfender Genauigkeit bekannt gegeben; auch die gegneriſchen Berichte über die Vorgänge auf der Scheidegg ſind ausführlich mitgetheilt; dieſe liefern weſentlich den Stoff zur Begründung des Thatbeſtandes.

Der Bürgerkrieg ſollte beginnen; aber, von Seiten der Aufrührer, ohne genügende Mittel zur Kriegführung. Unter ſolchen

Umſtänden, nachdem die Aufruhracte von der Civilbehörde ohne Erfolg verkündigt worden war, fordert der General bei Kandern auch ſeiner Seits eindringlich, — zuerſt mit Milde und bittend, und zuletzt erſt drohend, — die Aufſtändiſchen zur Niederlegung der Waffen auf. Dieſe wird verweigert, ohne daß ſich darum die Inſurgenten zum Widerſtand entſchließen; ſie ziehen ſich zurück. Der General folgt auf der Ferſe; der Gebrauch der Waffen iſt nach Kriegsrecht erlaubt; aber Keinem der Aufſtändiſchen wird ein Haar gekrümmt, obgleich man ſie, und ſelbſt den Anſtifter des Aufruhrs, während des Rückzugs derſelben, im Bereich der Kugeln hat. Der General hoffte ſeine Aufgabe: nämlich die Niederlegung der Waffen zu erzwingen und den Aufſtand zu bewältigen, ohne Blutvergießen erfüllen zu können; es war ihm weder um kriegeriſchen Lorbeer zu thun, noch wollte er Märtyrer machen. Die Aufſtändiſchen ſtellten ſich wiederum auf der Scheidegg; aber nicht um da das Glück der Waffen zu verſuchen*[12]), ſondern zu nach Kriegsgebrauch unerlaubten Zwecken.

*[12]) Wir ſahen, daß die Aufſtändiſchen, als ſie in Kandern die Nachricht vom Heranrücken der Truppen erhielten, zuerſt den Plan hatten, ſich auf den ſüdöſtlich von Kandern gelegenen Höhen zu behaupten, bis Succurs von Sigel oder Weishaar komme; daß dann dieſer Plan aufgegeben und der Rückzug, des Wegs auf dem ſie gekommen waren, über Schlächthaus nach Steinen im Wieſenthal, dem gehofften Succurs entgegen, beſchloſſen wurde. Da ſie zu ſpät von Kandern aufbrachen, ſo mußten ſie, um den Rückzug zu decken und dafür Zeit zu gewinnen, dennoch die zuerſt projectirte Stellung auf den ſüdöſtlich von Kandern gelegenen Höhen nehmen, und wir haben ferner geſehen, daß der General dieſer Aufſtellung gegenüber nicht nur gleichfalls Stellung nahm, ſondern auch, daß tapfere Officiere dieſe Aufſtellung der Aufſtändiſchen bei Kandern als die den Regierungstruppen überlegenere und für dieſe bedrohlich hielten. Nachdem die Aufſtändiſchen dieſe relativ günſtigere Stellung aufgegeben hatten, konnte, in Verfolgung ihrer Motive, nur noch von einem fortgeſetzten Rückzug, bis etwa eine noch beſſere Stellung ſich biete, oder bis ihnen Unterſtützung zukomme, die Rede ſein. Aber weder kam ihnen Unterſtützung zu, noch war die Stellung auf der Scheidegg eine beſſere. Daß Letzteres nicht der Fall, geht aus dem von den andern Inſurgentenführern getadelten Verhalten Willichs, des eigentlichen

„Tretet in unſere Reihen!“ ſo lautet ihre Aufforderung zu Treubruch und Verrath. Mit ſolcher Aufforderung begiebt ſich einer der Führer in die Gewalt der Gegner; — wie groß muß nicht ſeine Zuverſicht geweſen ſein auf die bereits bewährte Abſicht dieſer, Schonung und Milde zu üben! Und dem Führer der Aufſtändiſchen folgt eine Schaar derſelben nach, mit demſelben Rufe dicht an die Truppen „voll Vertrauen“ ſich herandrängend,

---

militäriſchen Führers derſelben, hervor, der, wie ſich aus dem Zuſammenhalten der verſchiedenen Berichte ergiebt, von einer Aufſtellung zum Treffen auf der Scheidegg nichts wiſſen wollte, ſondern, wie Mögling ausdrücklich ſagt, nur durch den Proteſt Mehrerer: keinen Schritt weiter ziehen zu wollen, ſich zur Anordnung der Aufſtellung bewegen ließ. Hecker ſagt zwar:

„Hier mußten wir Poſition faſſen, denn zogen wir bergab und ließen den Feind die Höhe faſſen, ſo konnte er uns von oben herab mit Geſchütz-, Musketen-, Cavallerie-Chargen leicht werfen.“

Aehnlich ſpricht auch Kaiſer, doch mit dem bemerkenswerthen Zuſatz:

„Auf der Höhe des Paſſes war die Nothwendigkeit einer Aufſtellung und Gegenwehr, im Falle wir wirklich von den Soldaten ernſtlich angegriffen werden ſollten, auf das überzeugendſte geboten ꝛc.“

Aber von dem General war hinreichend gezeigt, und das ſcheint Kaiſer einräumen zu wollen, daß es ihm um Vernichtung der Aufſtändiſchen nicht zu thun war. Er wollte, wie geſagt, ſeine Gewaltmittel, in der gemäßigteſten Weiſe, welche die Erreichung ſeiner Zwecke zuließ, anwenden; es würde ihm wahrſcheinlich genügt haben, die Schaar, inſoweit ſie ſich nicht unterwegs verlief, nach der Grenze der Schweiz oder Frankreich zu zu drängen, um ſie zu nöthigen, bei den Nachbarn Aſyl zu ſuchen, wie das auch nach ſeinem Tode, nach blutigeren Zwiſchen-Handlungen, geſchehen iſt.

Da die Aufſtändiſchen ſchon in Kandern eingeſehen hatten zur Gegenwehr zu ſchwach zu ſein, ſo waren ſie es um ſo mehr auf der Scheidegg; bei beabſichtigter Gegenwehr handelt es ſich nicht blos um den Willen ſie zu leiſten, ſondern, für den militäriſchen Führer und ſeine Verantwortung, auch um die Möglichkeit. Es war augenſcheinlich, daß eine Aufſtellung und ein Verſuch der Gegenwehr auf der Scheidegg die Lage der Aufſtändiſchen ſehr verſchlimmern mußte, wenn die eigentlichen Zwecke nicht erreicht wurden, es müßte denn der Tod des Generals von Gagern und die darin gefühlte Rache als Entſchädigung für die verlorene Sache gelten.

Das alſo, was die Aufſtändiſchen als den Zweck der Aufſtellung auf der Scheidegg vorgeben: Gegenwehr in ehrlichem Gefecht, — war der Zweck offenbar nicht.

ſo daß die Officiere der Truppen und dieſe ſelbſt ſie zurückſtoßen mußten. Unterdeſſen löſten ſich natürlich die Glieder der Schaar Aufſtändiſchen auf, und es war, wie voraus geſehen werden mußte, nicht mehr möglich, die Ordnung derſelben wieder herzuſtellen, als Kaiſer, wie er erzählt: „ſobald ich durch das Erſcheinen von Gagerns meine Abſicht auf die Truppen ſcheitern ſah," — dieß verſuchen wollte. Nicht alſo um die Schlachtordnung handelte es ſich, — ſie wurde in jedem Falle als von untergeordneter Wichtigkeit betrachtet; — nicht um die Abwehr, — ſondern um den Verſuch zur Verführung der Truppen, den die Aufſtändiſchen, doch irrthümlicher Weiſe, für den Fall des erſten unmittelbaren Zuſammenſtoßes mit den Badiſchen Truppen, hinreichend vorbereitet hielten*[13]).

*[13]) Darüber laſſen Hecker's eigene Aeußerungen keinen Zweifel.

Schon in Betrachtung des geringen Erfolgs ſeines Unternehmens, beim Ausmarſch aus Engen (15. April) ſagt er: „Wir bedurften ja keiner großen Mannſchaft, denn nach feierlichen Verſicherungen, daß die Linientruppen zu uns übergehen würden, Verſicherungen ſchwarz auf weiß und vielfach mündlich, — beſtätigt dadurch, daß einzelne Soldaten verſchiedener Regimenter mit Sack und Pack ſpäter bei uns eintrafen und mit fochten," — (allerdings zwei von Kandern aus, die auf der Scheidegg zuſammengehauen wurden) „nach allem dem kam es nur darauf an, daß ein ziemlicher Heerhaufe vorrücke; die Größe deſſelben brauchte nicht übermäßig zu ſein, und wäre nur eine Compagnie übergetreten, ſo hätte dieſes energiſch gewirkt ꝛc."

Und weiter beim Marſch nach Bernau (17. April):

„Da wir nun ſichere Nachrichten von der Stellung der Gegner in unſerer Fronte, unſeren Flanken und Rücken hatten, mithin weder in den Höllenpaß, noch in das Kinzigthal, bei der geringen Zahl unſerer Mannſchaft, einzudringen gerathen," (dort würde man Würtemberger vor ſich gehabt haben) „überdieß eine Begegnung Badiſcher Truppen, von deren Uebertritt man überzeugt war, wünſchenswerth ſein mußte, — da wir ꝛc."

Endlich bei der Erzählung der Vorgänge in Kandern ſelbſt:

„Wir hätten recht gut die Pferde (zweier bei Kandern in der Nacht auf den 20. gefangener Dragoner) für die Anführer und Adjutanten brauchen können," — „allein wir glaubten der Sympathie des Heeres ſo gewiß ſein zu können, daß wir ihnen die Rückkehr ſelbſt auf die Gefahr ihrer Kundſchafterſtattung freiſtellten ꝛc."

Kamen die Aufſtändiſchen in das Wieſenthal zurück, ohne den Gegnern ſich geſtellt, ohne den Zuſammenſtoß mit den Badnern herbeigeführt, den Verſuch zu ihrer Verführung gemacht zu haben, ſo mußten ſie ihre Sache für verloren geben; in demſelben Verhältniß wie die Demoraliſation und Auflöſung der Aufſtändiſchen dann zunahm, ſteigerte ſich die Verläßlichkeit und das Selbſtvertrauen der Truppen. Der Verſuch eines Zuſammenſtoßes mit den Badiſchen Truppen, zum Zweck der Verführung derſelben zu Treubruch und Verrath, wurde alſo vorher gemacht; das war der angelegte Plan, der weſentliche Zweck der Aufſtellung der Aufſtändiſchen auf der Scheidegg.

Mit dieſer erſten geht die zweite Verrätherei aus demſelben Munde. „Schießet nicht auf eure Brüder; ſchießet nicht!“ ſo ruft derſelbe Kaiſer, und ſeine Genoſſen rufen es ihm nach; und der Heuchler ſetzt bei Erzählung des Vorganges hinzu, er ſei dabei von der ſchmerzlichen Betrachtung ergriffen worden, daß wenn keine „Verſtändigung“ *14) erfolge, dann

*14) Nach der eigenen Erzählung Kaiſers, hierbei in Uebereinſtimmung mit den Erklärungen des Major Kuntz, Hauptmann Keim und Oberlieutenant Heisler, leidet es keinen Zweifel, daß auf der Scheidegg ein Parlamentiren zwiſchen dem General einerſeits und Kaiſer andererſeits ſtattgefunden habe.

Unter Parlamentiren verſteht man das Zuſammenkommen zweier oder mehrerer Bevollmächtigter, oder ſich ſelbſt durch eigene Autorität Bevollmächtigender, von im Kriege gegen einander befindlichen Parteien, um über irgend Gegenſtände „Verſtändigung“ oder Verabredung zu verſuchen, welche die Kriegführung zwiſchen ihnen, oder einzelne aus der Kriegführung ſich ergebende augenblickliche Situationen betreffen.

Der Parlamentär iſt nach Völkerrecht und Kriegsgebrauch unverletzlich; d. h. der Feind darf von ſeiner Macht und ſeinen Kriegsmitteln keinen Gebrauch machen, weder um denſelben gefangen zu nehmen, noch ihm ſonſt Leid zuzufügen, — ſo lange der Parlamentär — in Ausübung ſeiner Function, vor oder nachher — in einer ausnahmsweiſen Nähe und phyſiſchen Abhängigkeit von dieſem ſich befindet, — bis zu einem discretionären Zeitpunct, mit welchem angenommen werden kann, daß er aus dieſer Abhängigkeit und Ausnahmeſtellung befreit, in den status quo ante wieder zurückgekehrt ſei.

Deutſche gegen Deutſche zu gegenſeitiger Vernichtung ſchreiten würden. Wie tief dieſe ſchmerzliche Betrachtung ihn ergriffen

---

Der Kriegsgebrauch hat den Weg vorgezeichnet, welcher einzuſchlagen iſt, damit das Parlamentiren möglich wird, und wie ein, dem feindlichen Heere angehörender, ſich nähernder Krieger die Eigenſchaft eines Parlamentärs erwirbt. Der altherkömmliche Weg iſt der, daß der beſtimmte Unterhändler bei Annäherung an den Feind ein weißes Tuch an eine hoch zu erhebende Waffe, oder an eine Stange heftet, und dieſe weiße Fahne als Wahrzeichen ſeiner Abſicht vorträgt oder ſich vortragen läßt; auch wohl einen Trompeter, wenn er zu haben iſt, mit ſich nimmt, welcher, auf eine gewiße Diſtanz vom Feinde angekommen, eine den Parlamentär ankündigende Fanfare zu blaſen hat. Die größere, durch den Geiſt unſerer Zeit begünſtigte, Formloſigkeit hat von dieſen früher herkömmlichen, einleitenden Formen des Parlamentirens häufig abgeſehen, und auch ohne Trompeter und weiße Fahne ſind Parlamentäre als ſolche von der Gegenpartei zugelaſſen und gehört worden, ſowie ſich ihre Abſicht in irgend einer Weiſe zu erkennen gab.

Nach dieſen Sätzen, dieſelben auf dasjenige angewendet, was ſich auf der Scheidegg begeben hat, iſt zu beſtimmen, inwiefern dort Völkerrecht und Kriegsgebrauch beachtet worden ſind. Ich werde dabei einige Wiederholungen nicht vermeiden können; es ſind die einzelnen Erzählungen Hecker's und Kaiſer's — (ſiehe Note 1 und was ihnen vorausgeht) — von Belang:

Hecker: „Die Republikaner empfingen nun dieſe (die heranrückenden Soldaten) mit einem Zurufe, ſchwenkten die Mützen und Hüte, riefen: „Kein Bürgerblut vergießen, Ihr ſeid unſere Brüder, es lebe die Freiheit, tretet in unſere Reihen," — und gleichzeitig traten aus unſeren Reihen Männer vor, ſtreckten die Hände aus, und ſchon traten 8—10 Soldaten vor, offenbar in der Abſicht friedlicher Begegnung. Als dieß bemerkt wurde, ritt Gagern vor, einer oder mehrere Oberoffiziere begaben ſich ebenfalls vor; die Soldaten traten in die Reihen zurück, nachdem er ihnen etwas zugerufen hatte, Feuer wurde commandirt, ein Pelotonfeuer erfolgte, und nun erſt ſchoß man republikaniſcher Seits ꝛc."

Kaiſer: „Kaum waren unſere Dispoſitionen getroffen, als ſchon die Truppen vorzudringen begannen, wo Willich ihrem Offizier Halt gebot. Eine minutenlange Stille erfolgte, und ein grimmiger Schmerz erwachte in meiner Bruſt, als ich Deutſche ſich gegenüber ſtehen ſah, bereit, wenn keine Verſtändigung erfolgte, zur gegenſeitigen Vernichtung. Meine Perſon außer Augen ſetzend, trat ich vor und rief, bis auf wenige Schritte mich ihren Reihen nähernd, den uns gegenüberſtehenden Soldaten faſt wörtlich Folgendes zu: Schießt nicht auf Euere Brüder! ſchießet nicht! wir wollen ja das Gleiche was euere Väter und euere Brüder wollen" ꝛc. — — — — — „Bereits begann der rechte Flügel der gegenüberſtehenden Truppen zu ſchwanken und in Bewegung

habe, das wird ſich ſpäter ergeben; daß aber der General in ganz anderer Weiſe davon erfüllt war, davon zeugte jeder ſeiner Schritte und jedes ſeiner Worte.

zu gerathen" — „als plötzlich von Gagern durch die Truppen auf den frein Platz ſich vordrängte, und uns mit rauher, vor Leidenſchaft bebender Stimme zurückwies, indem er feuern zu laſſen drohte" ꝛc.

Nach wörtlicher Mittheilung dieſer Erzählungen mache ich zunächſt auf die Verſchiedenheit Beider Darſtellungen des Vorgangs aufmerkſam:

1. Hecker ſchweigt ganz von der Anrede Kaiſer's an die Truppen, von der Antwort des Generals an Kaiſer, und von der wiederholten Mahnung des Erſteren an die Aufſtändiſchen, die Waffen niederzulegen. Daß das ſo geſchehen, darüber laſſen die übrigen Zeugniſſe, und die Angabe Kaiſers ſelbſt, keinen Zweifel.
2. Hecker läßt den General vorreiten, verwechſelt alſo oder wirft verſchiedene, aufeinander gefolgte Vorgänge zuſammen. Es iſt ſelbſt von Kaiſer erzählt und ſonſt beſtätigt, daß der General zu Fuß vorging um mit Kaiſer zu ſprechen.
3. Falſch iſt auch, wie wir bereits geſehen haben [ſiehe Note *4)] wenn Hecker den Vorgang ſo darſtellt, als ob gleich nach dem Vortreten des Generals das Feuern begonnen habe. Zwiſchen dem erſten Vortreten des Generals und dem Feuern lag, nach darin übereinſtimmenden andern Zeugniſſen beider Theile: das Geſpräch zwiſchen dem General und Kaiſer, das Zurücktreten des Letzteren zu ſeiner Schaar, „ſobald ich durch das Erſcheinen von Gagern's meine Abſicht auf die Truppen ſcheitern ſah," — das Zurückkehren endlich auch des Generals zu ſeinem Pferde, das zu Pferdeſteigen deſſelben, und die Weiſung: „Vorwärts" von Seiten des Generals.
4. Dann wird in obigen Erzählungen, ſowohl Kaiſers als Heckers, ein weſentlicher Umſtand mit Stillſchweigen übergangen: der Ruf nämlich von „General vor, General!" der aus den Reihen der Inſurgenten mehrfach erſchollen war. Die übereinſtimmenden Zeugniſſe des Major Kuntz, der Oberlieutenants Heisler und Dürr vom Generalſtab, ſowie des Hauptmann Keim, ſetzen außer Zweifel, daß dieſer Ruf erfolgt war. Oberlieutenant Heisler glaubt überdem auf dieſen Ruf aufmerkſam gemacht zu haben, mit den Worten: „Herr General, man ruft Sie!" und nach der Auffaſſung des Vorgangs von Seiten dieſes Officiers iſt der General nur durch dieſes Rufen der Rebellen veranlaßt worden vom Pferde zu ſteigen und vorwärts zu gehen.

Nach ſo berichtigtem Sachverhalt ergiebt ſich:

Der Haltzuruf an den die Spitze führenden Lieutenant Becker, von Seiten des Inſurgentenführers Willich, die Annäherung und Anrede Kaiſers an die Truppen, in Verbindung mit dem Ruf: General vor, General!

Kaiſer ruft alſo den Truppen zu: „Schießet nicht auf Eure Brüder, ſchießet nicht!“ und er beſtärkt mit dieſem Ruf den

aus den Reihen der Inſurgenten, können nur als Bethätigung des Wunſches und als Aufforderung von Seiten der Inſurgenten, zum Parlamentiren, ausgelegt werden.

Die Annäherung der Inſurgentenführer war zwar eine zweideutige. Sie kamen nicht in der Abſicht einen feindſeligen Akt mit den Waffen zu verüben, denn ſie kamen zuerſt allein, begaben ſich in unmittelbare Nähe und dadurch in die Gewalt der Gegner; ihre Annäherung und Anſprache war der Form nach friedlich; dennoch waren ihre Worte von dem feindſeligſten Inhalt, dem Kriegsgebrauch nach unerlaubt und ſtrafbar. Auf die Aufforderung Kaiſers: „Tretet in unſere Reihen,“ wäre die Antwort mit Kugeln und Kolben die erlaubteſte geweſen, und Viele ſind vielleicht der Meinung, der General würde beſſer gethan haben ſolche Antwort zu ertheilen. Er hätte das wahrſcheinlich gethan, wenn er bei dieſem Manöver des Feindes Gefahr für die eigenen Truppen geſehen. Statt deſſen erkannte er darin die Auflöſung der Gegner und die Unfähigkeit derſelben, ihm erklecklichen Widerſtand zu leiſten.

Wie dem ſei, der General faßte ſeine Pflichten anders auf; er knüpfte an die Annäherung der gegneriſchen Führer einen neuen Verſuch den Feindſeligkeiten ein unblutiges Ende zu machen, die Inſurgenten zum Niederlegen der Waffen zu beſtimmen. Er faßte alſo ihr Herantreten und ihre Anreden an die Truppen als Wunſch und Antrag zum Parlamentiren auf. Mit der friedlichen Demonſtration, indem er zu Fuß über die Stellung ſeiner vorderſten Truppen hinaus, dem feindlichen Führer entgegen ging, hatte er Pfand gegeben, daß der Angriff momentan ſiſtirt ſei; daß er dem feindlichen Parlamentär, ſolange dieſer in ſo ausgeſetzter Lage ſich befinden werde, die kriegsgebräuchliche Unverletzlichkeit, welches auch deſſen Antrag ſein mochte, wirklich zuerkenne. Die Erwartung, ſeiner Seits, der Reciprocität, und anderer Seits die Verpflichtung dazu, waren ſelbſtverſtändlich.

Das Parlamentiren, die Unterhandlung war jetzt von beiden Seiten faktiſch eröffnet, und die Inſurgenten werden die Thatſache des eingetretenen Parlamentirens, mit deſſen nach Kriegsgebrauch rechtlichen Folgen, als durch eine von ihrer Seite freiwillige Handlung herbeigeführt, anerkennen müſſen. Die Thatſache des Parlamentirens wird auch dadurch nicht, in Anſehung ihrer rechtlichen Folgen, alterirt, daß der General den Vorſchlägen des Feindes: „Schießt nicht, tretet in unſere Reihen!“ natürlich andere, nämlich etwa die: „Legt die Waffen ab, ſonſt nehme ich ſie; geht nach Hauſe,“ — entgegenſetzte. Im Gegentheil: — Vorſchlag und Gegenvorſchlag machen das Weſen des Parlamentirens, der Unter-

General in der zu guten Meinung von den Führern der Aufständischen, daß diese im beklagenswerthen Bürgerkriege auch ihrer Seits es sich zum Gesetze gemacht haben würden, das Blut ihrer Landsleute nicht ohne Noth, d. h. nicht ohne einen nach völkerrechtlicher Kriegsmanier zurechtfertigenden kriegerischen Zweck zu vergießen. Die ächten, vaterländischen Krieger schießen auch wirklich nicht; nicht eher als bis auf sie geschossen wurde. Jene falschen Brüder aber, die sich Republikaner nannten, die so mitleidig waren, daß angeblich ihre Brust von grimmigem Schmerz zerrissen wurde bei dem Gedanken, daß Deutsche sich gegenüber stehen, bereit, wenn keine Verständigung erfolgt, zur gegenseitigen Vernichtung, — sie schossen, schossen zuerst*[15]) und schossen in tückischer, von dem völkerrechtlichen Kriegsgebrauch verbotener Weise.

Die Aufständischen ließen zwar den General, nachdem er sie fruchtlos aufgefordert hatte, die Waffen abzulegen und nach

handlung um zur „Verständigung" zu gelangen, aus, und die von dem General gemachten Gegenvorschläge waren die mildesten, die unter den gegebenen Umständen gedacht werden konnten. Es mag so sein, daß, wie die Insurgenten behaupten, der General, nachdem er von ihren Absichten und Vorschlägen nähere Kenntniß genommen, diese eben nich in verbindlicher Weise beantwortet haben werde; wenn aber Kaiser sagt: „Tief hatte mich von Gagern durch sein rücksichtsloses, schroffes Betragen erbittert," ꝛc. — — — — so ist alles Vorhergegangene die schlagendste Antwort auf die Beschuldigung rücksichtslosen und schroffen Benehmens von Seiten des Generals.

Ob durch dessen Tödtung, in dem Momente, in welchem sie erfolgte, der Satz des Völkerrechts bezüglich der Unverletzlichkeit der Parlamentäre mißachtet worden sei? — darüber Note [16].

*[15]) In dem Vorausgegangenen, der Aufforderung und dem Antrag nämlich der Aufständischen an die Truppen: „Schießet nicht auf euere Brüder," — welchen die den Truppen gegebene Ordre, nicht zuerst zu schießen, entsprach, — liegt die Bedeutung der Frage, welcher Theil auf der Scheidegg zuerst geschossen habe? der ich oben (Note [4]) eine eingehende Erörterung gewidmet und es außer Zweifel gesetzt zu haben glaube, daß dieß von Seiten der Aufständischen geschehen sei; so sehr sich die Führer derselben, im Bewußtsein der Bedeutung dieser Frage für die sittliche Würdigung ihres kriegerischen Handelns, dieser Beschuldigung erwehren.

Hauſe zu gehen, von ſolch vergeblichem Bemühen tieferſchüttert, bis zu ſeinem Pferde zurückgehen, welches, wie Vicekorporal Pröbſtel*) erläutert, in nächſter Nähe, 40 Schritte etwa nur von dem Feinde entfernt, neben dem zweiten Halbzug der Heſſiſchen Schützencompagnie gehalten wurde. Nun, als ſie den General wieder zu Pferde ſahen, den Angriff*[16]) befehlend, während in demſelben Augenblick Hauptmann Keim mit gefälltem Gewehr vorwärts gehen ließ, — da ſchoſſen die Inſurgenten den General nieder.

Und ſo endlich, Hand in Hand mit dieſer zweiten Treuloſigkeit: „Schießet nicht auf eure Brüder!“ — während doch ſie zu ſchießen beabſichtigten, war die dritte gegangen: —

„General vor! General!“ — ſo war aus dem Haufen der Inſurgenten gerufen worden. Was ſollte der Ruf? Der General hat ihn, wie wir geſehen, als Anzeichen genommen, und war berechtigt ihn ſo zu nehmen, daß die Aufſtändiſchen die Erfolgloſigkeit ihres etwaigen Widerſtandes einſähen; als Ankündigung des Wunſches derſelben zum Parlamentiren, nach einer „Verſtändigung,“ — das konnte nur heißen: nach einer günſtigen Capitulation. Er giebt alſo dem Ruf die für beide Theile günſtigſte Auslegung, entſpricht ihm und geht vor. Der

*) Siehe „das Gefecht bei Kandern und Tod“ ꝛc. Seite 17.

*[16]) General von Gagern hatte hiernach, wenn unmittelbar vor ſeinem Tode ein ehrliches Gefecht begann, nachdem er durch das Commando zum Angriff der Function und den Anſprüchen an die Eigenſchaft eines Parlamentärs freiwillig entſagte, Unverletzlichkeit allerdings nicht mehr anzuſprechen; immerhin aber iſt zu bezweifeln, ob der General, — ohne die von den Inſurgenten veranſtaltete Epiſode des Parlamentirens und des Hervorrufens des Generals, in Verbindung mit dem Inhalt des Antrags derſelben: man möge nicht auf ſie ſchießen, — in perſönlich ſo exponirter Lage ſich befunden haben würde; — ſo wenig ſich auch ſagen läßt, welche, der Gefahr mehr oder weniger ausgeſetzte Stelle, bei dem wieder aufzunehmenden Angriff gegen die Inſurgenten einzunehmen, den General eines Theils die ihm natürliche Todesverachtung, andern Theils das Bewußtſein hoher Verantwortlichkeit die auf ihm lag, beſtimmt haben würden.

Verdacht gegen ſeine Gegner, mordgieriger Tücke, als könnten ſie an dem Einzelnen Rache nehmen wollen, kommt nicht in ſeine großmüthige Seele; er that ihnen mit ſolcher Achtung zu viel Ehre an und — büßt es mit ſeinem Leben. —

Der Verſuch zur Verführung der Truppen alſo iſt geſcheitert; Auflöſung und Fluchtbereitſchaft herrſcht bereits in der Schaar der Inſurgenten; ein kriegeriſcher Zweck, außer zu beſchleunigendem Rückzuge, iſt nicht mehr mit ihnen zu bewerkſtelligen; aber etwas kann noch zur Privatgenugthuung ausgeführt werden, nach welcher der Kern der Inſurgentenſchaar lechzt: ein Akt der Rache und beſonderen Vergeltung gegen denjenigen, an deſſen Maaßnahmen ihr Unternehmen zur Zeit geſcheitert, deſſen Name ſchon ihnen, den demokratiſchen Socialiſten, bitter verhaßt iſt. Aus der Blutgier gegen die Officiere überhaupt wird kein Hehl gemacht.*[17]) Tödtliche Kugeln auf ihn, den General von Gagern, noch zu entſenden, zu dieſer That hatte

*[17]) Die vorausgegangene Verabredung, „von republikaniſcher Seite," auf die Officiere der Truppen zu ſchießen, iſt von F. Hecker, A. Willmann und J. Schöninger, in der Erklärung, Baſel, 22. April 1848, zugegeben. Officiere ſind dieſer Rotte keine „Deutſchen Brüder" die etwa zu ſchonen wären. Das Leben ihrer Landsleute ohne ſonſtigen Kriegszweck hinzuſchlachten, weil ſie brave Officiere, daran übten ſie, oder ein Theil von ihnen wenigſtens, eine behagliche Luſt. Kaiſer ſelbſt ſagt, mit demſelben Athem, womit er von ſeiner bei dem Gedanken, daß Deutſche ſich gegenüber ſtehen, von Schmerz zerriſſenen Bruſt declamirt hat, daß nur „das Blut der gemeinen Soldaten zu vergießen" bei den Republikanern Widerwille geherrſcht habe, und bezeichnend ſind ſeine Worte: „Tief hatte mich von Gagern durch ſein rückſichtsloſes, ſchroffes Betragen erbittert, aber dennoch konnte ich nicht umhin zu bedauern, daß ein ſo ausgezeichneter Officier in ſolchem Amte durch die Hände ſeiner Mitbürger fallen mußte." Aber auch in der Beſchränkung, daß Widerwille nur geherrſcht habe das Blut der gemeinen Soldaten zu vergießen, trugen nicht alle hervorragenden Aufſtändiſchen die gleiche Scheu vor unnöthigem Blutvergießen im Bürgerkriege. Schon aus Anlaß der aufgegebenen Stellung bei Kandern verſpottet Mögling (Seite 90) diejenigen, die ſolche Scheu tragen, und am Schluß ſeines Berichts (Seite 104) tröſtet er ſich mit der unwahren Prahlerei, daß während jenes damals eben unterdrückten Aufſtandes auf einen gefallenen

ſich eine Anzahl guter Schützen eifrig gedrängt; ſie ſtanden dazu gleichſam auf dem Anſtand; verwegen und blutgierig genug!

„Und dieſen edlen Deutſchen, der ſeinen letzten Tropfen Herzblut für Deutſchland hingegeben hätte, haben Deutſche wie ein Stück Wild todt geſchoſſen.“

Die That war für den eingetretenen Fall verabredet; das geht aus allen ſchon erwähnten Umſtänden hervor; es galt das Opfer der Rache ſchußgerecht zu bekommen; darum der Ruf: General vor! General! der ſicher nicht aus den Reihen der „biederen Landleute“ erfolgt iſt; der ja auch anders gedeutet werden konnte und anders gedeutet wurde. Das war die niedrige, die tückiſche Räuberfalle — nicht Kriegsliſt; — der Krieg iſt ein blutiger zwar, aber ein ehrbarer, und unter Umſtänden ein ſittlich erhabener Beruf. —

Wäre der General auf jenen Ruf: General vor! zu Pferde gekommen, dann hatte man ihn wohl ſchußgerecht, und würde wahrſcheinlich gleich auf ihn geſchoſſen haben; die Wirkung ſeines Todes wäre damals vielleicht nachtheiliger für die Haltung der Truppen geweſen; aber er kam zu Fuß und gerieth in ſolche unmittelbare Nähe der Aufſtändiſchen, daß, hätte eine größere Zahl Schützen, wie dieß einige Minuten ſpäter geſchah, damals ſchon auf ihn ſchießen wollen, dieſe ihre eigenen Leute getroffen haben würden. Man ließ ihn alſo aus dieſer unmittelbaren Nähe ihrer Leute wieder zurück bis an ſein Pferd gelangen; und kaum ſaß er zu Pferd, Allen ſichtbar und Vielen in nächſter Nähe ſchußgerecht, — da knallten die Büchſen und ein Hagel von Kugeln wurde nach ihm entſendet, von denen drei ihn tödtlich trafen, wie auch ſein Pferd von mehreren Kugeln getroffen und.

Republikaner zehn gefallene Royaliſten gerechnet werden könnten; und verſpricht ſich behaglich von der Zukunft, bei fortgeſetzter Bekämpfung der beſtehenden Vorurtheile gegen Blutvergießen, und bei beſſerer Schule der Republikaner, ein noch erſprießlicheres Reſultat bezüglich der Differenz der Verluſte an Getödteten.

getödtet war. Doch auch die Flucht und Auflöſung der Aufſtändiſchen war gleichzeitig entſchieden.

Bedenkt man die geringe Zahl der nach ſolcher Salve ſonſt Getödteten und Verwundeten, ſo kann Niemand zweifeln, daß Friedrich von Gagern planmäßig getödtet wurde. Es iſt zwar vom Feinde ein Preis auf ſeinen Kopf wohl nicht geſetzt worden; aber ſolchen Feinden und Schützen, die für ihre Sache, ich will zu ihren Gunſten ſagen, fanatiſirt waren, konnte wohl als Preis der That, die That ſelbſt gelten; und es iſt daher die planmäßige Tödtung von Seiten der Aufſtändiſchen, des Generals von Gagern, als des Befehlshabers ihrer Feinde, und weil er dieß war, und unter den Umſtänden, unter denen ſie erfolgt iſt, — ein als Kriegsmittel völkerrechtlich unerlaubter Mord*[18]) geweſen. —

---

*[18]) Im Kriege und im ehrlichen Gefechte iſt es allerdings nicht allein erlaubt, ſondern durch den Zweck des Kriegs geboten, dem Feinde mit allen nach Kriegsgebrauch erlaubten Waffen, den größtmöglichen Schaden zuzufügen; und wenn dann wohlgezieltes Feuer hauptſächlich gegen die hervorragendſten und durch ihre Action am gefährlichſten erſcheinenden feindlichen Officiere gerichtet wird, — wenn der Schütze ſeinen Mann auf's Korn nimmt, — ſo iſt das nicht allein ſein Recht, ſondern es gereicht ihm zum beſonderen Lobe.

Schon im Krieg von Nation gegen Nation fordert das Völkerrecht von den civiliſirten Völkern, im Intereſſe einer geſunden Politik, daß ſie die zweckloſen Uebel des Kriegs vermeiden oder mildern, und ſchon um der zu gewärtigenden Repreſſalien willen, übertriebener Gewaltthätigkeiten und Grauſamkeiten ſich enthalten. Verſchiedentlich ſind beim Beginn des Kriegs von Nation gegen Nation die kriegführenden Theile durch ausdrückliche Verabredungen übereingekommen, ſich gewiſſer, völkerrechtlich ſonſt nicht verbotener Kriegsmittel nicht bedienen, ſondern „guten, loyalen Krieg" mit ehrlichen und gleichen Waffen gegen einander führen zu wollen, wie denn der Kriegsgebrauch in ritterlicher Sitte noch immer ſeine Quelle hat. Um wieviel entſcheidendere Gründe beſtehen nicht dafür, im Bürgerkrieg eine ſolche Verabredung ſtillſchweigend unter den Führern vorauszuſetzen, und nun gar in einem Bürgerkriege, zu dem fürwahr nicht die Verzweiflung eines unterdrückten Volkes über blutige und unerträgliche Tyrannei geſtachelt hatte, ſo daß etwa Handlungen der Rache aus dieſem Grunde zu entſchuldigen geweſen wären. Beim Beginn der Belgiſchen Revolution

Ich faſſe das Reſultat in folgenden Sätzen zuſammen:

Die Aufſtellung der Inſurgenten auf der Scheidegg iſt nicht erfolgt um ein ehrliches Gefecht zu beſtehen. Indem einer ihrer Führer unter der friedlichen Form des Parlamentirens den Truppen ſich näherte, hatte er dem gegneriſchen Führer, dem General von Gagern, zwar nicht die völkerrechtliche Pflicht aber die großmüthige Rückſicht aufgenöthigt, ihn als einen unverletzlichen Parlamentär zu behandeln.

Mit dem Ruf aus den Reihen der Inſurgenten: „General vor, General!“ in Verbindung mit der Demonſtration eines friedlichen Vorgehens des aufſtändiſchen Führers Kaiſer, wurde der Wunſch zu parlamentiren und die friedliche Abſicht, der Form nach noch entſchiedener ausgeſprochen, und es war damit der General von Gagern berechtigt anzunehmen, daß wenn er dem gegneriſchen Wunſche entſprach und, wie er that, mit friedlicher Demonſtration auch ſeinerſeits dem Feinde ſich näherte, die völkerrechtliche Vorausſetzung für den Akt des Parlamentirens erfüllt, die Folge, die Unverletzlichkeit der Parlamentäre, ſelbſtverſtändlich ſei.

Die Gefahrloſigkeit ſolcher Annäherung des Generals an den Feind, deſſen Wunſch damit entſprochen wurde, hatte eine weitere Garantie gewonnen durch die Aufforderung der Aufſtän-

---

hatte Friedrich von Gagern in dienſtlicher Stellung die Aeußerung gethan: „Le premier qui donnera à la guerre civile dont nous sommes menacés, un caractère de cruauté, est le plus dangereux ennemi du gouvernement.“ Er iſt dieſer Maxime damals wie jetzt treu geblieben. Ausdrücklich aber verbietet das Völkerrecht, einen Preis auf den Kopf des feindlichen Anführers, oder eines andern hervorragenden, feindlichen Officiers zu ſetzen, wenn man dazu nicht unter dem Titel von Repreſſalien das Recht wieder erwirbt, — (Marlens, précis du droit des gens moderne de l'Europe. Goettingue 1789. Liv. VIII. Chap. III. §. 233) — und eine ſolche Handlung, die dem Individuum des Commandirenden geltende planmäßige Tödtung, wird nach Kriegsgebrauch dem Mord gleich geachtet, der zu den erlaubten Mitteln der Kriegführung nicht gehört.

diſchen an die Truppen: „Schießet nicht auf euere Brüder!“ Damit hatten die Aufſtändiſchen beim Parlamentiren ihre Abſicht zu erkennen gegeben, oder zu ſolcher Auffaſſung ihrer Abſicht inducirt, als ob auch von ihrer Seite nicht geſchoſſen, nicht durch den erſten Schuß das Signal zum Blutvergießen gegeben werden würde. Das Halten der Zuſage konnte nur dadurch bedingt erſcheinen, daß die Truppen nicht zuerſt ſchoſſen. Da die Aufſtändiſchen dennoch zuerſt ſchoſſen, nachdem der Verſuch zur Verführung der Truppen fehlgeſchlagen war; — da ſie auf den General ſchoſſen und ihn erſchoſſen, obgleich dieſer keine andere Feindſeligkeit gegen ſie übte als die, ſie zu fortgeſetztem Rückzug durch einfachen Vormarſch nöthigen zu wollen, wozu, daß dieſes gelingen werde, alle Prämiſſen in dem Zuſtand der aufſtändiſchen Schaaren vorhanden waren, ſo ergiebt ſich aus Allem dem: daß von den Aufſtändiſchen die Form des Parlamentirens mißbraucht worden iſt, zu nach Kriegsgebrauch und Völkerrecht unerlaubten Zwecken; nämlich um zu verſuchen, die gegneriſchen Truppen mit der Aufforderung: „Tretet in unſere Reihen“ zu Treubruch und Verrath zu verführen; und dann um, im Fall daß dieſer Verſuch fehl ſchlüge, den General von Gagern, den ſie tückiſcher Weiſe veranlaßt hatten ſich zu exponiren, um ſo ſicherer tödten zu können.

Sie tödteten ihn zwar nicht in der Action des Parlamentirens, ſie tödteten ihn aber in einer, in Folge dieſer Action ihm perſönlich und in tückiſcher Abſicht aufgenöthigten, exponirten Stellung.

Das ganze von den Aufſtändiſchen eröffnete Schießen war, — ohne anderen kriegeriſchen Zweck, während beſchleunigter Rückzug oder Capitulation nach allen Umſtänden geboten geweſen wäre, — weſentlich gegen den General von Gagern, wiſſend, daß er der Anführer der Gegner ſei, und weil er dieß war, perſönlich gerichtet; es geſchah unzweifelhaft nach einer Verabredung,

die in demſelben Licht erſcheint, als ſei ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt geweſen.

Hecker und andere Führer der Aufſtändiſchen haben die Verabredung eingeräumt, daß auf die Officiere geſchoſſen werden ſollte.

Sie haben den General vorgerufen unter dem Vorwand zu unterhandeln, aber in der Abſicht, wenn der Plan zur Verführung der Truppen ſcheitern ſollte, ihn um ſo ſicherer zu erſchießen.

Er iſt hervorgerufen worden unter dem Anerbieten von Seiten der Aufſtändiſchen, nicht zu ſchießen, wenn von der andern Seite nicht zuerſt geſchoſſen würde. Es iſt von Seiten der Truppen nicht zuerſt geſchoſſen worden.

Dennoch haben die Aufſtändiſchen geſchoſſen, und haben nach Verabredung faſt nur auf den, durch ihre tückiſche Lockung exponirten, General geſchoſſen.

Alſo trägt dieſe Tödtung des gegneriſchen Commandirenden nicht den Charakter an ſich, eines zwar unglücklichen, aber zufälligen Kriegsereigniſſes, das in ehrlichem Gefecht ſich zugetragen hat; eines Schickſals, deſſen der Krieger in ſeinem Beruf gewärtig ſein muß; — ſondern ſie war ein, als Kriegsmittel völkerrechtlich unerlaubter, feiger Mord!

Auf der Stelle wo, nahe der Scheidegg, Friedrich von Gagern verſchied, iſt wiederholt von kameradſchaftlicher und freundlicher Hand ein Bäumchen gepflanzt worden; keins iſt aufgekommen; nur den dürren Strunk des zuletzt gepflanzten findet man vielleicht noch unter dem Erdaufwurf. Derſelbe Wahnſinn, der den Tod des Tapfern und Vertrauenden verſchuldete, er hat auch dem Andenken der Lebenden bis auf die Spur zu der Stelle

rauben wollen, wo ein ſo Deutſches Herz zu ſchlagen aufgehört hat; wo ſein leuchtendes Auge dem Vaterlande erloſchen iſt!

Die Leiche war von dem Expeditionscorps bis Müllheim mitgeführt worden, wo ſie kaum vor der Mißachtung fanatiſirter Haufen ſicher ſchien. Auf dem dortigen Kirchhof beigeſetzt, wurde ſie, auf den Wunſch des Vaters, nach wenigen Tagen von dort abgeholt, damit ſie in betrauter Erde, unter den Seinigen, auf dem Friedhof des von dem Dahingeſchiedenen ſo geliebten Hornau ruhe, „wo es ſo heimlich iſt.“ Bruder Karl, jetzt der Aelteſte, unterzog ſich dem ſchmerzlichen Auftrag, die Leiche des Bruders zu geleiten. —

Von Frankfurt aus ging am 1. Mai der feierliche Leichen-Conduct nach Hornau, und das Geräuſch dieſer Trauerfeier drang bis zu dem entfernten Gemach durch, wohin ſich der Eltern ſtille Trauer zurückgezogen hatte.

Mir, dem der eigene Schmerz über den Tod des geliebten Bruders, und über alles was mit ihm an Wirklichkeiten und Hoffnungen geſchwunden war, die Seele zerriß, — mir war dazu noch die ſchwere Pflicht beſchieden geweſen, die Schreckensbotſchaft, die an mich zuerſt gelangt war, den Eltern zu überbringen. Als ich der düſtern Ahnung derſelben, die mein ganz unerwartetes Eintreffen in Hornau in jener Zeit, ſowie der Ausdruck meiner Züge ſchon erweckte, Beſtätigung geben mußte, da ſchlug die in's Herz getroffene Mutter lautlos den demüthig fragenden Blick zum Himmel auf. Da die Kraft zum Leben ihr zu ſchwinden ſchien, die jedoch bald in die hohe fromme Seele wiederkehrte, ſo blieb ihre einzige Klage: „Ach! das hätte ich nicht mehr erleben ſollen!“

Ueber den armen Vater kam zunächſt wie eine dumpfe Erſtarrung; und ſein Anblick ſteigerte noch mein eigenes Weh. Doch ſchon nach wenigen Tagen hatte er die Erſtarrung bewältigt,

und die geiſtige Kraft wieder errungen, um mit Anſtrengung ſelbſt an den König der Niederlande ſchreiben zu können, ſo wie hier folgt:

„Durchlauchtigſter,
Großmächtigſter König und Herr!

Den Fall meines älteſten Sohnes bei Kandern, und was man hernach zu ſeinem Lob und Andenken in Deutſchland ſo reichhaltig geſagt hat, konnten Eure Königliche Majeſtät allerdings ſehr bald aus den öffentlichen Blättern entnehmen. Ich fühle jedoch wohl, daß es in mehr als einem Betracht alſobald meine Pflicht geweſen wäre, davon die erſte Anzeige zu machen, wenn die erſte Betäubung ſolches zugelaſſen hätte.

Die Ordenszeichen, womit Eure Majeſtät ihn im Leben geſchmückt hatten, wird Herr von Forſtner, der freundliche Bewahrer, an die Behörden nach dortiger Sitte abliefern.

Innig dankbar für alle erzeigte Gnade, Vertrauen und Nachſicht, — in des Dahingeſchiedenen und meinem Namen, verbleibe ich in tiefſter Ehrfurcht

Eurer Königlichen Majeſtät

Unterthänigſter

Hornau, den 28. April 1848.

Die Königliche, ſo würdige Antwort auf dieſes Schreiben, durch das Organ des Bundestagsgeſandten Herrn von Scherff, iſt bereits oben mitgetheilt. — Mit keinem bitteren Worte, keinem bitteren Gefühl, verläugnete der Vater, auch während der vollen Hingebung an ſeinen Schmerz, ſein unvergängliches „Wohlwollen gegen die menſchliche Gattung;“ — aber die „Freude am Daſein auf der ſchönen Erde,“ — die er jedoch noch von Andern forderte, war für ihn dahin.

Nur aus der Tiefe der noch ganz gegenwärtigen Quelle des Schmerzes vermochte der lebenskräftige Geiſt des zwei und achtzig-

jährigen Greiſes noch einmal die Friſche zu ſchöpfen, mit welcher er in jener bewegten und, wie es den Anſchein hatte, von neuen politiſchen Geſtaltungen ſchwangeren Zeit, in einer kurzen Anſprache*) an die Nation und ihre Lenker, die Aufgabe des Tages, die Schwierigkeit ihrer Löſung, und die zu befürchtenden Verirrungen beſprach. Wie er es ſchon 1818 gethan, poſtulirte er den Bundesſtaat; — wie er es allzeit gethan, mahnte er an Einheit und Eintracht, die er bedroht ſah, und formulirte, in ſeinen „ſo betrübenden Beſorgniſſen" ſeine Wünſche dahin: „Sucht etwas auf, was bei allen Einwürfen, — bei allem Unbefriedigenden, — ſich am Ende doch noch Alle oder bei weitem die Meiſten gefallen ließen;" — Er erinnerte an die Bedingungen des Beſtandes der Freiheit, in der organiſchen Zuſammenfügung und Verſchmelzung der politiſchen Rechte der ſocialen Elemente, und an dasjenige, was er darüber in dem vierten Theile ſeiner „Reſultate der Sittengeſchichte" geſchichtlich entwickelt und gelehrt hatte; — Er warnte endlich vor Unwahrheit und Uebertreibungen, welche letztere er als eine Species der Unwahrheit bezeichnete. Während man nämlich den bis dahin in Uebung geſtandenen Verfaſſungen den Vorwurf machte, daß ſie, indem ſie das mißverſtandene monarchiſche Prinzip allzuſehr betonten, nur einen Scheineonſtitutionalismus gewährten und dem Abſolutismus das Uebergewicht verſchafften, ſah der Vater mit Beſorgniß wie jetzt Viele dem entgegengeſetzten Extrem zuſteuerten, und unter Beeinträchtigung und maaßloſer Befeindung der Monarchie und der ariſtokratiſchen Inſtitutionen, ein allzugroßes Uebergewicht der Demokratie herbeizuführen ſtrebten.

Es ſchien jedoch die „Anſprache an die Nation" in dieſem ihrem politiſchen Theile weſentlich nur die Einleitung

*) Allocution an die Nation und ihre Lenker, von G. E. C. von Gagern. Frankfurt a. M. Im Mai 1848.

bilden zu ſollen, um einem Bedürfniſſe des väterlichen Herzens Genüge zu leiſten. Der Vater fühlte ſich gedrungen, zu dem ſchon wenige Tage nach dem Tode des theuern Sohnes „von geſchickter Hand verfaßten“ und veröffentlichten Nekrolog einige Nachträge beizufügen, „die ihn noch würden kenntlicher machen.“

„Seid nachſichtig“ — ſo befürwortete er mit rührender Bitte — „wenn ich darin eine Erleichterung, die Abtragung einer Schuld finde. Denn unendlich iſt mein Verluſt, nicht nur des Sohnes, der das wahre Bindungselement der Familie war, — aber des treuſten, zärtlichſten, ſorgſamſten Freundes.“

An den politiſchen Theil knüpfte er den Nachtrag zum Nekrolog des Sohnes unter Beziehung auf die Aufgabe des damaligen Augenblicks und die Schwierigkeiten ihrer Löſung, und mit der Hoffnung an:

„Und da er bei der Bewältigung der Schwierigkeiten als erſtes Opfer fiel, und darum in eurem Andenken bleiben wird.“

Dann ſchloß er mit der Erzählung eines Erlebniſſes meines Bruders*) und daran geknüpfter Betrachtung: Als nämlich dieſer die unwegſamſten Theile und höchſten Gebirge von Sumatra durchforſchte, entfernte er ſich eines Abends, während die Escorte Sieſta hielt, allein, um eine Ausſicht zu gewinnen. Die Nacht überfiel ihn, er verlor die Richtung, und mußte, auf dem Aſte eines Baumes ſich lagernd, ſeine Schlafſtätte nehmen und des Tages Anbruch erwarten. Die, als er im Bivouac vermißt wurde, aufgeregten und ängſtlichen Einwohner der Gegend, die als Führer dienten, ſuchten ihn in der Nacht noch mit Fackeln auf, fanden ihn und brachten ihn frohlockend zurück. Von wilden Thieren, weil dieſe in ſo hohe und rauhe Region ſich nicht verſteigen, war zwar, wie dieſe Leute meinten, für ihn nichts zu befürchten geweſen, aber von den vielen Teufeln die auf dem Berge hauſen ſollen. „Dieſe braven Leute,“ — ſo ſchloß mein

*) Siehe oben Seite 546 und 547.

Vater seine Ansprache, — „waren ihres Handwerks, wenigstens unter Umständen, — Menschenfresser. — Und in der Heimath. — — "

So dachte und schrieb der erschütterte Vater, unter dem Eindruck des Schmerzes der ersten Wochen. —

Von allen Seiten strömten sodann Zeichen der Anerkennung für den Dahingeschiedenen und seine Widmung zu. Auch von andern Königen, Fürsten und Fürstinnen ist ein ausdrückliches Beileid dem greisen Vater, außer dem bereits mitgetheilten des Königs der Niederlande, — von Einigen auch mir, in Berücksichtigung meiner damaligen Stellung, — theils unmittelbar, theils durch gesandtschaftliche Vermittelung bezeugt worden. Aus dem an meinen Vater, d. d. Carlsruhe den 14. Mai 1848 gerichteten unmittelbaren Handschreiben des verewigten Großherzogs Leopold von Baden, dieses so wohlwollenden Fürsten, mögen die Schlußworte hier ihre Stelle finden:

> „Nicht blos Ich und Mein Land werden sein Andenken dankbar bewahren, die große Geschichte unserer Zeit wird den Namen Gagern nennen, so lange die Menschen in rebellischer Anarchie den größten Feind der Civilisation und der wahren Freiheit erkennen werden."

Für solche „rührende Beweise der Theilnahme und des Leides, vom Thron bis zur Hütte" — blieb der Vater empfänglich.

Noch vier Jahr träumte er oft stundenlang neben dem Grabe des Sohnes, auf einer Rasenbank sitzend, die er dort sich geschaffen, das ehrwürdige Antlitz in seinen Händen bergend, oder auch mit dem Stabe die Stelle zeichnend, die er für sein eigenes müdes Haupt zur Ruhe ersehen hatte.

Zu den Füßen dieses künftigen Grabes sah er noch eine sehr geliebte Schwiegertochter und eine sechszehnjährige Enkelin, einst die erste seines Namens, in die gleiche Erde versenken, und er

klagte, daß ihm für ſie, — nach dem Verluſte des Sohnes, — keine Thränen mehr geblieben ſeien.

Er ſah auch die Hülle der Mutter († 4. Juni 1851), die ihm zur Rechten liegen ſollte, zur erſehnten Ruhe vorangegangen, und er ließ deren Grabhügel mit Blumen fortdauernd ſchmücken, bis ein Jahr ſpäter die ſeinige († 22. October 1852) die erwählte Stelle ausfüllte, zwiſchen der treuen Gefährtin des Lebens und dem älteſten Sohne, — ſeiner Freude und ſeinem Stolz. —

Die Ruheſtätte liegt an der weſtlichen, der Kette der Taunus-Berge zugekehrten Abdachung einer Anhöhe, dem nahen Staufen gegenüber, der ein Glied dieſer Kette bildet. Es iſt der einfache Friedhof der Gemeinde, umſäumt mit einer Weißdornhecke und beſchattet von einigen Gruppen von Nadelholz und Birken. Hier hat die Liebe und der Stolz der Eltern und der Geſchwiſter Friedrich von Gagern den Denkſtein geſetzt: Auf einem Granitſockel ruht ein gleicher Würfel, als Träger von Schwert und Eichenzweig, ins Kreuz gelegt, und beides überragt von einem hohen antiken Helm, alles aus demſelben Stein gemeißelt. Auf der Vorderſeite des Würfels ſtehen Name, Geburts- und Todestag, und die Orte der vorzüglichſten militäriſchen Erinnerungen des Bruders, gleich Markſteinen ſeines Lebens: 1812 Pinsk. — 1813 Dresden. Culm. Leipzig. — 1815 Waterloo. — 1830 Brüſſel. Antwerpen. 1831 Haſſelt. Löwen. 1844—47 Java. Sumatra. — 1848 Kandern. Auf der ſüdlichen Seite des Würfels iſt der ſchon früher erwähnte, und hier beſonders bedeutungsvolle Homeriſche Spruch des Ajax eingegraben:

Ὦ φίλοι, ἦτοι κλῆρος ἐμὸς, χαίρω δὲ καὶ αὐτός.

Ilias VII. 191.

Freunde, ja, mein iſt das Loos, und ich erfreue mich deſſen.

Auf der entgegengeſetzten Seite, einer der dem Pythagoras zugeſchriebenen, goldnen Sprüche (Vers 63):

ἀλλὰ σὺ θαρσεῖ ἐπεὶ θεῖον γένος ἐστὶ βροτοῖσιν.

Auf! ſei ſtark, da die Sterblichen ſind von Gottes Geſchlechte.

Dieſen Spruch hatte Fritz einſt nach ſchweren Erlebniſſen dem Bruder Max in deſſen Gedenkbuch eingetragen.

Die Sphinx blickt unter dem Kamm des Helms von dem Grab des Bruders hinüber nach der vorſpringenden Felſenplatte des Staufen, wo einſt unter uns Brüdern der Bund der Widmung für die Größe des Vaterlandes geſchloſſen worden war; ſie ſcheint zu fragen nach dem Sinn der Freude des Bruders über das gefallene Loos, — und nach dem Preis ſeines dahingegebenen Lebens?

„Doch — was der Brüder Eintracht ſich verſprach,
Das klingt noch immer in der Seele nach;
Und, wie die Inſchrift, in den Stein gegraben,
Beſteht das Wort, das wir zum Bund uns gaben."

Das war von dem Bruder zu dem Bruder geſprochen, aber des Vaters ſo voll berechtigte Mahnung und das Gebet, das er in nachſtehenden Worten an ſeine Trauerklage knüpfte, — ſie galten der Nation und ihren Lenkern, und für alle Zeiten:

„Möge denn der Geiſt meines dahingeſchiedenen Sohnes über Euch ſchweben, der keinen heißeren Wunſch hatte, als Stärke, Einheit, Ehre und Wohlfahrt ſeines weiten Vaterlandes." —

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

1812 PIRNA
ULM LEIP
1830 BRUSSEL ANTWERPEN
1831 HASSELT
1848 KANDERN

Stanford University Libraries
3 6105 001 353 239

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 001 353 239

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305

Digitized by Google